

Otto Oertel

Als Gefangener der SS

Herausgegeben und bearbeitet von
Stefan Appelius

Mit einem Vorwort von
Bernt Engelmann

bis

**Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg
1990**

Der Herausgeber bedankt sich für die Ermutigung und Unterstützung bei Ingeborg Appelius, Wilhelmshaven, Thekla Eilers, Oldenburg, Dirk C. Müller, Wilhelmshaven, Günter Wallraf, Köln, Sabine Weiß, Wardenburg und Dr. Hartmut Wiesner, Wilhelmshaven.

Die Herausgabe dieses Buches wäre ohne die großzügige finanzielle Unterstützung der ehemaligen SPD-Bundestagsabgeordneten Alma Kettig, Wuppertal, nicht möglich gewesen.

In jahrelanger, freundschaftlicher Verbundenheit wurde die Arbeit des Herausgebers durch die im Januar 1990 verstorbene Maria Dörr, Wilhelmshaven, unterstützt. Sie hat sich um die Herausgabe dieses Buches in besonderer Weise verdient gemacht.

Verlag/Vertrieb Bibliotheks- und Informationssystem
der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
(BIS) - Verlag -
Postfach 2541, 26015 Oldenburg
Tel.: 0441/798 2261, Telefax: 0441/798 4040
e-mail: sip@bis.uni-oldenburg.de

ISBN 3-8142-0238-4

*Es wird ein Tag sein, wo ihr dies bereut
Ihr Lauten, die ihr schreit und die ihr schweigt, ihr
Stillen!
Und käm kein solcher Tag, ich weinte um euch heut
Und wär es nur um eurer Kinder willen.*

Bertolt Brecht

Was ist Geschichte?

Der große schweizerische Kulturhistoriker Jakob Burckhardt definierte Geschichte als das, "was ein Zeitalter an dem anderen interessiert". So gesehen, haben die Deutschen während der letzten Jahrzehnte weitestgehend geschichtslos gelebt. Sie haben darauf verzichtet, sich mit den Ereignissen, die in den zwanziger und dreißiger Jahren die Nazi-Diktatur vorbereiteten und ankündigten, kritisch auseinanderzusetzen. Erst recht wollten sie nichts wissen von der Zeit zwischen dem 30. Januar 1933 und dem 8. Mai 1945. Da hatte es nach vorherrschender Meinung ein "Verhängnis" gegeben, eine von niemandem verschuldete Katastrophe, in die zwar alle irgendwie "verstrickt" gewesen waren, aber die man besser mit Schweigen überging. Vorbildlich wie in so manchem, nahm Helmut Kohl, stellvertretend für viele erfolgreiche Deutsche seiner Generation, glücklich seufzend "die Gnade der späten Geburt" für sich in Anspruch, was im Klartext hieß: "Das geht mich gottlob nichts an!" Er und seine Gleichgesinnten bestätigten so auf ihre Weise Jacob Burckhardts Definition der Geschichte und erwiesen sich mit ihrem Bekenntnis als geschichtslos.

Wiederaufbau, Wirtschaftswunder, Westintegration und immerwährender Kalter Krieg prägten seit 1945 die "Haste-was,-biste-was"-Mentalität der Westdeutschen. Sie und ihre Leitfiguren in den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten, Konrad Adenauer und Ludwig Erhard, bemühten sich zwar redlich, das Bild vom "häßlichen Deutschen" aus der Welt zu schaffen. Aber das bedingte zugleich, jedenfalls nach Ansicht einer breiten Mehrheit der Bundesbürger, daß man an die jüngere Vergangenheit nicht rührte, sie so weit wie möglich in Vergessenheit geraten ließ und nicht nach Ursachen oder gar nach den dafür Verantwortlichen forschte. Man lebte in einer freiheitlichen Demokratie und damit basta.

Im anderen deutschen Staat, der DDR, stahl man sich auf andere Weise aus der Geschichte: Da die BRD behauptete, sie sei die alleinige Rechtsnachfolgerin des untergegangenen Deutschen Reiches, sollte sie, so fand die DDR-Führung, mit ihrem Alleinvertretungsanspruch auch die Alleinverantwortung für alles übernehmen, was vor 1945 im deutschen Namen geschehen war. Und da man in Bonn den Begriff des "Widerstands gegen das NS-Regime" nur sehr zögernd und betulich verwendete, auch so stark eingrenzte, daß er sich, fern jeder Realität, allein auf das den westdeutschen

Klerikalkonservativen Genehme bezog, ging man in Ost-Berlin den umgekehrten Weg: Man sah sich und die DDR als die alleinige Erbin, nicht der Nazi-Diktatur, sondern des antifaschistischen Widerstands. Man war erwiesenermaßen von Anfang an Gegner der Nazis gewesen, hatte im Kampf gegen die braune Diktatur die meisten und schwersten Opfer erbracht, brauchte also keine Vergangenheit aufzuarbeiten, und damit basta.

Leider ist die historische Wahrheit, zumal auf ein ganzes Volk bezogen, zumeist weit weniger einfach, als sie dargestellt wird. Sie ist häufig auch sehr unbequem, aber es lohnt sich dennoch, ihr auf den Grund zu gehen. Denn nur wenn wir uns volle Klarheit verschaffen über das, was gewesen ist, können wir hoffen, nicht blind in die Zukunft zu tappen, nicht die gleichen schrecklichen Erfahrungen zu machen wie unsere Eltern und Großeltern.

"Wer sich an die Vergangenheit nicht erinnern kann, ist dazu verdammt, sie zu wiederholen." Dieses Wort des großen amerikanischen Philosophen und Romanciers George Santayana scheint mir besonders gut auf uns Deutsche und unsere Geschichte zu passen und gerade heute von hoher Aktualität zu sein. Es eignet sich auch als Motto für dieses Buch, das Stefan Appelius jetzt dankenswerterweise herausgegeben hat.

Es handelt sich dabei um oral history im besten Sinne, um die mündlichen Berichte eines sich erinnernden Zeitzeugen, der die jüngere deutsche Geschichte "von unten" erlebt und erlitten hat - als Kind die Not und das Elend der kleinen Leute im ersten Weltkrieg, in Revolution und Konterrevolution, als junger Mann den Untergang der ersten deutschen Republik, den ebenso opferreichen wie vergeblichen Kampf der revolutionären Linken gegen die braune Diktatur miterlebt, die Qualen eines dem Terror Ausgelieferten, die Folterstätten, Gefängnisse, Zuchthäuser und KZ-Lager selbst durchlitten hat - bis zum schließlichen Untergang der Nazi-Schreckensherrschaft in Schutt und Schande, die für ihn Befreiung bedeutete.

Die Bundesrepublik Deutschland hat, spätestens von 1950 an, fast alle Täter, selbst die Folterknechte der Gestapo und die Totschläger der SS-Wachmannschaften, in ihren demokratischen Staatsapparat integriert. Ich selbst traf im Winter 1949/50 zufällig jenen Düsseldorfer Gestaposchergen Hermann Waldbillig wieder, der viele meiner Freunde und mich selbst verhaftet und mißhandelt hatte, der deshalb 1948 zu langer Zuchthausstrafe verurteilt worden war, aber nun bereits wieder auf freiem Fuß war und erneut "im Dienst" - beim 14. (politischen) Kommissariat des Kölner

Polizeipräsidiums. Sein einstiger Vorgesetzter, SS-Hauptsturmführer Dr. Bernhard Wehner, der mich ins KZ Flossenbürg eingewiesen hatte, fungierte auch bereits wieder - als Chef des Landeskriminalamts NRW!

Indessen erging es dem Widerstandskämpfer Otto Oertel, von dem dieses Buch handelt, weniger gut. Der demokratische Rechtsstaat, der zu sein die Bundesrepublik Deutschland behauptet, verweigerte ihm jede Anerkennung, auch jegliche materielle Wiedergutmachung, weil er der Gesinnung, für die er gelitten hatte, nicht abschwören wollte! Otto Oertel mußte sich bis in sein hohes Alter ohne Rente nach dem Bundesentschädigungsgesetz seinen Lebensunterhalt selbst verdienen - in den letzten Jahren als Fensterputzer. Die Fertigstellung der ersten Arbeitsfassung des Manuskripts zu diesem Buch hat er noch erlebt. Kurz darauf ist er, fast 78 Jahre alt, in seiner Heimatstadt Wilhelmshaven verstorben.

Aber so hat es einer unserer großen Klassiker, Friedrich Gottlieb Klopstock (1724 - 1803) formuliert, "die Geschichte wird schon zu ihrer Zeit aufstehen und reden. Und wenn sie geredet hat, so kommt alles vorhergegangene Geschwätz nicht mehr in Betracht."

Rottach, im März 1990 Bernt Engelmann.

Bernt Engelmann, 1921 in Berlin geboren, ab 1938 Soldat bei der Luftwaffe, Angehöriger einer Widerstandsgruppe und in Gestapo-Haft, zuletzt in den Konzentrationslagern Flossenbürg, Hersbruck und Dachau. Engelmann arbeitete zunächst als Journalist, seit 1962 als freier Schriftsteller. Veröffentlichte mehr als 40 Bücher, deren Weltauflage über 10 Millionen Exemplaren liegt.

Krieg und Revolution

Als ich am 19. September 1910 das Licht der Welt erblickte, hatten bereits fünf Geschwister vor mir ihren Platz in der Familie eingenommen: drei Brüder und zwei Schwestern. Zwei Jahre später stellte sich dann noch eine Schwester ein, aber das wußte ich damals noch nicht. Sie blieb das Schlußlicht.

Mein Vater, der von Beruf Bäcker war, stammte aus Dresden. Auf seiner Wanderschaft, die ihn als Handwerksgeselle nach Norddeutschland verschlug, fand er Anstellung bei einem Bäckermeister in Norden, einer kleinen Stadt in Ostfriesland. Zu jener Zeit war es üblich, daß das Personal im Hause des Dienstherrn wohnte. So auch das hübsche Ostfriesenmädel Aafke Peters, die der Frau des Bäckermeisters bei deren Hausarbeit fleißig zur Hand ging. Immer, wenn mein späterer Vater Aafke begegnete, warf er ihr verliebte Blicke zu, während sie errötend ihre Augen senkte. Damals gab es das noch. Schließlich wurden sie sich einig, und die Dinge nahmen den üblichen Verlauf.

So oder ähnlich könnte es gewesen sein. Genau weiß ich es nicht, denn ich lernte meine Eltern erst 20 Jahre später kennen. Nach ihrer Heirat zogen sie in die preußische Kriegsmarinestadt Wilhelmshaven und machten sich eifrig daran, eine Familie zu gründen. Mein Vater gab seinen erlernten Beruf auf und fand Beschäftigung auf der Kaiserlichen Werft. Im Verlauf von mehr als 20 Jahren war die Familie vollständig. Die Arbeit in der Kupferschmiede der Werft war hart, und der karge Lohn mußte ausreichen, neun Mäuler satt zu machen.

Auf der Werft des Kaisers wurden ausschließlich Kriegsschiffe gebaut. Damit diese ihren Zweck erfüllen konnten und nicht nur tatenlos umherschwammen, mußte ein Krieg her. Wozu sonst sollten die Kanonen dienen, die auf den Schiffsdecks installiert waren? Also erfand man im Jahre 1914 den Ersten Weltkrieg.

Ein Jahr danach zogen wir in eine Barackenwohnung. Sie gehörte zu einer ganzen Reihe Holzbaracken, die von der Werftverwaltung für ihre Beschäftigten gebaut worden waren. Sie lagen ganz in der Nähe der Werft. Die Wohnung bestand aus einer Wohnküche, dem Schlafzimmer und der sogenannten "guten Stube", die nur an Feiertagen benutzt wurde. Als besonderer Komfort erschien uns die Toilette: Ein richtiges WC! Eine solche

Einrichtung hatte ich noch nie gesehen. Wer besaß das schon damals? Ich benutzte jeden unbewachten Augenblick, an der Kette zu ziehen und mich an dem darauf folgenden Rauschen des Wassers zu erfreuen.

Noch heute ist es mir rätselhaft, wie es möglich war, neun Personen in solch beschränkten Räumlichkeiten unterzubringen, ohne daß jemand von uns gezwungen war, draußen auf der Fußmatte zu schlafen.

Ich war gerade fünf Jahre alt und konnte nicht begreifen, warum Mutter uns Kindern zum Abendessen immer nur zwei Schnitten Brot zuteilte. Wir waren doch noch gar nicht satt. Wenn wir sie dann fragend ansahen und um eine Schnitte mehr baten, ging sie aus dem Zimmer. Kam sie nach einer Weile wieder herein, sah man an ihren Augen, daß sie geweint hatte. So lernte ich bereits als kleiner Junge den Hunger kennen. Sehr viel später begriff ich, wie einer Mutter zumute sein mußte, die ihre Kinder Hunger leiden sah. Doch es war Krieg, und alles wurde zugeteilt. Die Lebensmittelkarte bestimmte die Menge der Essensration.

Unsere Baracke stand am Rand eines Kasernenviertels, nur durch eine Straße von ihm getrennt. Vom Fenster aus konnte ich die Soldaten auf dem Kasernenplatz exerzieren sehen. Nach erfolgter Ausbildung schickte man sie an die Front, damit sie "Feinde" töten oder fürs Vaterland sterben sollten. Das sagte mir der Sohn eines Nachbarn. Der wußte Bescheid, weil er ein paar Jahre älter war als ich. Doch so recht konnte ich mit dem Begriff "Feinde" nichts anfangen, und so fragte ich ihn danach.

"Feinde", belehrte er mich, "das sind Männer, die uns alles wegnehmen wollen. Sie sprechen ganz anders als wir und wollen sogar unsere Väter und Brüder totschießen. Die bösesten von allen sind die Franzosen. Darum nennt man sie auch den Erzfeind." "Woher weißt Du das alles?" "Von unserem Lehrer in der Schule."

Eines Tages sah ich zu, wie bei uns die Mülltonnen geleert wurden. Ich kannte mich inzwischen mit den verschiedenen Arten der Feinde aus. Drei Russen und ein Franzose mußten als Kriegsgefangene die Müllbehälter vom Hof auf die Straße tragen. Aus dem Rand einer Tonne ragten ein paar Steckrübenschaln hervor, die sofort von den Gefangenen aus dem Müll gezerrt und gierig verschlungen wurden. Daraufhin schlug ihnen ein Wachposten mit dem Gewehrkolben in den Rücken. Darüber war ich entsetzt, lief zu meiner Mutter und berichtete ihr davon.

"Mein Kind, diese Menschen haben großen Hunger, und als sie etwas Eßbares fanden, da hat man sie geschlagen. Es ist eben Krieg, und darum behandelt man diese Männer als Feinde."

Da war es wieder, das Wort "Feinde".

"Die wollen uns ja auch alles wegnehmen", sagte ich. "Ach was. Die werden in den Krieg geschickt genau wie dein Bruder Julius, der jetzt in Frankreich an der Front ist. Nein, das sind ganz andere Leute, die am Krieg schuld sind. Die aber sitzen im Hintergrund und lassen andere für sich kämpfen und sterben. Das sind unsere wahren Feinde. Aber das verstehst du noch nicht."

Ich mußte lange über die Worte meiner Mutter nachdenken, soweit es die wenigen Lebensjahre, die ich erst auf der Welt war, zuließen. Doch da war noch der Lehrer meines Freundes. Hatte der nicht etwas ganz anderes gesagt? Die Feinde wollen uns alles wegnehmen, hatte er gesagt. Aber warum fangen sie damit ausgerechnet bei angefaulten Steckrübenschaln an? Irgendetwas stimmte da nicht. Nein, - meine Mutter hatte wohl recht. Wenn ich doch nur erst erwachsen wäre, um das alles zu verstehen.

Anfang Juni 1916 geriet die gesamte Nachbarschaft in helle Aufregung. Die Seeschlacht am Skagerrak hatte unzählige Opfer auf beiden Seiten gefordert. Die Schiffe mit den toten deutschen Soldaten, soweit diese ihr Grab nicht im Meer gefunden hatten, legten im Nordhafen von Wilhelmshaven an. Von dort wurden die Leichen mittels Pferdegespannen durch die Straße in der wir wohnten, in die Exerzierhalle einer der Kasernen gebracht und zunächst dort aufgebahrt. Die Wagen fuhren den ganzen Tag über im Pendelverkehr vom Hafen zur Halle und wieder zurück, um sich mit neuer, grausiger Fracht zu versorgen. Das Kasernentor, durch das die Wagen einfuhren, hieß seit diesem Tage das "Leichentor". Diesen Namen hat es all die Jahre hindurch behalten. Die gefallenen Matrosen wurden auf dem Ehrenfriedhof von Wilhelmshaven bestattet.

Es kam das Jahr 1917. Hunger und Not waren noch größer geworden. Wir besaßen von Mutters Seite her etliche Verwandte auf dem Lande, denen es noch relativ gut ging. Immerhin brauchten sie nicht zu hungern. An Wochenenden suchte unser Vater sie auf und brachte bei seiner Heimkehr von dort nahrhafte Sachen mit. Das war immer eine willkommene Hilfe für unsere Mutter, um die Not im Hause ein wenig zu lindern. Mitunter aber

geschah es auch, daß Vater mit leerem Rucksack zurückkehrte, weil ihm ein Schutzmann das "Hamstergut" konfisziert hatte.

Meine Mutter erkrankte an einem schweren Asthmaleiden. Dadurch wurde es für sie immer schwieriger, die Familie zu versorgen. Als dann auch noch die ohnehin kärglichen Lebensmittelrationen noch kleiner wurden, bat sie ihren Bruder auf dem Lande, eines ihrer Kinder zu sich zu nehmen. Dabei fiel die Wahl auf mich. So kam ich zu meinem Onkel und meiner Tante aufs Land.

Mein Onkel war im Dorf als Lehrer tätig. Da ich inzwischen das sechste Lebensjahr überschritten hatte, begann dort mein erstes Schuljahr. Nun brauchte ich auch keinen Hunger mehr zu leiden. Hier gab es genug zu essen, nicht nur zwei Schnitten. Sogar richtige Butter! War denn hier kein Krieg? Meine jüngste Schwester Irma besuchte mich ab und zu, was ich jedesmal als Freudentag empfand. Wenn sie jedoch am Abend wieder heimgefahren war, bekam ich stets Heimweh. Ich sehnte mich nach meiner Mutter.

Mehr als ein Jahr verbrachte ich nun schon bei meinen Verwandten, als eines Tages große Aufregung im Hause meines Onkels herrschte. Alle liefen verstört umher und jammerten: "Wir haben verloren! Wir haben den Krieg verloren!"

Also war der schreckliche Krieg jetzt wohl zu Ende. Nur begriff ich nicht, warum alle deswegen weinten. Oder waren das vielleicht Freudentränen? Aber nein, - danach sah es nicht aus.

Am Abend, als es dunkel war, strömte alles nach draußen ins Freie. Hier gab es etwas Besonderes zu sehen: Am Horizont stiegen unzählige Leuchtraketen zum Himmel empor. Ein großartiges Feuerwerk! Die Matrosen in Wilhelmshaven verschossen ihre gesamte Leuchtmunition, um das Ende des Krieges zu begrüßen. Sie weinten gewiß nicht darüber, daß mit dem Töten jetzt endlich Schluß war. Unser Dorf war nur etwa 15 Kilometer von der Stadt entfernt, so daß wir das Feuerwerk gut sehen konnten. Die Revolution, hieß es. Was das war, wußte ich nicht. Als ich danach fragte, schwoll das Gejammer meiner Verwandten noch stärker an: "Alles verloren! Diese roten Lumpen sind unseren tapferen Soldaten in den Rücken gefallen. Welch eine Schmach! Der Kaiser mußte fliehen, huhuuuuu...!"

Ich begriff das alles nicht. Mich packte plötzlich erneut das Heimweh nach Hause. Es hielt mich nichts mehr an einem Ort, wo man laut jammernd Tränen vergoß, weil der Krieg zuende war, anstatt sich darüber zu freuen, wie die Matrosen in Wilhelmshaven es taten. Es zog mich zu meiner Mutter. Sie war sicherlich nicht unglücklich über den Ausgang des Krieges. Nein, sie ganz bestimmt nicht, davon war ich fest überzeugt.

Daheim hatte sich Vieles verändert. In den Straßen sah man Matrosen mit umgehängten Gewehren, deren Lauf nach unten zur Erde wies. Ein ungewohntes Bild für mich. Überall sah ich Veränderungen, auch in unserer Wohnung. An der Wand in der Wohnküche hingen zwei gerahmte Fotografien, die ich vorher nie dort gesehen hatte. Ich kannte auch die darauf abgebildeten Matrosen nicht. Es waren keine aus unserer Verwandtschaft. Meine Mutter erklärte mir auf meine Frage, wer denn die beiden Matrosen seien: "Das sind Köbes¹ und Reichpietsch², die wegen ihres Eintretens gegen den Krieg hier in Wilhelmshaven zum Tode verurteilt und in Köln erschossen worden sind."

Spartakus

Es kamen ständig Fremde zu uns ins Haus, sie kamen und gingen wieder. Zumeist waren die Besucher Matrosen. Was hatte das alles zu bedeuten? In einer Ecke unserer Wohnküche lehnte ein Gewehr an der Wand, und in der Puppenstube meiner Schwester lagen Patronengurte für ein Maschinengewehr, das mein Bruder, der inzwischen von der Front heimgekehrt war, auf dem Dach eines Gebäudes aufgestellt hatte. Ich hörte zum ersten Mal das Wort "Spartakus".

Allmählich kannte ich mich indessen aus: Meine Mutter und meine beiden ältesten Brüder gehörten einer Gruppe an, die sich "Spartakus" nannte. Mein Bruder Theo wurde mehrmals verhaftet, weil er Flugblätter bei sich trug. Eines Tages brachte er einen Paken Plakate, die er an der Mauer der uns gegenüberliegenden Kaserne anbringen wollte. In dieser Kaserne lagen

-
- 1 Albin Köbes, Heizer auf SMS "Prinzregent Luitpold", am 25.8.1917 in Wilhelmshaven zum Tode verurteilt, am 5.9.1917 in Köln-Wahn hingerichtet.
 - 2 Max Reichpietsch, Obermatrose auf SMS "Friedrich der Große", am 25.8.1917 in Wilhelmshaven zum Tode verurteilt, am 5.9.1917 in Köln-Wahn hingerichtet.

die Berufssoldaten, welche gegen die Spartakisten eingesetzt werden sollten. Letztere hatten sich in der "Tausendmannkaserne" verschanzt.

Mein Bruder ging ins Schlafzimmer, das an der Straßenseite lag. Ich folgte ihm und war neugierig darauf, was er wohl vorhaben mochte. Er nahm ein Plakat aus dem Packen, pinselte es mit Kleister ein und überlegte ein Weile, wie er es so rasch wie möglich an die Mauer bringen könnte, ohne dabei gestört zu werden. Er öffnete das Fenster und schätzte wohl Entfernung und Zeit ab. Das dauerte mir zu lange. Ich nahm kurzerhand das Plakat vom Tisch, sprang durchs Fenster und rannte über die Straße auf einen Pfeiler des Kasernenzauns zu. Sekunden später prangte das Plakat dort, wo es hin sollte. Es enthielt einen Aufruf an die Bevölkerung, besonders aber an die Soldaten, die Revolution nicht auf halbem Wege zu beenden, sondern weiterzuführen bis zum Sieg. Zwischen den Zeilen waren große, weithin lesbare Worte gesetzt, die mit dem Inhalt selbst in gar keiner Beziehung standen. Diese Worte lauteten im Zusammenhang: Ein Lebensmittelschiff in Wilhelmshaven angekommen. Der Satz übte eine magische Wirkung auf Vorübergehende aus. So auch auf einen Offizier, der sich sofort mit großem Eifer daran machte, das Plakat mit dem Säbel abzukratzen. Nachdem er auf diese Weise seinen Beitrag zur Bekämpfung der Spartakisten geleistet hatte, stetzte er mit sichtlicher Befriedigung dem Eingangstor der Kaserne zu und entschwand in deren Bereich.

Ich hatte inzwischen ein weiteres Plakat mit Kleister präpariert und genau an der gleichen Stelle angebracht. Vom Fenster aus beobachteten wir, wie einige Leute stehen blieben, es lasen und dann ihren Weg fortsetzten. Dann aber wurde es spannend: Der Säbelkratzer von vorhin kam wieder zurück. Sein Weg führte ihn abermals an dem Pfeiler vorbei. Er stutzte überrascht, sah sich nach allen Seiten um, doch niemand war zu sehen. Wir warteten gespannt hinter den Gardinen. Was würde er jetzt machen? Gleich darauf wußten wir es: Nichts. Er ließ sein Schwert in Ruhestellung verharren und ging seines Weges. Vielleicht saß ihm die Angst im Nacken, wer weiß? Ich aber habe noch mehrmals den Weg durchs Fenster zum Kasernenzaun gemacht. Es war meine erste politische Tätigkeit. Ich war damals gerade acht Jahre alt.

Am 27. Januar 1919 erschien ein Berufssoldat bei uns mit der Aufforderung, bis zum Abend unsere Wohnung zu verlassen. Es gehe um unsere Sicherheit, weil es in der kommenden Nacht wahrscheinlich zu Schießereien im Kasernenviertel kommen könnte. Im Werfthafen lägen

Kriegsschiffe, die uns aufnehmen würden. Diese verhielten sich neutral und würden nicht in die Kämpfe eingreifen. Der Soldat ging von Tür zu Tür und benachrichtigte alle Anwohner unserer Straße.

Die Aufforderung zum Verlassen der Wohnungen verursachte eine begreifliche Aufregung unter den Bewohnern unseres Viertels. Wie sollten wir zu den für uns reservierten Schiffen kommen? Zwischen unseren Wohnbaracken und dem Werftgelände befand sich eine hohe Mauer. Somit blieb uns nur der Weg zur nächsten Querstraße, in der sich das Eingangstor zum Hafen befand. Doch genau an dieser Straßenkreuzung waren Hindernisse, sogenannte "Spanische Reiter", aufgebaut. Eine Gruppe schwebewaffneter Berufssoldaten ließ niemanden durch. Außerdem warnte drohend ein Schild: "Halt! Wer weiter geht, wird erschossen!" So blieb uns nur der Weg wieder zurück.

Die Männer in unserer Nachbarschaft besorgten ein paar lange Leitern, und so überkletterten Männer, Frauen und Kinder die hohe Mauer. Uns Kindern machte das riesigen Spaß. An Bord eines großen Kriegsschiffes brachte man uns dann unter. Jeder von uns erhielt eine Wollecke, aber an Schlaf konnte vorerst niemand denken. Was würde in dieser Nacht geschehen? Die Spartakisten, die sich in der Kaserne verschanzt hatten, sollten mit Waffengewalt zur Aufgabe gezwungen werden. Die Chancen standen schlecht für sie, denn die Übermacht ihrer Gegner war zu groß. Auch waren diese besser bewaffnet.

Lange noch blieben wir wach und lauschten auf die Geräusche von draußen. Doch als sich nichts ereignete, übermannte uns einen nach dem anderen der Schlaf. Plötzlich aber schreckte alles hoch. Geschützdonner und das Knatzen von Maschinengewehren machte uns hellwach. Der Lärm einer wüsten Schießerei drang bis in unsere Unterkunft. Pausenlos vernahm man die Detonation der Geschosse. Mir kam es vor, als währte die Schießerei viele Stunden. Dann endlich ließ der Gefechtslärm nach und verstummte schließlich ganz. An Schlaf dachte jetzt niemand mehr. Die Männer standen in Gruppen zusammen und besprachen das Geschehen.

Als der Morgen graute, durften wir das Schiff wieder verlassen, um unsere Wohnung aufzusuchen. Die Gefahr sei nun vorbei, sagte man uns. Die pausenlose Beschießung der Kaserne hatte die sich verteidigenden Spartakisten indessen zur Aufgabe ihres Widerstandes gezwungen. Sie wurden gefangen genommen und in den obersten Stock der Kaserne gesperrt. An der

Außenfront des Gebäudes sah man die Spuren zahlreicher Einschläge der Geschosse. Zerbrochene Fenster und Glassplitter auf dem Hof zeugten ebenfalls von der nächtlichen Schießerei.

Hakenkreuz am Stahlhelm

Die Kämpfe waren vorbei, die Arbeiter entwaffnet und die Opfer der Revolution auf dem Ehrenfriedhof bestattet. Mein Bruder Theo verließ Wilhelmshaven und zog nach Altenburg in Thüringen. Dort heiratete er auch. Der Gesundheitszustand meiner Mutter verschlechterte sich zusehends. Tag und Nacht wurde sie von dem quälenden Husten ihres Asthmaleidens geplagt.

Ich besuchte die Volksschule jetzt im dritten Schuljahr. Einige Lehrer trugen an ihrem Revers ein Abzeichen in der Form eines winzigen Stahlhelms. Sie gehörten einem Bund an, der sich "Stahlhelm"³ nannte. Daher auch das Abzeichen.

"Die wollen den Kaiser wiederhaben", so redeten die Schüler auf dem Pausenhof. Ob unter den Abzeichenträgern auch jener Lehrer war, von dem mein Freund damals vor Jahren sprach? Der seinen Schülern im Unterricht den Begriff "Feinde" auf seine Weise zu erklären versuchte und das leider sogar mit Erfolg.

Auf dem Weg zur Schule sah ich eines Morgens ein seltsames Zeichen mit weißer Farbe an Mauern und Häuserwände aufgemalt. Es hatte die Form eines Kreuzes, dessen Enden hakenförmig gebogen waren. Überall tauchte dieses Zeichen auf. Bald darauf sollte ich es noch an anderer Stelle sehen: Es war während der Zeit der Freikorps, die um das Jahr 1919/20 von monarchistischen Offizieren gebildet und in verschiedenen Gegenden Deutschlands gegen kämpfende Arbeiter eingesetzt wurden. Das Gros dieser Verbände bestand vornehmlich aus jungen Burschen. Da in unserer Straße

3 "Stahlhelm - Bund der Frontsoldaten", 1918 gegründeter, der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) nahestehender, monarchistischer Bund ehemaliger Frontkämpfer. Wurde 1933 von den Nazis neben der SA als Hilfspolizei eingesetzt. Im März 1934 erfolgte die Eingliederung des Stahlhelms in die NSDAP: "Nationalsozialistischer Deutscher Frontkämpferbund - Der Stahlhelm". Im November 1935 wurde der Stahlhelm aufgelöst, da seine Ziele durch die Nazis als erreicht angesehen wurden. Nach 1945 wurde der Stahlhelm wiedergegründet.

nur Arbeiterfamilien wohnten, die zu einem nicht geringen Teil mit den Spartakisten sympathisiert hatten, erschienen häufig kleine Trupps dieser Jünglinge in unseren Wohnungen. Sie steckten in feldgrauen Uniformen und ihre Stahlhelme waren eine Nummer zu groß für ihre Kindergesichter. Um ihre Beine ringelten sich Wickelgamaschen. Die Anführer der Trupps gaben jeweils vor, nach Waffen zu suchen. Ihre Mühe brachte jedoch kein einziges Mal das erhoffte Ergebnis.

Einmal aber wurden sie tatsächlich fündig: Nebenan bei unserem Nachbarn hörten wir plötzlich bei einer solchen Aktion einen Freudenschrei. Ein feldgrauer Jüngling trat vor die Tür, in seinen Armen eine Anzahl Gewehre. Sein Gesicht strahlte eitel Freude aus. Auf Anhieb solch einen brisanten Fund zu machen, das sollte ihm erstmal einer seiner Kameraden gleichtun.

"Herr Feldwebel, ich habe versteckte Waffen gefunden!" Der Gerufene eilte herbei, besah sich den Fund und verzog sichtlich enttäuscht sein Gesicht. Es waren Luftgewehre, die man da ans Tageslicht gehievt hatte. Unser Nachbar war Jahrmärktsreisender und besaß als solcher eine Schießbude. Da aber in dieser bewegten Zeit keine Jahrmärkte stattfanden, bewahrte er die Gewehre zuhause in einer Kiste auf.

Unter schallendem Gelächter der umstehenden Nachbarn mußte der diensteifrige Jüngling die Gewehre wieder in die Wohnung zurücktragen. Kurz darauf sammelte sich der Trupp auf der Straße zum Abmarsch. Kommandos ertönten, und gleich darauf marschierten die Wickelgamaschenbeine im Gleichschritt von dannen. Dabei sangen sie:

*"Hakenkreuz am Stahlhelm
schwarz-weiß-rotes Band
Die Brigade Ehrhardt⁴
werden wir genannt!"*

Als einige Tage später erneut ein solcher Schnüffeltrupp vor unserer Baracke halt machte, sah ich die besungenen Kreuze an den Stahlhelmen der Soldaten mit weißer Farbe aufgemalt. Es war das gleiche Zeichen, das ich bereits an Hauswänden und Mauern wahrgenommen hatte.

Zwei der Männer mit den Kindergesichtern betraten unsere Wohnung, wühlten alles durch und fanden Gefallen an zwei Wolldecken. "Die Decken sind beschlagnahmt. Sie sind Eigentum der Marine." Meine Mutter protestierte und hielt die Decken mit beiden Händen fest. "Ich habe diese Decken gekauft, sie sind mein Eigentum", rief sie aus. Als sie nicht losließ, stieß ihr einer der beiden feldgrau uniformierten Halbwüchsigen mit der Faust vor die Brust und entriß ihr brutal die Decken. Ich stand daneben und habe dieses Bild niemals vergessen können. Immer, wenn ich später ein Hakenkreuz sah, wurde ich an diese Szene erinnert. Seitdem aber haßte ich dieses Zeichen und ebenso seine Träger.

Mein neues Zuhause

Nach dem vierten Schuljahr wurde ich in die "Begabtenklasse" versetzt, eine besondere Einrichtung innerhalb der Volksschule. In ihr wurden Schüler aufgenommen, deren Eltern nicht in der Lage waren, das Schulgeld für eine höhere Schule aufzubringen, deren Unterrichtsstoff jedoch dem einer

4 "Brigade Ehrhardt": "Diese etwa fünftausend Mann starke, mit Feldhaubitzen und schweren Maschinengewehren ausgerüstete Elite-Einheit, nach ihrem Kommandeur, dem Korvettenkapitän Hermann Ehrhardt, meist 'Brigade Ehrhardt' genannt, bestand fast nur aus Offizieren und Unteroffizieren der Marine von erprobter konterrevolutionärer Zuverlässigkeit sowie aus einigen 'Baltikumern', die bis zum Herbst 1919 in Lettland gegen die sowjetische Rote Armee gekämpft hatten. Das Stammpersonal der 'Brigade Ehrhardt' war in München zur Beseitigung der Räteherrschaft eingesetzt worden. Offiziere und Mannschaften waren durchweg extrem republikfeindliche Rechtsradikale. Sie trugen als Zeichen ihrer 'völkischen' Gesinnung seit Anfang 1920 ein Hakenkreuz am Stahlhelm, führten schwarz-weiß-rote Fahnen und verunglimpften mit Spott- und Schmähliedern den Staat der 'Novemberverbrecher', den sie verteidigen sollten, erst recht dessen Repräsentanten. Später bildeten sie die Kader der Kampfverbände Hitlers." (Bernt Engelmann, Einig gegen Recht und Freiheit, Frankfurt/Main 1981, hier: S. 65 f.)

solchen in etwa gleichwertig war. Als Fremdsprache wurde Englisch gelehrt. Je vier der besten Schülerinnen und Schüler im fünften Schuljahr fanden hier Aufnahme. Leider war für mich der Besuch dieser Klasse nach knapp zehn Monaten vorbei. Mit elf verlor ich meine Mutter, und von da an änderte sich manches in meinem Leben. Sie starb am 7. Januar 1922 im Alter von 50 Jahren. Zu ihrem Begräbnis kam auch mein Bruder Theo aus Altenburg. Auf Wunsch meines Vaters nahm er mich auf seiner Rückreise mit nach Thüringen. Dort sollte von nun an mein neues Zuhause sein, fern von meinen übrigen Geschwistern und den Spielkameraden daheim. Abends im Bett weinte ich vor Heimweh, zu dem noch der Schmerz über den Verlust meiner Mutter hinzukam. Ich fühlte mich unglücklich und verlassen.

Mein Bruder beabsichtigte, mich zwecks einer guten Ausbildung auf eine höhere Schule zu schicken. Doch mußte er sehr bald feststellen, daß ich dazu nicht die geringste Neigung verspürte. Aber er ließ nicht nach, mich zu drängen. Dabei schilderte er immer wieder die Vorzüge einer solchen Schule: "Du könntest dort den Englisch-Unterricht fortsetzen, den du in der Begabtenklasse begonnen hast." "Ich möchte aber lieber in eine Volksschule gehen", beharrte ich trotzig. Mein Bruder sah schließlich ein, daß er sich vergeblich bemühte, mich umzustimmen. Nur den Grund meiner Weigerung wollte er gern wissen. "Ich will keine bunte Mütze tragen", war meine Antwort. Es widerstrebte mir nämlich, mit dem Aushängeschild einer bunten Schülmütze den Anschein zu erwecken, als stünde ich eine Stufe über den Volksschülern, nur weil deren Väter nicht das Schulgeld für sie bezahlen konnten. Nein, ich wollte zu ihnen gehören. Regte sich da in meinem Kinderherzen vielleicht unbewußt eine Art Klassenzugehörigkeit oder gar Solidaritätsgeist?

Also meldete mein Bruder mich in der Volksschule an. In der ersten Zeit hatte ich Mühe, den Dialekt meiner Mitschüler zu verstehen. Sehr bald aber bekam ich guten Kontakt zu ihnen und konnte einige zu meinen Freunden zählen. Sie nannten mich "Seemann", weil ich von der Wasserkante kam.

Mein Klassenlehrer trug zwar kein Stahlhelmabzeichen, wettete aber heftig gegen Franzosen und Engländer. Besonders die Franzosen waren Ziel seiner Haßtiraden. Auch die Juden kamen nicht ungeschoren davon.

In der letzten Bankreihe saßen drei Schüler, die von uns übrigen völlig isoliert waren. Der Lehrer wies bei jeder Gelegenheit darauf hin, daß niemand zu ihnen Kontakt aufnehmen dürfe, auch in den Pausen nicht.

Ich fragte einen Schulkameraden, mit dem ich mich bereits näher angefreundet hatte, was es mit den dreien auf sich habe. "Zwei von ihnen sind Diebe. Sie haben ihre Mitschüler bestohlen. Zur Strafe müssen sie abge-sondert von uns sitzen, und niemand darf sich mit ihnen unterhalten. Der Lehrer hat es so bestimmt." "Und was ist mit dem dritten? Was hat der denn verbrochen?" "Er ist ein Jude." Der Lehrer warf Diebe und Juden in einen Topf! Ich war empört über diese gemeine Behandlung.

Nach Schulschluß versuchte ich, ihn auf seinem Heimweg einzuholen, trotz Verbot des Lehrers. Er war zunächst überrascht, dann aber schaute er ängstlich um sich, wohl um festzustellen, ob uns jemand gefolgt war. Ich unterhielt mich mit ihm, ohne dabei die ihm zugefügte diskriminierende Absonderung zu erwähnen. Er sollte wissen, daß sie für mich nicht existent war. Als wir uns trennten, drückte er mir dankbar die Hand. Zuhause habe ich lange darüber nachgedacht. Warum wurde ein ehrlicher, braver Junge behandelt, als wäre er aussätzig? Nur weil er Jude war? Ich begriff das nicht.

Am 24. Juni 1922 wurde der Außenminister Walther Rathenau⁵ von deutschvölkischen Terroristen ermordet. In einer Zeitung stand zu lesen, er sei "Erfüllungspolitiker" und Jude gewesen. Das habe ihm viele Feinde eingebracht. Mußte ein Mensch gewaltsam umgebracht werden, weil er Jude war? Ich dachte an meinen jüdischen Schulkameraden, der den Schikanen unseres Klassenlehrers ausgesetzt war, dessen Geistesverwandtschaft mit Rathenaus Mördern unbestritten war.

Am Tag nach dem Mord fand - wie überall in Deutschland, so auch in Altenburg - eine machtvolle Protestdemonstration der Arbeiterschaft statt. In geschlossenen Marschkolonnen, direkt aus ihren Betrieben heraus, zogen die Arbeiter zu der Kundgebung auf dem Marktplatz. Im Knopfloch trugen sie rote Nelken oder auch rote Bänder. Nach Beendigung der machtvollen Demonstration bildeten sich kleine Gruppen, die sich mit Leitern und entsprechenden Werkzeugen versorgten. Damit zogen sie durch die Stadt,

5 Dr. Walther Rathenau, geb 29.9.1867 in Berlin. 1921 Reichsminister für den Wiederaufbau. Ab 2.2.1922 Reichsaußenminister.

um von den Geschäften die dort immer noch prangenden Schilder "Herzoglicher Hoflieferant" zu beseitigen. Altenburg gehörte bis zum Kriegsende 1918 zum Herzogtum Sachsen-Altenburg und war Sitz des Herzogs.

Ich schloß mich mit einem Schulkameraden einer dieser Gruppen an. Aus einem Geschäftshaus wurde eine schwarz-weiß-rote Fahne auf die Straße geworfen, die sofort von den empörten Arbeitern zerissen wurde. Mein Freund und ich schnappten uns den roten Streifen der Fahne und fertigten daraus schmale Bänder. Damit erkletterten wir die Laternenmasten und drappierten die roten Fähnchen unter dem Beifall der Umstehenden.

Nach der Kundgebung brachte mein Bruder ein paar Arbeitskollegen mit in unsere Wohnung. Ihre Unterhaltung drehte sich ausschließlich um die gewaltige Demonstration dieses Tages. Auch über die Aktion der "Bilderstürmer" nach Schluß der Kundgebung sprachen sie. Ich hörte begierig hin, aber meine Mitwirkung dort erwähnten sie gar nicht. Darüber war ich ein wenig enttäuscht. Hatte man mir nicht sogar Beifall gespendet, als ich die Straßenlaternen mit roten Bändern schmückte? Die Kollegen meines Bruders kamen seit diesem Tage des öfteren zu uns. Meist ging es in ihrer Unterhaltung um politische Themen. Das wenigste davon verstand ich, hörte aber stets aufmerksam zu. Als sie sich einmal über die immer rasanter galoppierende Inflation unterhielten, konnte ich endlich einmal mitreden: "Der Dollar kostet heute schon 1426 Mark!" "Nanu, woher weißt denn du das? Lernt ihr das in der Schule?" "Es steht heute in der Zeitung." Das war im August 1922.

Ich war nämlich inzwischen ein eifriger Zeitungsleser geworden. Wenn mir auch vieles unklar blieb, was dort an Gedrucktem stand, so bemühte ich mich doch, zumindest einen Teil davon zu verstehen. So las ich auch zum ersten Mal im November 1923 den Namen Hitler. Der hatte in München mit seinen Anhängern einen Putschversuch⁶ unternommen, bei dem es mehrere

6 Am 8. November 1923 rief Adolf Hitler im Münchner Bürgerbräukeller die nationale Revolution aus. Der Aufstandsversuch wurde am 9. November 1923 vor der Münchner Feldherrnhalle niedergeschlagen, wobei es einige Tote gab. Hitler wurde daraufhin im April 1924 wegen Hochverrats zu fünf Jahren Festung verurteilt, die er jedoch nur wenige Monate bis zu seiner Amnestierung auf der Festung Landsberg absaß. Die NSDAP und der "Völkische Beobachter" wurden verboten. Ihre Neugründung erfolgte im Februar 1925.

Tote gab. Dieser Mann hatte das Hakenkreuz, das ich so sehr haßte, zum Symbol seiner Bewegung gemacht.

Nach zwei Jahren Aufenthalt bei meinem Bruder in Altenburg schrieb ich einen Brief an meinen Vater und bat ihn darin, mich wieder heim zu holen, da ich starkes Heimweh hatte. Zwei Jahre fast hatte ich ihn und meine Geschwister nicht gesehen. Für einen Besuch war die Entfernung zu groß. Gegen Ende des Jahres 1923 war ich dann endlich wieder zuhause in Wilhelmshaven.

Lehrzeit mit Unterbrechung

Nach meiner Schulentlassung sollte ich auf der Marinewerft das Handwerk eines Kupferschmiedes erlernen. Diesen Beruf hatte mein Vater für mich bestimmt. Mein Wunsch war es jedoch immer gewesen, nach der Schulentlassung zur See zu fahren. Davon aber wollte mein Vater nichts wissen. Weil er in der Kupferschmiede tätig war, sollte ich es auch sein. "Ich will dich unter meinen Augen haben", war seine Begründung. Ob ich Freude an diesem Handwerk haben würde, danach wurde ich nicht gefragt. Ich kannte diesen Beruf ja gar nicht. Wo sollte da Freude herkommen?

Die Werft war ringsum von einer hohen Mauer umgeben. Vor den Toren standen uniformierte Wächter, und die Werkmeister in den Hallen hatten silberblanke Knöpfe an ihren Einheitsjacken. Diese Äußerlichkeiten weckten in mir die Vorstellung, so oder ähnlich müsse ein Gefängnis beschaffen sein. Ich fühlte mich gefangen und eingesperrt, als ich zum ersten Mal, am 25. Mai 1925, zusammen mit meinem Vater durch das Werfttor schritt.

Wenn mein Vater gehofft hatte, mit den Jahren würde ich das Schmieden des roten Metalls schon lieb gewinnen, so irrte er sich. Fast zwei Jahre Lehrzeit hatte ich bereits hinter mir, doch von Liebe zu Kupfer und Werftmauern konnte auch jetzt noch keine Rede sein. Ich mochte diesen Beruf nicht.

War es Zufall oder Fügung, daß unter den Lehrlingen einer war, der ebenso dachte? Auch er hatte diesen Beruf nicht selbst gewählt. Rasch stand unser Entschluß fest: Wir steigen aus der Lehre aus! Mein junger Kollege war ein wenig skeptisch: "Wie denn? Wir haben doch einen Lehrvertrag unter-

schrieben." "Papier ist geduldig. Darin steht auch, wer mehr als drei Tage unentschuldig fehlt, wird wegen Vertragsbruch aus dem Lehrverhältnis entlassen." "Aber wie sollen wir das anstellen?" "Wir gehen auf Wanderschaft und bleiben mehr als drei Tage fort. Danach läuft alles von selbst."

Rasch waren wir uns einig und trafen Vorbereitungen für unseren "Ausflug". Um nicht schon innerhalb der Dreitagesfrist wieder eingefangen zu werden, erzählten wir Freunden und Kollegen, wir gingen zur Fremdenlegion. Damit wollten wir erreichen, daß man uns an der falschen Stelle sucht. Was die Polizei, wie wir später erfuhren, auch getan hatte. In der Zeitung stand: Zwei jugendliche Wilhelmshavener verschwunden. Sie beabsichtigen, sich für die Fremdenlegion anwerben zu lassen.

Wir aber marschierten zu der Zeit auf der Landstraße in Richtung Oldenburg, stiegen dort in den Zug nach Bremen und übernachteten in einer Gartenlaube. Geschlafen haben wir fast gar nicht, weil der Garten sich unmittelbar neben einem Eisenbahngleis befand. Wenn ein Zug vorbeibrauste, was sehr oft geschah, hatte ich das Gefühl, er wolle die Laube rammen.

Früh am Morgen brachen wir auf und zogen weiter durch Dörfer und kleine Orte. Nun aber kam das Problem: Wie und wo bekamen wir zu essen? Geld besaßen wir keines mehr. Das war für die Bahnfahrt draufgegangen. Also betteln? Es blieb uns nichts anderes übrig. Im nächsten Dorf schon begannen wir damit. Anfangs fiel es mir schwer, den Leuten an der Haustür mit verzweifelter Miene meinen Hunger zu schildern. Doch siehe da: Niemand verschloß sich unserer Bitte nach einem Stückchen Brot. Beim fünften oder sechsten Haus besaßen wir bereits Routine und einen Vorrat an dick belegten Wurst- und Käseschnitten für den ganzen Tag. Die mitgeführte Feldflasche ließen wir uns mit Milch füllen. Das "Fechten", wie das damals hieß, machte uns bald riesigen Spaß. Es kannte uns ja niemand, so daß die Hemmschwelle eines Schamgefühls hier sehr niedrig war. Was war das doch für ein herrliches Gefühl, in der freien Natur auf der Landstraße zu marschieren und anstelle von Hämmergedröhn dem Gesang der Lerchen zu lauschen, die hoch in den Lüften über uns schwebten. Störende Autos gab es damals so gut wie keine. Nachts schliefen wir mit Erlaubnis des jeweiligen Bauern in Scheunen. Oder wir suchten in kleinen Orten das Obdachlosen-Asyl auf. Dabei gaben wir falsche Namen an, weil wir damit rechnen mußten, als Vermißte gesucht zu werden. Ausweise konnte man von uns nicht verlangen, es gab damals fast keine. So zogen wir mehrere Tage als fröhliche Wandersleut' durch Wald und Flur. Die Stadt

Hannover umgingen wir und legten in Hameln an der Weser eine Ruhepause ein. Nach einer Stadtbesichtigung übernachteten wir in einer großen Jugendherberge. Ein schönes Zimmer, ein herrliches Frühstück, aber auch ein mißtrauisch dreinblickender Herbergsvater, der uns scharf musterte, als wir uns am nächsten Morgen in seinem Büro von ihm verabschieden wollten. Diese intensive Musterung schien einen Verdacht in ihm zu wecken, daß er es hier mit zwei Ausreißern zu tun hatte. Er griff zum Telefon und in wenigen Minuten war uns klar, daß unsere Wanderschaft hier zu Ende war.

Ein Polizist brachte uns zur Bahn, kaufte für jeden eine Fahrkarte nach Wilhelmshaven und sagte in freundlichem Tone zu uns: "Ihr geht heute noch zur Polizei in eurer Heimatstadt und meldet euch zurück. Wir haben dort schon angerufen. Euch passiert nichts. Versucht nicht, die Fahrkarten zu verkaufen oder umzutauschen. Schaut, was auf der Rückseite steht."

Ich las: Fahrgeld gestundet. Nicht übertragbar.

Als ich zuhause eintraf und meinem Vater gegenüberstand, empfand ich erst, was ich ihm angetan hatte. Er sah mich lange Zeit wortlos an, und in seinen Augen las ich Vorwurf, Enttäuschung und Kummer. Er hatte während meiner Abwesenheit sehr gelitten. War ich doch fortgegangen ohne Abschied. In der Zeitung mußte er lesen, daß sein Sohn auf dem Wege in die Fremdenlegion war. Jetzt berichtete die Zeitung von unserer Heimkehr unter der Überschrift: Reumütig zurückgekehrt!

Ich meldete mich beim Arbeitsamt als erwerbslos und wünschte, als Schiffsjunge vermittelt zu werden. Der Beamte machte mir klar, daß es nichts zu vermitteln gab. Ich sollte nur täglich meine Kontrollkarte vorlegen, damit er seinen Stempel hineindrücken konnte.

So hatte ich es mir eigentlich nicht vorgestellt. Ich wollte doch arbeiten, nur nicht in der Kupferschmiede. Die Entlassungspapiere waren inzwischen eingetroffen.

Aber mein Vater hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben. Seit etwa einer Woche war ich wieder daheim, als er mir sagte: "Ich habe mit dem zuständigen Baurat gesprochen. Du kannst Deine Lehre fortsetzen, mußt jedoch ein Gesuch um Wiedereinstellung einreichen."

Was sollte ich tun? Meinem Vater noch einmal Kummer und Schmerz zufügen, indem ich erneut die Landstraße unter die Füße nahm? Nein, das

konnte und wollte ich nicht. An Arbeit war bei der jetzt herrschenden Arbeitslosigkeit ohnehin nicht zu denken, schon gar nicht bei der Seefahrt. Also setzte ich mich hin und schrieb das gewünschte Gesuch. Vier Wochen später schmiedete ich wieder Kupfer.

Der Tod meines Vaters

Als mich mein Vater eines Tages mit der Frage überraschte, ob ich kein Interesse daran hätte, einer Vereinigung beizutreten, wußte ich mir zunächst keinen Reim auf seine Frage zu machen. Wie kam er auf diese Idee? Er selber war Gewerkschaftsmitglied, sonst aber gehörte er keiner Organisation oder Vereinigung an. Hatte ich nicht auch schon daran gedacht, mich irgendwo zu organisieren? Kein Turn- oder Gesangverein, nein, mir lag mehr an einer politischen Partei. Es gab zu dieser Zeit die verschiedensten Richtungen. Von rechts bis links. Rechts schied in meinen Überlegungen von vornherein aus. Ich hielt die Anhänger dieser Richtung für verstaubt und rückschrittlich. Auf der äußersten Linken waren die Kommunisten. Zu ihnen zog es mich. Ich dachte zurück an die Spartakuszeit in meiner Kindheit. Ja, da gehörte ich hin. Es gab nur einen Haken dabei: Mein Vater wäre damit niemals einverstanden, weil er wußte, daß ich dann sehr rasch wieder aus der Kupferschmiede verschwinden müßte. Ein zweites Mal aber wollte ich ihm das nicht antun. Kommunisten durften auf der Marinewerft nämlich nicht beschäftigt sein. Sie galten als Staatsfeinde, und die Werft gehörte dem Staat, dessen Gewalt bekanntlich vom Volke ausging. So jedenfalls stand es in der Verfassung des deutschen Reiches. Doch mein Vater half mir aus dem Dilemma: "Was hältst du vom 'Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold'? Diese Organisation wurde zum Schutz unserer Republik gegen ihre inneren Feinde gegründet. Wäre das nichts für dich, diese Republik zu verteidigen, die das alte Kaiserreich durch eine Revolution abgelöst hat? Du erinnerst dich doch sicher noch an die Kämpfe damals."

Mit seinem Hinweis auf die Revolution hatte er bei mir den richtigen Nerv getroffen. Warum sollte ich nicht dazu beitragen, das damals Erreichte zu schützen?

Ich hatte einen Freund, der war Dreherlehrling und ebenfalls auf der Werft beschäftigt⁷. Er war Mitglied im "Jungbanner", einer Jugendformation des Reichsbanners. Ich bat ihn um einen Aufnahmeschein. Einige Tage später war ich Mitglied im sozialdemokratischen "Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold". Mein Vater war mit meinem Entschluß zufrieden und kaufte mir eine Windjacke sowie Koppel und Schulterriemen. Das war die Uniform des Reichsbanners. Ich besuchte fleißig die Zusammenkünfte und beteiligte mich an Ausmärschen und Geländeübungen. Allerdings gewann ich den Eindruck, daß die Politik dabei ein wenig zu kurz kam. Trotzdem machte mir die Sache Spaß.

Doch dann kamen mir eines Tages Zweifel, ob es die richtige Fahne war, hinter der ich herlief. In der Zeitung las ich, daß eine Abordnung Kommunisten Kränze am Rüstinger Ehrenmal für die gefallenen Revolutionskämpfer von 1918/19 hatte niederlegen wollen. Es war am Jahrestag der Spartakuskämpfe. Vor dem Tor des Erenfriedhofes, auf dem die Toten bestattet waren, standen Polizisten, die den Eingang versperrten. Die Kränze durften nur auf den Friedhof getragen werden, wenn zuvor die roten Schleifen entfernt würden. So lautete die Order der Marinekommandantur. Proteste der Kranzträger halfen nichts. Die Schleifen mußten herunter. Beim Lesen dieses Berichtes wurde ich nachdenklich. Hatten die Revolutionsoffer nicht unter roten Fahnen gekämpft? War es nicht die Farbe der Revolution, einer Revolution, die das Kaiserreich hinweggefegt hatte? Sollte die junge Republik sich dieser Farbe schämen?

Ich sprach mit meinem Vater darüber. Er gab mir recht. Doch ich wurde nicht fertig damit. Sollte ich meine Haut, wenn es einmal notwendig sein würde, für eine Republik zu Markte tragen, in der solch beschämenden Dinge möglich waren? Nach längerem Überlegen trat ich aus dem Reichsbanner wieder aus. Diese Organisation konnte ich nicht als meine politische Heimat betrachten.

Am 8. September 1928, kurz vor Beendigung meiner Lehrzeit, starb mein Vater im Alter von 62 Jahren. Der jüngste meiner drei Brüder, Hermann, der inzwischen geheiratet hatte, zog in die väterliche Wohnung und nahm mich zu sich. Im Herbst des gleichen Jahres bestand ich meine Gesellen-

7 Walter Tzschucke, geb 22.6.1910 in Rüstingen. Dreher. gest 1.3.1976 in Wilhelmshaven.

prüfung mit "sehr gut" und arbeitete danach noch sechs Monate in der Kupferschmiede.

Zwei Gesellen sorgten eines Tages für Gesprächsstoff in der Werkstatt. Sie waren fristlos entlassen worden, weil sie an einem Aufmarsch des "Roten Frontkämpferbundes", einer Wehrorganisation der Kommunistischen Partei, teilgenommen hatten. Die Werftpolizei hatte den Umzug fotografiert, die Fotos dienten nun als Entlassungsgrund. Die beiden Kollegen stritten ihre Teilnahme auch gar nicht ab. In der Werkstatt wurde heftig darüber diskutiert, warum die Kollegen entlassen wurden, während dagegen Mitglieder des reaktionären "Stahlhelm", die es unter den Arbeitern auch vereinzelt gab, völlig unbehelligt blieben. Fanden deren Aufmärsche doch unter den Farben des alten Kaiserreiches statt. Außerdem war es kein Geheimnis, daß diese Leute erklärte Feinde der Republik waren.

Am nächsten Tag erschienen die beiden Entlassenen im Werksbüro, um ihre Papiere zu holen. Eine ungewohnte Stille setzte plötzlich ein, als sie anschließend durch die Werkstatt gingen. Jeder Hammerschlag verstummte, alle Gasflammen erloschen, als sie in voller Rotfrontkämpfer-Uniform von Werkbank zu Werkbank gingen, um sich von ihren Kollegen zu verabschieden.

Wie diese beiden Kollegen würde ich auch handeln, dachte ich so bei mir.

Mein Freund Hermann

Die Zahl der Bewohner in unserem Stadtviertel war inzwischen auf ein Vielfaches angewachsen, da in den Kasernen anstelle von Soldaten jetzt Familien untergebracht waren. So entstanden rasch neue Bekanntschaften. An einer Straßenecke sah ich eines Tages eine Gruppe von jungen Leuten. In ihrer Mitte stand ein Mann, von dem ich wußte, daß er in einer der Kasernen wohnte und als Kommunist galt. Interessiert trat ich hinzu und lauschte aufmerksam seinen Worten. Er war sehr redegewandt und verstand es, seine Zuhörer durch schlagkräftige Argumente von der Richtigkeit seiner politischen Meinung zu überzeugen. Für mich war es ein Erlebnis ihm zuzuhören. Seine Worte beeindruckten mich so stark, daß ich gar nicht merkte, wie die Zeit verstrich und ich zuletzt nur noch mit ihm allein dastand. Als wir uns trennten, waren Stunden vergangen. Auf dem

Heimweg dachte ich noch lange über seine Worte nach. Stand ich auch aufgrund meiner Kindheitserlebnisse gefühlsmäßig auf der linken Seite, so wandelte sich diese Einstellung doch erst allmählich zu einer festen politischen Überzeugung.

In der Folge versuchte ich mit meiner Bekanntschaft, sein Name war Hermann Penschorn⁸, in Kontakt zu bleiben. Das war nicht leicht, da er im Grunde kein richtiges Zuhause hatte. Sein Domizil bestand aus einer winzigen Kammer auf dem Dachboden einer Kaserne. Ich habe ihn später oftmals dort besucht und fand seine Behausung äußerst interessant. Als Tapeten klebten Plakate und Aufrufe der KPD an den Wänden. Dazu Bilder von Ernst Thälmann⁹ und anderen Führern der Kommunistischen Partei. Wir beide unterhielten uns mitunter stundenlang über politische Themen, wobei ich ein aufmerksamer Zuhörer war. Wir wurden gute Freunde.

Am 1. Mai 1929 nahm ich zum ersten Mal an einer Mai-Demonstration durch die Straßen meiner Heimatstadt teil. Ich war beeindruckt von der massenhaften Beteiligung der Arbeiter an diesem Umzug. Mit Spielmanszügen und Musikkapellen bewegte sich der Zug unter roten und schwarz-rot-goldenen Fahnen dem Kundgebungsplatz zu.

Nach der Kundgebung traf ich Hermann und lud ihn zu einem Glas Bier ein. Wir sprachen über eine wichtige Neuigkeit. Berlins Polizeipräsident Zörgiebel, Mitglied der SPD, hatte alle Aufmärsche am Maifeiertag verboten. Mir war das unbegreiflich. Soeben noch waren Sozialdemokraten, Gewerkschafter und Kommunisten gemeinsam durch die Straßen unserer Stadt marschiert. Alles war ruhig verlaufen, ohne Störung. In Berlin aber verbot ein sozialdemokratischer Polizeipräsident den Aufmarsch der Arbeiterschaft an ihrem traditionellen Kampftag. Es kam, wie vorauszusehen war: Die Arbeiter Berlins ließen sich das Recht auf ihre Demonstration nicht nehmen und gingen trotz Verbotes auf die Straße. Die Konfrontation mit der Polizei blieb nicht aus. Blutige Bilanz: 19 Tote und 36 Schwerver-

8 Hermann Penschorn, geb 15.11.1900, wurde am 1.3.1940 im Außenkommando Linz des KZ Sachsenhausen ermordet. Penschorn war ab 1923 Mitglied der KPD und der "Roten Hilfe". In Rüstringen war er Leiter der KPD-Agit-Prop-Truppe "Rote Sender".

9 Ernst Thälmann, geb 16.4.1886 in Hamburg. Ab 1903 Mitglied der SPD, ab 1904 Mitglied der Gewerkschaft, ab 1918 Mitglied der KPD. 1925 - 1933 KPD-Vorsitzender. Ab 1933 von den Nazis inhaftiert. Thälmann wurde am 18.8.1944 von den Nazis im KZ Buchenwald ermordet.

letzte. Die Zusammenstöße wurden daraufhin zum Anlaß genommen, den Roten Frontkämpferbund im gesamten Reichsgebiet zu verbieten.

Ein seit geraumer Zeit kursierendes Gerücht wurde Wirklichkeit. Die Belegschaft der Marinewerft sollte um eine beträchtliche Anzahl von Arbeitskräften reduziert werden. Auch ich wurde davon betroffen. Am 26. Mai 1929 erhielt ich die Entlassungspapiere. Damit gehörte ich von nun an zum großen Heer der Arbeitslosen. Jeden Tag Kontrolle und Stempeldruck, aber keine Arbeit. Wer einmal draußen war, der blieb es auch.

Ich werde Mitglied der KPD

Unterdessen wuchs die Gefahr einer Hitlerherrschaft von Tag zu Tag. In den Straßen tauchten mehr und mehr braune Uniformen auf. Mein Freund Hermann schilderte uns jungen Menschen sehr anschaulich die Gefahren, denen unser Land durch eine Naziregierung ausgesetzt würde. Zwangsarbeit, Internierungslager für ihre Gegner, vor allem jedoch ein neuer Krieg. Hermann sagte: "Der aber wird unser Land diesmal nicht von Zerstörungen verschonen, sondern das gesamte Reich in eine Trümmerlandschaft verwandeln."

Wie sehr doch sollten sich seine warnenden Worte später bitter bewahrheiten.

Angesichts der immer drohender heraufziehenden braunen Gefahr entschloss ich mich 1930, Mitglied der Kommunistischen Partei zu werden. Mit mir traten auch einige meiner Freunde in die Partei ein.

Hermann bildete uns als Trommler und Pfeifer aus, und fortan marschierten wir im Tambourkorps an der Spitze einer KPD-Schalmeienkapelle durch die Straßen.

Ich beteiligte mich von Anfang an aktiv an allen Aktionen der Partei. Bei Tag und mitunter auch bei Nacht, wenn es galt, Plakate zu kleben oder Parolen zu malen. An jedem Sonntag verkauften wir im ganzen Stadtgebiet unsere Zeitungen. Jeder Verkäufer hatte seinen Bereich, den er belieferte. Es wurden hauptsächlich die wöchentlich erscheinende "Arbeiter Illustrierte Zeitung" (AIZ) sowie die Wochenendausgabe der Bremer "Arbeiter-Zeitung" zum Verkauf angeboten. Jeder von uns ging in seinem Bereich von Tür zu Tür, "Klinken putzen". Selbstverständlich war diese Tätigkeit

ehrenamtlich und diente vornehmlich dazu, den Menschen unsere politischen Ziele nahe zu bringen. Die "Arbeiter-Zeitung" war das Organ der KPD für den Bezirk Weser-Ems. Die "AIZ" ließ sich gut absetzen, weil sie aktuelle Bilder vom politischen Geschehen in Deutschland brachte. Zudem wurde sie von namhaften Künstlern wie John Heartfield und Erich Weinert mitgestaltet. Die "Arbeiter-Zeitung" fand hingegen weniger Zuspruch. Ich fand auch bald den Grund dafür: Die Zeitung enthielt zu wenige Berichte über die Geschehnisse in unserer Stadt. Die Leute wollten erfahren, was sich bei uns ereignete. Sie interessierten sich weniger dafür, was in Emden oder Bremerhaven geschehen war. Von dort und anderswo stammten nämlich Berichte und Artikel, die Arbeiterkorrespondenten eingesandt hatten. Warum sollten wir das nicht auch können? Ich sammelte fortan Berichte, die geeignet waren, in unserer Zeitung veröffentlicht zu werden und die sich überwiegend auf unser Gebiet bezogen. Es überraschte mich, mit welcher Fülle von Material mich die Genossen, aber auch Außenstehende versorgten. Vorkommnisse in den Betrieben, Willkür auf Stempelstellen und Wohlfahrtsämtern gegenüber Arbeitslosen. Aber auch Berichte über unsere Demonstrationen und öffentlichen Versammlungen fanden in zunehmendem Maße ihren Platz in der "Arbeiter-Zeitung". Wie ich erwartet hatte, kam es schon bald zu einer merklichen Umsatzsteigerung des Blattes.

Ich war noch immer arbeitslos, und es bestand auch keine Aussicht, wieder eine Beschäftigung zu finden. Weder für mich, noch für alle anderen, die ohne Arbeit waren. Neueinstellungen in den Betrieben gab es nicht, und so stieg die Zahl der Arbeitslosen rapide an. Jeder versuchte, mehr schlecht als recht damit zu leben. Das bedeutete aber nicht, nur ruhig und ergeben darauf zu warten, daß sich von allein etwas ändern würde. Nein, man mußte schon seinen Beitrag leisten und etwas tun, um die zu dieser Zeit herrschenden Zustände zu ändern. Oder konnte man von geordneten Verhältnissen reden, wenn im damaligen Preußen für einen Polizeihund mehr Geld zur Verfügung stand, als für das Kind eines Arbeitslosen?

Die Reichsregierung, die ihre Macht nur noch mit Hilfe von Notverordnungen ausübte, mußte hinweggefegt werden. Jeder mußte dazu beitragen. Das waren meine Gedanken damals als junger Mensch. Und so wie ich dachten Millionen. Wie alle anderen Betroffenen richtete ich mich darauf ein, als "Stempelbruder" mein Leben zu fristen.

Da ich nun schon mehr als ein Jahr stempeln ging, war ich inzwischen "ausgesteuert", wie es im Amtsdeutsch hieß. Das bedeutete für mich den

Gang zum Wohlfahrtsamt. Von nun an betrug meine Unterstützung nur noch einen Bruchteil dessen, was ich bisher an Arbeitslosen- oder Krisenunterstützung bezogen hatte. Genau genommen konnte davon kein Mensch leben. Also mußte man eben versuchen, sich auf irgend eine Weise zusätzlich etwas zu verschaffen.

Ich besaß ein Musikinstrument, eine Bandonika. Damit zog ich abends von Kneipe zu Kneipe. Nach jeden "Konzert" ging ich mit der Mütze herum und sammelte statt Beifall Groschenstücke. Nach dem Aussortieren der Hosenknöpfe blieb immer noch soviel übrig, daß ich über die Runden kam. Schließlich wurde ich in einer Kneipe sogar fest angestellt. Ich hatte jeden Abend dort zu sein und bis zur Polizeistunde aufzuspielen. Dafür erhielt ich jeden Abend fünf Reichsmark sowie freies Essen und Trinken. Doch auf die Dauer gefiel mir das nicht, denn ich konnte an keiner Versammlung mehr teilnehmen. So sann ich auf Abhilfe. Diese kam eines Abends von selbst. Ein Gast mit dem Abzeichen des deutschnationalen Stahlhelmbundes kam zu mir an den Tisch und verlangte, ich solle doch mal das Deutschlandlied spielen. Ich überlegte kurz. Konnte ich das mit meiner politischen Einstellung vereinbaren? Dieses Lied war zwar offiziell die Nationalhymne des Deutschen Reiches, doch wurde es vorwiegend von Rechtskreisen gesungen und gespielt. Beim Ertönen dieser Melodie verspürte ich jedesmal ein gewisses Unbehagen. Nein, - ich mochte nicht. Also erklärte ich dem schwarz-weiß-roten Gast, es zieme sich wohl nicht, in einer Bierkneipe die Nationalhymne zu spielen oder gar zu singen, möglicherweise auch noch aus bierseligen Männerkehlen. Doch der Gast blieb stur. Selbst auf meine Frage, welche Strophe es denn sein sollte, ging er nicht ein. Er merkte wohl nicht, daß ich ihn auf den Arm nehmen wollte. Also erklärte ich ihm kurzerhand, ich kenne das Lied gar nicht.

Das war zuviel für ihn. Ich möchte hier nicht wiederholen, was ich alles von ihm zu hören bekam. Als dann aber der Wirt an meinem Tisch erschien und mir leise, aber drohend etwas ins Ohr flüsterte, packte ich meinen Quetschkasten ein und kassierte von ihm die letzten fünf Mark. Nun fühlte ich mich wieder frei. Verhungert bin ich trotzdem nicht, denn ich bekam bei jedem meiner Genossen, den ich aufsuchte, zu essen. Auch hatte ich ja noch meine Geschwister, die mich unterstützten. Nun konnte ich mich wieder voll und ganz der Partearbeit widmen.

Bertha

Zu dieser Zeit trat in meinem Leben eine Veränderung ein. Ich lernte die Frau kennen, die mir alsbald sehr viel bedeuten sollte und mir in den schweren Jahren meines Lebens Beistand und Hilfe wurde. Sie hieß Bertha¹⁰, war 30 Jahre alt und wie ich Mitglied der KPD.

In meiner Funktion als Arbeiterkorrespondent ergab es sich, daß ich des öfteren mit ihr zu tun hatte. Sie versorgte mich mit Material für meine Berichte. So lernte ich auch ihre Familie kennen. Sie war verheiratet und hatte einen zehnjährigen Sohn. Ihr Mann galt als arbeitsscheu und war als Trunkenbold bekannt. Wenn ich zu ihnen in die Wohnung kam, um Material zur Veröffentlichung in der "Arbeiter-Zeitung" entgegenzunehmen, wurde ich mehrfach Zeuge häßlicher Szenen. War der Mann betrunken, so beschimpfte und schlug er seine Frau, und das sogar in meiner Gegenwart. Ich war unschlüssig, wie ich mich bei derartigen Vorkommnissen verhalten sollte. Sollte ich mich da einmischen? Die Frau tat mir leid, und ich spürte einen Zorn in mir wachsen diesem Wüstling gegenüber.

Als ich eines Tages wieder einmal Zeuge eines brutalen Auftritts ihres Mannes wurde, wies ich ihn energisch zurecht.

"Misch du dich da nicht ein", rief er mir zu und ging erneut auf seine Frau los. Bertha griff sich in ihrer Angst einen Stuhl, stellte sich ans Fenster und öffnete beide Fensterflügel. Eine schreckliche Ahnung erfaßte mich. Ich sah, wie sie zur Fensterbank emporstieg, um sich aus dem vierten Stock hinunterzustürzen! Mit einem Satz war ich bei ihr und riß sie im letzten Augenblick zurück. Weinend brach sie zusammen. Als ihr Mann dann noch zu mir sagte: "Du hättest sie springen lassen sollen! Was mischt du dich da ein?", da war es mit meiner Beherrschung vorbei. Ich verabreichte ihm eine gehörige Tracht Prügel, warf ihn aus seiner eigenen Wohnung hinaus und noch die Treppe hinunter.

Ich versuchte, Bertha zu beruhigen und versprach ihr meine Hilfe, wenn sie wieder von ihrem Mann bedrängt würde. "Du weißt, wo du mich finden kannst."

10 Bertha Anna Oertel, geschiedene Weers, geborene Freistädter, wurde am 18. Juli 1901 in Wilhelmshaven-Bant geboren. Sie starb am 29. März 1968 in Wilhelmshaven.

Ich rechnete damit, daß ihr Mann sie fortan in Ruhe lassen würde. Er war im Grunde ein Feigling und hatte Angst vor mir bekommen. Die Prügel waren ihm sicherlich eine Lehre. Meine Rechnung hat sich als richtig erwiesen, wie ich später von Bertha erfuhr. Sie hatte seit dem Auftritt damals Ruhe vor ihm. Ich besuchte sie seitdem nicht mehr in ihrer Wohnung, und so sahen wir uns jetzt nur noch auf Versammlungen und sonstigen Zusammenkünften der Partei. Oder wir trafen uns gelegentlich in einer Gaststätte und unterhielten uns bei einem Glas Bier über unsere Zukunft. Wir beide hatten längst erkannt, daß wir uns gern hatten. War es Mitleid meinerseits, war es Dankbarkeit ihrerseits? Nein, sicherlich nicht, es war wohl mehr.

Doch was sollte nun daraus werden? Bertha war neun Jahre älter als ich, war verheiratet und hatte einen Jungen von zehn Jahren. War es dann nicht vermessen, Pläne für unsere gemeinsame Zukunft zu schmieden?

Trotz aller Widerstände, die dagegen sprachen, faßten wir dennoch den Entschluß, in Zukunft unser Leben gemeinsam zu gestalten. Es mußte einen Weg dahin geben. Wir liebten uns beide, und ich konnte es nicht mehr ertragen, Bertha an der Seite dieses Menschen zu wissen.

Zufällig traf ich sie auf meinem Wege zum Arbeitsamt. Oder war es kein Zufall? Es schien mir, als hätte sie auf mich gewartet. Sie kramte einen Zettel aus ihrer Handtasche und übergab mir einen Bericht für meine AZ-Korrespondenz. Doch ich merkte ihr an, daß sie noch etwas auf dem Herzen haben mußte. Sie hatte. Unvermittelt fragte sie mich:

"Hast du Ostern was vor?" "Nein, - warum?" "Josef¹¹", so hieß ihr Mann, "fährt Ostern nach Bremerhaven zum Fußballspiel. Er bleibt zwei Tage weg."

Mehr sagte sie nicht. Doch ich begriff, was sie damit andeuten wollte und sagte nur: "Gut, ich werde kommen."

Es freute mich, endlich mit ihr ganz allein sein zu können. Es war das erste Mal, daß wir intim zusammen waren. Ihrem Sohn hatte ich Geld fürs Kino gegeben. Wir beide waren glücklich, und für mich war es ein großes Erlebnis. Bei dem Gedanken daran fiel mir ein, daß ich eigentlich sehr

11 Josef Weers wurde als "Asozialer" während der NS-Diktatur mit dem Schwarzen Winkel in ein KZ eingewiesen, wo er umkam.

wenig aus Berthas Leben wußte. Wie ist sie zu diesem Mann gekommen? Als ich sie danach fragte, erzählte sie es mir:

"Als ich gerade 19 Jahre alt war, lernte ich auf einem Tanzvergnügen einen jungen Mann kennen, der mich mit Hilfe von Alkohol gefügig machte und mich verführt hat. Ich war noch unerfahren und dachte nicht an die Folgen, die sich dann auch prompt einstellten, ich wurde schwanger. Mein Vater bestand darauf, daß ich den Mann, den ich gar nicht liebte, heiraten sollte. Meine Mutter war schon seit Jahren tot. Bei ihr konnte ich mir keinen Rat mehr holen." "Du liebtest diesen Mann nicht, hast dich aber doch mit ihm eingelassen. Gibt es das denn?" "Daran war der Likör schuld, den Josef mir damals bestellte." "Hast du denn in der Folgezeit weiter mit ihm verkehrt?" "Nein, ich mochte ihn nicht und bin ihm aus dem Wege gegangen." "Trotzdem hast du ihn geheiratet!" "Damals galt es als eine Schande, ein uneheliches Kind zu haben. Man wurde deswegen verachtet. Von allen Seiten wurde ich bedrängt. Schließlich habe ich ihn dann geheiratet. Heute weiß ich, daß es falsch war und ich meinem Kind damit nicht genützt, sondern geschadet habe."

Der Junge war inzwischen aus dem Kino zurückgekehrt. Nach dem Abendessen brachte Bertha ihn zu Bett.

Ich blieb die Nacht bei ihr. Als ich am nächsten Morgen in der Frühe die Wohnung verließ, sah mich ihre Nachbarin aus der Tür treten. Diese Frau, die mich wegen meiner politischen Einstellung nicht leiden konnte, muß mich verraten haben, denn Bertha suchte mich auf und berichtete mir, ihr Mann wisse von meinem Besuch am Ostertag bei ihr und beabsichtige jetzt, die Scheidung zu beantragen.

Ich überlegte: Wäre das nicht die beste Lösung für uns beide? Natürlich, wir würden uns ein Zimmer suchen und dort gemeinsam wohnen. Am raschesten ginge es, wenn Bertha keine Einwände gegen die Scheidung erheben würde. Allerdings würde sie dann als schuldiger Teil geschieden und keinen Anspruch auf Unterhalt besitzen. Doch das Sorgerecht für ihren Sohn würde ihr sicherlich zugesprochen werden, da der Vater als asozialer Mensch und Trinker bekannt war. Eine rasche Trennung wäre der einzige Weg für Bertha, ihrem bereits zehn Jahre währenden Martyrium zu entrinnen.

Wir mieteten uns ein kleines Zimmer und wohnten fortan zusammen. Nach etwa einem halben Jahr wurde das Scheidungsurteil ausgesprochen. Es hieß

darin, die Ehefrau sei wegen Ehebruchs als schuldiger Teil anzusehen und habe infolgedessen keinen Anspruch auf Unterhaltszahlungen. Damit hatten wir ohnehin gerechnet. Unbegreiflich für uns war jedoch die Bestimmung, daß das Sorgerecht für den Jungen nicht ihr, sondern dem Vater zugesprochen wurde. Bertha war darüber untröstlich. Hatten wir doch geplant, uns nach der Scheidung eine etwas größere Wohnung zu suchen und dann den Jungen zu uns zu nehmen. Daraus wurde nun nichts, weil irgendein verschrobener Richter es wohl sehr anstößig fand, das Kind in der Obhut seiner in "wilder Ehe" lebenden Mutter aufwachsen zu lassen. So blieb der Junge bei seinem Vater, um - wie nicht anders zu erwarten - eines Tages Aufnahme in einem Kinderheim zu finden. Zur Mutter aber durfte er nicht. Die bürgerliche Moral war damit gerettet!

Nächtliche Aktivität

Es war die Zeit der vielen Wahlen. Jeder neu gewählte Reichstag besaß nur eine kurze Lebensdauer. Bei den Landesparlamenten war es ebenso. Das erforderte von den aktiven Parteimitgliedern eine enorme Propaganda-Arbeit. Flugblätter mußten verteilt, Versammlungen und Demonstrationen durchgeführt werden. Nacht für Nacht waren Klebe- und Malkolonnen unterwegs. Hin und wieder gab es dabei Zusammenstöße mit den Nazis, die sich bereits als die neuen Herren wähten. Es war eine bewegte Zeit. Waren besondere Aktionen durchzuführen, war ich stets dabei. So stieg ich einmal die Wendeltreppe bis zur obersten Spitze der Tausendmannkaserne hinauf, um eine rote Fahne dort oben anzubringen. Diese Kaserne besaß Tradition, hier verteidigten sich im Januar 1919 die Spartakisten gegen eine Übermacht von Berufssoldaten. Durch Artilleriebeschuß seitens der Belagerer fand dieses ungleiche Duell sein Ende. Die Kaserne wurde jetzt von Familien bewohnt. Ich band mir die Fahne um den Leib, hing mir einen Topf mit Schmierseife an die Seite und kletterte in dunkler Nacht den etwa acht Meter hohen, durch meine Bewegungen heftig schwankenden Fahnenmast empor. Oben angekommen, befestigte ich die Fahne und ließ mich langsam abwärts gleiten, wobei ich den Mast sorgfältig mit Schmierseife garnierte. Das waren Aktionen nach meinem Geschmack.

Am nächsten Morgen beobachteten wir neugierig, wie sich Schornsteinfeger, Dachdecker und sonstige Handwerker bemühten, den Mast zu

erklettern, um die Fahne zu entfernen. Dabei blieb erwartungsgemäß die Schmierseife Sieger. Erst mit Hilfe einer langen Leiter, die man umständlich auf das Dach der Kaserne gehievt hatte, gelang es einem wagemutigen Schornsteinfeger am späten Abend, das aufreizende Übel von seiner luftigen Höhe herunterzuholen.

Die politische Lage in Deutschland spitzte sich mehr und mehr zu, und die Gefahr einer Hitlerdiktatur war bereits greifbar nahe gerückt. Nur die Geschlossenheit aller Nazi-Gegner wäre noch imstande gewesen, die drohende braune Gewaltherrschaft aufzuhalten. Statt sich zur Abwehr dieser Gefahr zusammenzuschließen, gingen die beiden Arbeiterparteien SPD und KPD eigene Wege, so daß die in diesen Tagen so dringend erforderliche Einheitsfront nicht zustande kam. So konnte das Verhängnis ungestört seinen Lauf nehmen.

Hitler wird Reichskanzler

30. Januar 1933 - ein für das Deutsche Reich schicksalsschweres Datum. An diesem Tag übergab der eingefleischte Militarist Hindenburg dem Führer der NSDAP, Adolf Hitler, den Strick, mit dem die Weimarer Republik erdrosselt worden ist. Er machte Hitler zum Reichskanzler.

Wie hieß doch die KPD-Losung vor der Reichspräsidentenwahl? "Wer Hindenburg wählt, wählt Hitler - und Hitler bedeutet Krieg!"

Damit war jetzt der erste Teil dieser Losung bereits eingetroffen. Eine gewaltige Spannung und Erregung erfaßte die Menschen. Was würde geschehen? Kam nun die "Nacht der langen Messer", die den Gegnern der Nazis immer wieder in der Vergangenheit angedroht worden war? Ich war Mitglied der KPD und als solcher in unserer Stadt bekannt. Würde man mich jetzt einsperren?

Nun, die Zahl der Nazi-Gegner war wohl zu groß, als man sie alle hätte festsetzen können. Ich wartete erstmal ab, begab mich zu unserem Parteilokal und versorgte mich dort mit Flugblättern, die zum Generalstreik aufriefen. Am Abend sah ich mir dann mit einigen Genossen den Fackelzug der triumphierenden Nazi-Kolonnen an, deren Auftreten mir wie ein feierliches Begräbnis erschien. Ich glaube heute, daß dieser Vergleich gar nicht so abwegig war.

Was geschah nun aber in den nächsten Tagen? Vorläufig gar nichts. Die Parteien konnten weiterhin ihre Tätigkeit ausüben wenn auch in beschränktem Maße. Zeitungen erschienen, und sogar Demonstrationen konnten, wenn sie vorher angemeldet waren, durchgeführt werden. Ein Aufruf der KPD zum Generalstreik verpuffte wirkungslos. Die SPD erklärte: "Abwirtschaften lassen! Der Spuk geht rasch vorbei."

Wie sehr hatte man die heraufziehende Gefahr doch unterschätzt und damit die Möglichkeit verpaßt, die gerade erst installierte Hitler-Regierung von ihrem Thron zu stürzen. Diese Regierung hatte den größten Teil der Arbeiterschaft mit ihren starken Organisationen wie Gewerkschaften und Arbeitersportvereinen gegen sich. Dazu noch das "Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold". Alle diese Verbände waren zusammengeschlossen in der "Eisernen Front". Doch es hieß einfach: "Abwirtschaften lassen."

Natürlich war die augenblicklich herrschende Ruhe nur die Ruhe vor dem Sturm. Man fühlte es. Die nun an die Macht gelangten Nazi-Größen hockten sicherlich nicht untätig auf ihren neu erworbenen Ministersesseln, um den Geschehnissen freien Lauf zu lassen. Es mußte ein Anlaß her, um rücksichtslos und brutal eine Verfolgungsmaschinerie in Gang zu setzen, um alle gegnerischen Organisationen zu zerschlagen. Dieser Anlaß ließ nicht lange auf sich warten.

Am 26. Februar 1933, kurz nach Hitlers Machtantritt, fand in Wilhelmshaven-Rüstringen die letzte große Demonstration gegen den Faschismus statt. Aufgerufen dazu hatte die "Eiserne Front". Über 4.000 Teilnehmer marschierten mit Musik und Fahnen zum Rüstringer Marktplatz. Eine Gruppe von jungen Leuten der "Antifaschistischen Aktion", zu der auch ich gehörte, schloß sich unterwegs dem Zuge an. Wir trugen unsere Abzeichen an Revers und Mütze.

Solange sich der Demonstrationzug auf Wilhelmshavener Gebiet, das damals preußisch war, bewegte, blieben alle Teilnehmer des Zuges unbehelligt. Die preußische Polizei, die in der Vergangenheit überwiegend sozialdemokratisch geprägt war, verhielt sich zu dieser Zeit noch abwartend. In der Peterstraße jedoch, unmittelbar hinter dem Grenzpfahl zum oldenburgischen Rüstringen, befand sich ein großes Aufgebot der oldenburgi-

schen Polizei. Das Land Oldenburg wurde bereits seit längerer Zeit¹² von den Nationalsozialisten regiert, und dementsprechend war auch die Haltung der Polizei. Doch man hatte wohl nicht mit solch einer großen Zahl Demonstranten gerechnet. Es waren über 4.000, die geordnet und diszipliniert durch die Straßen marschierten. So gab es keinen Anlaß zum Eingreifen, zumal die Demonstration ja ordnungsgemäß angemeldet und genehmigt worden war.

Doch halt, jetzt hatte man am Ende des Zuges unsere Gruppe erspäht. Wir trugen ja nicht das Abzeichen der "Eisernen Front", die drei Pfeile, sondern das der "Antifaschistischen Aktion"! Ein paar kurze Kommandos, und schon waren wir von blauen Uniformen eingekreist und vom Zug abgetrennt. Den meisten unserer Leute gelang es trotzdem zu entweichen. Sie rannten zurück zu der nur wenige Meter entfernten Grenze. Drüben auf preußischem Gebiet waren sie in Sicherheit. Vor beziehungsweise hinter den Grenzpfählen endete die Macht der Polizei auf beiden Seiten. Doch sechs Mann, darunter auch ich, wurden auf einen Mannschaftswagen geworfen und zum Rüstinger Gefängnis gebracht. Auf der Wache riß man uns die Abzeichen herunter und brachte uns in den Zellenbau. Tags darauf, am späten Nachmittag, holte man uns zur Versammlung vor das eiligst zusammengerufene Schnellgericht. Wir wurden beschuldigt, eine verbotene Demonstration durchgeführt zu haben. Dabei hatten wir uns von den anderen Teilnehmern nur durch unsere Abzeichen unterschieden. Unsere Absicht war die gleiche wie die der anderen, gegen Hitler zu demonstrieren. Nun ja, es half uns nichts. Wir wurden verurteilt, jedoch wegen der geringen Strafe wieder auf freien Fuß gesetzt.

Der Reichstagsbrand

Am Abend nach unserer Verurteilung brannte der Reichstag. Das war für die Nazi-Machthaber das Signal, ihre bisher zur Schau getragene Zurückhaltung aufzugeben und mit brutaler Gewalt Jagd auf ihre Gegner, vor allem aber auf Kommunisten zu machen. Diesen schob man schlauerweise den Reichstagsbrand in die Schuhe. Also mußten sie erbarmungslos verfolgt

12 Seit dem 29. Mai 1932 wurde das Land Oldenburg von den Nationalsozialisten regiert. Ministerpräsident wurde NSDAP-Gauleiter Carl Röver (1889 - 1942).

werden. Das alles paßte zu gut zusammen, so daß es nicht schwer war, die wirklichen Brandstifter zu ertappen.

Am nächsten Morgen auf meinem Weg zum Arbeitsamt bemerkte ich eine über Nacht eingetretene Veränderung im Straßenbild unserer Stadt, es wimmelte von uniformierten SA-Leuten und Polizisten. Bertha ging neben mir. Ich sagte zu ihr: "Ich habe das Gefühl, daß ich das Arbeitsamt heute nicht mehr erreiche."

Minuten später wußte ich es genau. Als ich in die Nähe der Polizeiwache Peterstraße kam, stand plötzlich ein Polizist vor mir und schrie: "Herr Penshorn, Sie sind verhaftet!" "Ich heiße aber gar nicht Penshorn", antwortete ich, was ja auch stimmte. "Ganz egal, Sie sind trotzdem verhaftet, denn auch Sie suchen wir!"

Wenig später war ich wieder dort, wo ich tags zuvor erst in Freiheit entlassen worden war. Ich mußte meine tags zuvor erhaltene Strafe von zwei Monaten und einer Woche Gefängnis sofort antreten. Auch die anderen fünf¹³ wurden im Laufe des Tages eingesammelt und ins Gefängnis gebracht.

Am 4. März brachte man uns nach Oldenburg in das dortige Untersuchungsgefängnis. Als wir uns gerade in der Zelle einzurichten begannen, hieß es schon wieder: Fertigmachen zum Transport nach Vechta!

Das Oldenburger Gefängnis war bereits überfüllt, und laufend trafen weitere Verhaftete dort ein. Die große Treibjagd lief auf vollen Touren! Da wir bereits verurteilt waren, schob man uns in die Strafanstalt Vechta ab. Das war am 4. März 1933. Am nächsten Tag war die Reichstagswahl. Die Kommunisten, soweit man ihrer habhaft werden konnte, waren alle eingesperrt. Von freien Wahlen, wie die Nazis sie damals darstellen wollten, konnte also keine Rede sein. Denn im Gefängnis konnte man nicht wählen.

Am Wahlsonntag war eine schwer bewaffnete Abteilung Polizisten in die Strafanstalt Vechta verlegt worden. Fürchtete man Befreiungsaktionen? Doch wer sollte uns hier wohl herausholen? Die es hätten tun können, waren selbst alle eingesperrt. Die meisten anderen hatten inzwischen die Köpfe eingezogen und hielten still oder marschierten sogar selbst mit. Die

13 Von den übrigen verhafteten Antifa-Mitgliedern sind die Namen Hermann Penshorn, Wachsmund, Peters und Schmidt bekannt.

Nazis hatten ihr vorläufiges Ziel erreicht. Wo waren die 4.000 Demonstranten vom 26. Februar geblieben? Das lag doch erst eine Woche zurück...

Erneute Verhaftung

Nach gut zwei Monaten harter Arbeit im Moor öffnete sich wiederum für mich das Tor zur Freiheit. Freiheit ??? - Ich sollte bald genug erfahren, was es mit dieser Freiheit auf sich hatte.

So trat ich dann wieder wie früher den täglichen Gang zum Arbeitsamt an. Allmählich versuchte ich, die Verbindung zu meinen früheren Genossen herzustellen. Das war nicht einfach. Denunzianten und Spitzel hatten Hochkonjunktur! Hinzu kamen die von den Nazis ausgestreuten Gerüchte: Der Genosse X ist in die SA eingetreten, der Kollege Y ist ein Spitzel usw. Überall Mißtrauen, ganz bewußt lanciert! Es währte einige Zeit, bis man wieder auf festem Boden stand und wußte, wem man vertrauen konnte.

Mein bester und zuverlässigster Freund war damals Hermann Penschorn. Er war bei der Februar-Demonstration dabei gewesen und später mit mir verurteilt worden. Wir beide scheuten uns nicht, aus unserer Einstellung gegenüber dem Nazireich keinen Hehl zu machen. So war es denn auch kein Wunder, daß einige Leute sich erschrocken von uns abwandten. Nur nicht anecken, dachten viele und handelten auch danach. Doch nicht alle waren so. Es gab eine ganze Reihe von Männern und Frauen, die offen oder auch versteckt ihre wahre Meinung zum Ausdruck brachten. Ich erinnere mich zum Beispiel an einen Gastwirt, bei dem vorwiegend Leute verkehrten, die mit Hitler nichts im Sinn hatten. In der Gaststube hing seit Jahren an der Wand ein eingerahmter Spruch. An sich nichts Besonderes. Doch nach 1933 hingen plötzlich links und rechts von dem Wandspruch je ein Bild von Göring und Goebbels. Der Clou, der Wandspruch lautete: "Einer spinnt immer!"

So gab es eine ganze Reihe von Möglichkeiten, stille aber eindeutige Opposition zu zeigen. Wohlgedenkt, das alles war 1933/34 noch möglich. Später war da nichts mehr zu machen. Vielleicht lag es daran, daß zu viele stillgehalten hatten.

Mein Freund Hermann hat sine offene Nazi-Gegnerschaft mit dem Leben bezahlen müssen. Er wurde im Jahre 1940 im Konzentrationslager umge-

bracht. Ich selbst habe insgesamt neun Jahre hinter Gittern und Stacheldraht verbringen müssen.

Doch zurück zum Mai 1933. Ich war nach Beendigung meiner Strafe aus dem Gefängnis entlassen worden und fand viele Veränderungen vor. Braune Uniformen beherrschten das Stadtbild und langschäftige Stiefel knallten im Marschtritt auf das Straßenpflaster. Aus den Fenstern wehten Hakenkreuzfahnen. Nicht nur in den Stadtvierteln der Bürgerlichen oder den Hochburgen der Nazis, nein, auch in den Arbeitervierteln das gleiche Bild. Wie konnte das möglich sein in dieser kurzen Zeitspanne? Ich mußte an die große Februardemonstration denken. Tausende marschierten damals gegen den Faschismus! Seit diesem Tage waren erst ein paar Monate vergangen. Ich konnte es einfach nicht begreifen. Als mir dann eines Tages in unserer Stadt ein Spielmannszug des SA-Marinesturms mit klingendem Spiel begegnete, traute ich meinen Augen nicht mehr: Das war doch das Bezirks-Tambour-Korps des Arbeiter-Turn- und Sportbundes! Wie kamen die in die braunen Uniformen?¹⁴ Ich begriff nun gar nichts mehr. Auch diese Männer waren am 26. Februar gegen Hitler und seine braunen Mordbuben marschiert. Jetzt trugen sie deren Uniform...

Doch andererseits regte sich auch der organisierte Widerstand. Denn nicht alle waren - beeinflusst durch Scheinerfolge und geschickte Propaganda - den braunen Rattenfängern blindlings gefolgt. In der Stadt kursierten in unregelmäßigen Abständen Flugblätter der illegalen KPD. Nach deren Erscheinen gab es jedesmal Hausdurchsuchungen und Verhaftungen. Doch man griff sich wohl stets die Falschen, denn die Flugblätter und hektographierten Zeitungen erschienen nach wie vor. Das führte zu immer neuen Verhaftungen.

Am 1. Juli 1933 schreckte ich frühmorgens aus dem Schlaf. Ein heftiges Klopfen an meiner Tür, eine Stimme schrie: "Aufmachen, Polizei!"

Also war i c h heute an der Reihe. An Flucht war nicht zu denken, denn ich bewohnte mit Bertha ein einzelnes Zimmer, das nur eine Tür hatte. Davor

14 Dazu erklärte Waldemar Hülsemann (1912 - 1988) im Gespräch mit dem Herausgeber, das Bezirks-Tambour-Korps des Arbeitersports sei nach dem Verrat eines seiner Mitglieder, das den Nazis sämtliche Adressen der Korps-Mitglieder übergab, zwangsgleichgeschaltet worden. Der Verräter, Arnold Krimmling (1901 - 1945), wurde für diese Tat zum SA-Sturmmann befördert. Vgl.: Stefan Appelius / Bernd Feuerlohn, Die braune Stadt am Meer, Hamburg 1985.

aber standen die Häscher. Zum Fenster hinaus konnte ich nicht, weil unser Zimmer in der ersten Etage lag. Außerdem wollte ich nicht "auf der Flucht erschossen" werden. So öffnete ich und mußte zusehen, wie meine Sachen von zwei Polizisten durchwühlt wurden. Der eine war ein Beamter der Überwachungs-polizei (später Gestapo) namens Kreuzt. Der zweite assistierte ihm und war uniformiert. Er hieß Paul Grün¹⁵. Während des Krieges war er Fotograf bei der Gestapo. Nach Kriegsende war er als Fotoreporter bei der "Wilhelmshavener Zeitung" tätig.

Trotz intensiven Suchens wurden die beiden nicht fündig. Lediglich einige Privatbriefe und Postkarten, die jedoch nichts Belastendes enthielten, nahmen sie mit. Natürlich auch mich. So fand ich mich erneut im Amtsgerichtsgefängnis in der Peterstraße wieder. Doch ich war nicht der einzige, den man an diesem Tag verhaftet hatte. Ein gutes Dutzend meiner Freunde und Genossen marschierten auf dem Gefängnishof mit mir im Kreis herum. Nach einigen Tagen erhielt ich ein Schreiben von der Polizeibehörde des Stadtmagistrats Rüstringen mit folgendem Inhalt:

Stadtmagistrat

Rüstringen, den 2. Juli 1933

als Polizeibehörde

Sie sind wegen kommunistischer Betätigung und damit Gefährdung der öffentlichen Sicherheit gemäß § 1 der Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutze von Volk und Staat vom 28. Februar 1933 bis auf weiteres in polizeiliche Haft genommen.

Gegen diese Anordnung steht Ihnen binnen 7 Tagen nach Zustellung derselben die Beschwerde beim Herrn Minister des Innern Oldenburg in Oldenburg zu.

K l e i n e

Die Unterschrift unter diesem Haftbefehl stammte vom damaligen Stadtrat Kleine¹⁶, der nach 1945 in Delmenhorst als Oberbürgermeister eingesetzt

15 Paul Grün, geb 5.6.1906, gest 15.2.1972. 1933 - 1945 Mitglied der NSDAP.

16 Walter Kleine, geb 26.12.1885, gest 22.12.1946 in Oldenburg. 1919 - 1937 Stadtrat und 1937 - 1945 Stadtkämmerer in Wilhelmshaven.

worden war. Als ich davon erfuhr, sorgte ich dafür, daß er schleunigst wieder abgesetzt wurde. Doch zurück ins Jahr 1933.

Also war ich "bis auf weiteres in polizeiliche Haft" genommen. Der Beweis einer kommunistischen Betätigung und damit verbundenen Gefährdung der öffentlichen Sicherheit durch mich ist niemals erbracht worden. So machte ich denn von meinem Recht der Beschwerde gegen die verhängte Schutzhaft Gebrauch. Dieses Recht wurde mir ja im Schreiben des Stadtmagistrats Rüstingen zugestanden. Umso erstaunter war ich, als mir kurz darauf mitgeteilt wurde, daß gegen mich ein Strafverfahren eingeleitet worden sei. Das Schreiben hatte folgenden Wortlaut:

Der Minister des Innern

Oldenburg i.O., den 27. Juli 1933

Fernsprecher 6291

Nr. I 4449

Auf Ihr Schreiben vom 5. Juli d.Js.

Nach den polizeilichen Ermittlungen besteht durchaus dringender Verdacht einer verbotenen politischen Betätigung. Auch Ihre Vergangenheit und Ihr Verhalten in Rüstingen-Wilhelmshaven machen eine weitere Inhaftierung nötig. Außerdem ist gegen Sie ein Strafverfahren eingeleitet.

I.A.

gez. E i l e r s

Schutzhaftlager Vechta

Inzwischen reichten die Zellen des Gefängnisses nicht mehr aus, um noch weitere Gefangene aufzunehmen. Einen Teil hatte man bereits per Schub nach Vechta transportiert, wo man eiligst das dortige Arbeitshaus zum Konzentrationslager umfunktioniert hatte. Als nächster Schub waren wir nun an der Reihe. So wurden wir, etwa 20 Mann, eines Tages aus unseren Zellen geholt und mit einem Autobus nach Vechta gebracht. Dort angekommen, schauten wir uns vergebens nach SS- oder SA-Leuten um. Es waren keine da. Nur ein älterer, freundlicher Gefängnisbeamter namens

Witte, der dieser Anstalt vorstand, sowie zwei oder drei Aufseher, die ebenfalls die Uniform der Justizbeamten trugen, nahmen uns in Empfang.

Wir wurden auf zwei große Gemeinschaftssäle verteilt. Die Beamten behandelten uns gut, und wir brauchten auch nicht zu arbeiten. Das also sollte ein KZ sein? Wir hatten bisher ganz andere Dinge gehört. Doch dieses Lager unterstand der Verwaltung der Strafanstalten in Vechta. Hier hatte die SS nichts zu melden. Noch nicht. Das war zu dieser Zeit noch möglich. Zudem waren die Menschen in dieser südoldenburgischen Gegend überwiegend katholischen Glaubens und keine Nazi-Anhänger. Unsere Bewacher ließen uns das mehr als einmal erkennen. Ja, ich glaubte manchmal im Gesicht des Herrn Witte eine Mischung von Mitleid und Freundlichkeit zu erkennen. Nach ein paar Wochen jedoch sollte sich die Lage für uns plötzlich ändern. Man hatte inzwischen begonnen, das Frauengefängnis in Vechta zu räumen. Dort sollte das eigentliche Schutzhaftlager für uns eingerichtet werden. Unsere Unterbringung im ehemaligen Arbeitshaus war nur eine Übergangslösung gewesen. Dann kam der Tag, an dem wir unsere Sachen packen mußten und unser neues Quartier beziehen sollten. Beim Antreten auf dem Hof rief uns Hauptwachtmeister Witte mit bewegter Stimme zu: "Ich wünsche Ihnen allen eine recht baldige Entlassung!"

Als dann ein Trupp SS-Leute in schwarzen Uniformen zum Tor hereinschritt, um uns in Empfang zu nehmen, wandte er sich ab.

Das also war jetzt unser neues Quartier, ein ehemaliges Frauengefängnis. Hier gab es nur Einzelzellen, die allerdings mit je zwei Gefangenen belegt wurden. Mein Zellengenosse war der Politische Leiter des Unterbezirks Oldenburg der KPD, Fritz Döpke¹⁷. Wir beide verstanden uns ausgezeichnet und, ich habe durch ihn viel gelernt, mein politisches Wissen bereichert.

Der Vorsteher des Schutzhaftlagers war ein Justizbeamter namens Fischer, der uns zwar laut anschrie, jedoch im Grunde ein gutmütiger Kerl war. Assiiert wurde er von zwei Polizisten aus Oldenburg und Delmenhorst. Diese drei Beamten führten eigentlich die "Regie" im Schutzhaftlager,

17 Fritz Döpke, Kupferschmied, geb 1.2.1898 in Oldenburg. Ab 1920 Mitglied der KPD, ab 1927 KPD-Ratsherr in Oldenburg. 1932 KPD-Reichstagskandidat. 3.3.1933 - 29.6.1935 mit kurzer Unterbrechung im KZ Vechta inhaftiert. 1945 Stellvertretender Oberbürgermeister in Oldenburg. 1948 KPD-Landtagsabgeordneter. gest 25.7.1966 in Oldenburg.

während die SS-Leute nichts weiter als Wachposten waren. Damit waren wir deren Willkür nicht ausgesetzt.

Morgens in der Frühe marschierten wir in drei Marschkolonnen zur Arbeit in das etwa eine Stunde entfernte Moor. Beim Marsch durch die Straßen der Stadt Vechta wurden wir oftmals von Einwohnern durch Hutabnehmen begrüßt. Die uns begleitenden SS-Männer in ihren schwarzen Uniformen ernteten dagegen durchweg feindliche Blicke. Die Nazis hatten hier in dieser Region noch lange nicht gesiegt. War doch hier vor 1933 eine Hochburg der katholischen Zentrumspartei.

Für uns verging ein Tag wie der andere, ohne besonders aufregende Vorkommnisse. Doch halt, eines Abends nach dem Einschluß vernahmen wir ein lautes Klopfen gegen eine Zellentür. Es war die Zelle, in der Dr. Walter von Schwichow¹⁸, ein ehemaliger SS-Mann, einsaß. Er war kurz vor der Machtübernahme der Nazis in die KPD eingetreten und ein persönlicher Freund Fritz Döpkes. An jenem Abend kämpfte von Schwichow um sein Leben - ein leises Zischen aus der Zellenleuchte hatte ihn hochgeschreckt. Unsere Zellenbeleuchtung wurde nämlich durch Gas gespeist. Der Hahn zum Ein- und Ausschalten der Lampe war außen an der Zellentür angebracht. Jeden Abend kam der Kalfaktor mit einer brennenden Fackel in die Zelle und zündete die Lampe an, nachdem er vorher den Gashahn draußen geöffnet hatte. Da Dr. von Schwichow glücklicherweise noch nicht eingeschlafen war, bemerkte er sofort, was da vor sich ging. Er hämmerte mit beiden Fäusten gegen die Zellentür und machte sich laut schreiend bemerkbar. Der SS-Mann, der die Nachtwache hatte, schloß die Tür auf und verriegelte den Gashahn. Dieser SS-Mann kam als Täter nicht in Betracht, wie sich später herausstellte. Er hatte seinen Kameraden nämlich gerade noch erwischt, als dieser eiligst das Gebäude verlassen wollte und ihn mit lauten Worten zur Rede gestellt. Schließlich wäre ja der Verdacht sonst auf ihn gefallen. Der Übeltäter jedoch wurde wenig später abgelöst.

Niemand von uns wußte, wie lange er hier festgehalten werden sollte. So ließ ich mir eines Tages Papier und Federhalter geben und schrieb an den Stadtmagistrat Rüstringen. Ich verlangte Auskunft darüber, welche Beweise

18 Dr. Walter von Schwichow, geb 31.1.1900 in Metz/Lothringen. Schwichow wurde nach 1945 nicht mehr Mitglied der KPD. gest 5.8.1974 in Hage/Ostfriesland.

zur Einleitung eines Strafverfahrens gegen mich vorlagen. Außerdem wollte ich die Dauer meiner Schutzhaft erfahren.

Auf mein Schreiben hin erhielt ich folgende Antwort:

Stadtmagistrat

Rüstringen, den 12. Oktober 1933

als Polizeibehörde.

Sie sind wegen kommunistischer Betätigung und damit Gefährdung der öffentlichen Sicherheit gemäß § 1 der Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat vom 28. Februar 1933 bis auf die Dauer von 9 Monaten in polizeiliche Haft genommen.

Gegen diese Anordnung steht Ihnen binnen 7 Tagen nach Zustellung derselben die Beschwerde beim Herrn Minister des Innern in Oldenburg zu.

K l e i n e

Wieder hatte Stadtrat Kleine den Bescheid unterzeichnet. Also mußte ich mich wohl auf neun Monate hier einrichten. Doch in dem Schreiben wurde ja abermals auf die Möglichkeit einer Beschwerde hingewiesen. Davon machte ich sofort Gebrauch. Wie erstaunt war ich jedoch, als man mir daraufhin mitteilte, daß es ein Beschwerderecht gegen die Verhängung der Schutzhaft nicht gibt!

Hier die Abschrift des Schreibens:

Stadtmagistrat

Rüstringen, den 7. November 1933

als Polizeibehörde

1258/33 Ü.P.

Auf Ihren Antrag an den Herrn Minister des Innern, Oldenburg v. 17. Oktober 33 wird Ihnen mitgeteilt, daß es ein Beschwerderecht gegen die Verhängung der Schutzhaft nicht gibt.

Die über Sie verhängte Schutzhaft, auf die Dauer von 9 Monaten, zählt vom 1. Juli d.Js. ab.

K e l l e r h o f f

Das Schreiben enthielt die Unterschrift Dr. Kellerhoffs¹⁹, der nach dem Kriege Stadtkämmerer in Wilhelmshaven war.

Inzwischen traf die Hitlerregierung Vorbereitungen zu einer "Volksabstimmung", die im November stattfinden und dem Ausland gegenüber den Beweis erbringen sollte, das ganze deutsche Volk stünde einmütig hinter Hitler und seiner Regierung. Die Abstimmung selbst sollte über Verbleib oder Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund entscheiden. Wer für den Austritt war, mußte mit "Ja" stimmen und entschied damit gleichzeitig über den neuen Nazi-Reichstag. Hitler wollte der übrigen Welt beweisen, daß in Deutschland frei gewählt werden konnte.

Als der Abstimmungstag näher rückte, erhielten zur allgemeinen Überraschung auch wir Häftlinge Stimm Scheine. Diese Tatsache führte in unserem Kreis zu erregten Diskussionen. Wie sollten wir uns verhalten? Einige Kameraden waren der Ansicht, wir müßten selbstverständlich mit "Nein" stimmen. Schließlich waren wir ja die Gefangenen dieses Systems und konnten uns nicht noch dafür bedanken, daß man uns die Freiheit genommen hatte. Mein Zellengenosse Fritz Döpke und ich sahen die Dinge jedoch anders. Wenn in der Welt bekannt wurde, daß die Insassen eines KZ-Lagers mit großer Mehrheit für die Hitlerregierung gestimmt hatten, dann würde man sich wohl vorstellen können, wie "geheim" diese Abstimmung im ganzen Reich gewesen war. Dieses Argument bewog auch die noch zögernden "Nein"-Befürworter, uns beizupflichten. Also beschlossen wir - mit Ausnahme einer kleinen Gruppe - mit "Ja" zu stimmen.

Am Tage nach der Wahl erfuhren wir das Ergebnis unserer Abstimmung im Lager: Über 80 % Ja-Stimmen! Das war's, was wir erreichen wollten. Aus den anderen Lagern das gleiche Ergebnis. Unser Verhalten war also richtig gewesen. Nun konnte Hitler dem Ausland nicht mehr weismachen, daß diese Wahl frei und geheim gewesen sei.

Das Abstimmungsergebnis in den KZ-Lagern brachte die Nazi-Machthaber in arge Bedrängnis. Konnte man weiterhin die Schutzhäftlinge in den Lagern festhalten, obwohl sie für die Regierung gestimmt hatten? Also

19 Dr. Arthur Kellerhoff, geb 25.1.1886 in Oldenburg. 1920 - 1945 Bürgermeister in Rüstringen und Wilhelmshaven. 1937 - 1945 Mitglied der NSDAP. 1947 - 1950 Stadtkämmerer in Wilhelmshaven. Vgl. auch: Stefan Appellius / Bernd Feuerlohn, Die braune Stadt am Meer, Hamburg 1985.

mußte notgedrungen eine Entlassungsaktion gestartet werden. So wurde der größte Teil der Häftlinge Anfang Dezember 1933 freigelassen. Das war ein weiterer Erfolg unserer angewandten Taktik. Der verbliebene Rest wurde teils in die Emslandlager verbracht oder in das Gerichtsgefängnis Vechta zur Verbüßung mehrmonatiger Strafen überstellt.

Das gegen mich eingeleitete Strafverfahren war eingestellt worden, weil keine Beweise vorlagen. So kam ich am 6. Dezember 1933 zuhause an.

Keine Verfehmten?

Wieder in Wilhelmshaven angekommen, meldete ich mich weisungsgemäß bei der Überwachungs-polizei (der späteren Gestapo) in Rüstringen. Dort legte man mir einen Verpflichtungsschein zur Unterschrift vor. Darin nahm ich staunend zur Kenntnis, daß ich nur aus der Schutzhaft beurlaubt sei und beim geringsten Verstoß gegen den Nationalsozialismus die Schutzhaft erneut, und zwar auf unbestimmte Zeit wirksam würde. Ich unterschrieb. Was blieb mir anderes übrig?

Darauf sprach ich beim Wohlfahrtsamt in Wilhelmshaven, meinem damaligen Wohnsitz vor. Ich wünschte, in Arbeit vermittelt zu werden. Dabei legte ich den Herren einen Zeitungsausschnitt mit der Überschrift "Keine Verfehmten" auf den Tisch. In dem Artikel wurde eine Äußerung Hermann Görings wiedergegeben, die er anläßlich der Weihnachtsamnestie von sich gegeben hatte. Er sprach darin von den "Verführten", die es jetzt für den Aufbau Deutschlands zu gewinnen galt. An den Gesichtern der Beamten konnte ich ihre Verlegenheit ablesen. Doch das Wunder geschah: Ich wurde beim Fuhrpark der Stadt Wilhelmshaven als Arbeiter eingestellt. Allerdings währte das Beschäftigungsverhältnis nur einige Wochen. Dann mußte ich mich bei einem Klempnermeister zwecks Einstellung vorstellen.

Es war nämlich so, jedem Unternehmer, der einen städtischen Auftrag erhielt, wurde zur Bedingung gemacht, mindestens einen Arbeiter einzustellen, der ihm von der Stadt benannt wurde. So wälzte die Stadtverwaltung ihre Lohnkosten auf die Unternehmer ab, die davon natürlich recht wenig erbaut waren. Doch es half ihnen nichts, keine Einstellung, kein Auftrag - basta. Nach der Beendigung des städtischen Auftrags hielt ich meine Papiere wieder in den Händen. Nun begann das Spiel von neuem. Nach der

Klempnerei kam ein Dachdecker an die Reihe. Das Wilhelmshavener Rathaus erhielt ein neues Schieferdach.

So ein Dach zu decken, währt natürlich auch keine Ewigkeit. Und so gings dann weiter zum Straßenbau. Überall das gleiche Spiel, Arbeit fertig - raus.

Inzwischen kam ich mir als fünftes Rad am Wagen und höchst überflüssig vor. Es wäre auch ohne mich gegangen. Übrigens bin ich den Unternehmern niemals böse darum gewesen, denn sie hatten ja selber um ihre Existenz zu kämpfen.

Natürlich wunderte man sich, warum ich als gelernter Kupferschmied nicht auf der Kriegsmarinewerft beschäftigt war. Meine Antwort darauf lautete, daß ich als Kommunist in Schutzhaft gewesen war und man doch keinen Kommunisten einstellen könnte, nachdem man Sozialdemokraten rausgeworfen hatte.

Die Reaktion auf meine Äußerung war jedesmal betretenes Schweigen. Ich möchte dazu noch bemerken, daß die Werft zu jener Zeit fieberhaft nach Kupferschmieden suchte. Aus dem ganzen Reich kamen sie nach Wilhelmshaven. Nur einer durfte seinen Beruf dort nicht ausüben, das war ich.

Wie hieß es doch in dem Zeitungsartikel? "Keine Verfehmten"? Meine letzte Arbeitsstelle war der Straßenbau. Doch der Gehweg, der erneuert werden sollte, war in ein paar Wochen fertiggestellt. Und wieder stand ich da mit meinen Papieren und guten Wünschen für die Zukunft.

Nun aber kam etwas Neues. Die Stadt selbst wollte mich wiederhaben. Das Städtische Altenheim brauchte einen Heizer. Ich machte mich auf den Weg und traf den Heimleiter auf dem Hof an. Ich wünschte ihm freundlichst einen "Guten Tag" und brachte mein Anliegen vor. Der aber blickte mich grimmig an, riß mit einem gewaltigen Ruck seinen rechten Arm hoch: "Heil Hitler! Geben Sie den Schein her. Sie bekommen Bescheid."

Den Bescheid erhielt ich dann auf dem Wohlfahrtsamt. "Jetzt haben wir alles für Sie getan, aber Sie wollen ja nicht." "Wieso, was habe ich denn falsch gemacht? Hat sich einer meiner Arbeitgeber über mich beschwert?" "Nein, das nicht. Aber Sie haben dem Heimleiter vom 'Lindenhof' den Deutschen Gruß nicht erwidert. Und darum will er Sie nicht haben." "Ich habe den Mann höflich begrüßt und habe nicht gewußt, daß der Hitlergruß

inzwischen zwangsweise eingeführt wurde." "Nun, das ist er natürlich auch nicht. Aber so grüßt doch heute jeder."

Ich kenne aber eine ganze Menge Leute, die das nicht tun, dachte ich so für mich, sagte es aber wohlweislich nicht laut.

Ich war gespannt, was als nächstes auf mich zukommen würde. Und das kam sehr rasch. Inzwischen war nämlich von höchster Stelle verfügt worden, daß keinem Jugendlichen unter 25 Jahren (und dazu gehörte auch ich) eine Arbeit vermittelt werden durfte, wenn er nicht vorher einen sogenannten Arbeits-Paß erworben hatte. Diesen Paß erhielt man, wenn man mindestens ein halbes Jahr freiwilligen Arbeitsdienst abgeleistet oder ein ganzes Jahr auf dem Lande geschuftet hatte. Ohne Geld natürlich. Für Essen und Trinken.

Letzteres kam für mich überhaupt nicht in Frage. Hatte ich ein Handwerk gelernt, um Kuhställe auszumisten und Rüben zu zupfen? Und das auch noch umsonst?

Ich entschied mich also für den Arbeitsdienst. Was blieb mir übrig?

So ging ich zwangsweise "freiwillig" in den Arbeitsdienst. Das Lager gehörte der NSDAP und war im Schloß Dornum in Ostfriesland untergebracht.

Die ersten Tage wurde exerziert und Lieder gelernt, die dann später auf dem Wege zur Arbeit gesungen wurden. Zum Beispiel: "Dann lassen wir vom Spaten und greifen zum Gewehr und stehen als Frontsoldaten im Deutschen Freiheitsheer."

Im Arbeitsdienstlager hatte ich inzwischen entdeckt, daß es dort auch ein Tambour-Korps gab. Flugs kam mir der Gedanke, das wäre etwas für dich. Diese Schlauberger hieben auf ihren Trommeln herum und piffen quer, während wir anderen uns mit Exerzieren und Grüßen abquälten.

Ich fragte den Tambour-Major, ob ich mitmachen durfte, denn daheim wäre ich auch in einem Tambour-Korps gewesen. Das stimmte sogar. Man nähte mir Schwalbennester auf den Uniformrock, und ich durfte fortan mittrommeln.

Die Verpflegung im Lager war gut. Es gab jeden Tag Butter zum Frühstück. Echte, gute Butter. Wann hatte ich zum letzten Mal Butter gegessen? Ja,

während des Ersten Weltkrieges, bei meinem Onkel auf dem Lande, und das war lange her.

So vergingen fünf Wochen, bis ich eines Tages zum Oberfeldmeister, dem Lagerleiter, beordert wurde. Er verlas ein Schreiben des Nazi-Gaues Weser-Ems, in dem es hieß: "... Oertel hat binnen 24 Stunden das Lager zu verlassen."

Das war's. Man hatte, wenn auch ein wenig spät, entdeckt, wer und was ich war. Vielleicht hatte man mich ja auch während der fünf Wochen fleißig beobachtet, um mich beim geringsten Verdacht zu schnappen. Den Gefallen hatte ich ihnen nicht getan. Also packte ich meinen Koffer und fuhr heim.

Straßenfeger

Zuhause angekommen, führte mich mein erster Weg zum Wohlfahrtsamt. Der Beamte war ratlos.

"Ich darf Ihnen keine Arbeit vermitteln, weil Sie noch keine 25 Jahre alt sind." "Dann möchte ich eine Unterstützung, schließlich muß ich ja von irgend etwas leben." "Unterstützung können wir Ihnen auch nicht geben." Ich antwortete wütend: "Gut, dann gehe ich eben einbrechen. Das geht dann aber auf Ihr Schuldkonto."

Und auf einmal ging es. Ich durfte wieder im Städtischen Fuhrpark arbeiten, als Straßenfeger. Jeden morgen rückte ich mit der Kolonne aus. Wie lange es wohl diesmal gut ging? Nun, nicht lange.

Eines Tages mußte ich nach Feierabend ins Büro zum Fuhrhofmeister, einem ehemaligen "Stahlhelmer" und damaligen Nazi. Er hatte festgestellt, daß ich nicht in der "Deutschen Arbeitsfront" war, und fragte, warum ich es bis jetzt versäumt hätte, dort Mitglied zu werden. "Das habe ich nicht versäumt, sondern ich bin daran nicht interessiert", antwortete ich ihm.

Der Meister bekam vor Schreck den Mund nicht mehr zu. "Warum müssen Sie sich denn immer ausschließen? Alle anderen sind in der Arbeitsfront. Sie brauchen sich auch um den Beitrag gar nicht zu kümmern, den ziehen wir direkt von Ihrem Lohn ab."

"Ist die Mitgliedschaft in der Arbeitsfront Zwang?" "Nein, durchaus nicht. Aber es wäre besser für Sie."

Eine Woche später erhielt ich meine Papiere. Auf dem Entlassungsschein stand zu lesen: "...wegen Mangel an Geldmitteln..."

Die Stadt Wilhelmshaven war nicht mehr in der Lage, den Lohn für einen einzigen Straßenfeger aufzubringen. Ich aber gab es von nun an endgültig auf, weiter um Arbeit oder Unterstützung zu betteln.

Der letzte Arbeitslose

Ich hatte Freunde, die am Handelshafen Gelegenheitsarbeiten verrichteten. Ich schloß mich ihnen an und arbeitete mit. Hier wurde nicht gefragt nach Arbeits-Paß, "Arbeitsfront" und Papieren, hier wurde nur Arbeit verlangt. Harte, schwere Arbeit. Alles ging im Akkord. Eine Schute mit Klinkersteinen mußte in einer bestimmten Zeit geleert sein. Die Steine wurden aus der Tiefe des Lagerraumes nach oben zum nächsten Mann geworfen, der sie auffing und sie weiterwarf bis auf die Kaimauer. Obwohl die Hände durch ein Lederstück geschützt waren, schmerzten sie dennoch und sämtliche Glieder taten weh. Ich hatte bis dahin noch nie so schwer arbeiten müssen.

Doch ein Gefühl hielt mich hoch, hier bist du frei, und niemand hat an dir etwas auszusetzen. Die Hauptsache ist, du machst deine Arbeit. Ich hielt durch und gewöhnte mich im Laufe der Zeit an die schwere Tätigkeit.

Inzwischen hatte ich das 25. Lebensjahr erreicht und brauchte mich vor Arbeitsdienst und Kühemelken nicht mehr zu fürchten. In der Zeitung las ich, Wilhelmshaven habe nun keine Arbeitslosen mehr. Ich hielt es somit für angebracht, wieder einmal im Stadthaus vorzusprechen, denn ewig wollte ich kein Steinwerfer bleiben. Es mußte doch jetzt etwas anderes für mich geben.

An der Wand des Büros im Stadthaus hing eine große Tabelle, mit einer Kurve, deren Endpunkt auf Null stand. Darüber hieß es: "Die Arbeitslosigkeit in Wilhelmshaven". Die Kurve begann bei etwa 6.000 Erwerbslosen und endete bei Null. Da meine Gelegenheitsarbeit ja keinesfalls als festes Arbeitsverhältnis galt, stellte ich mich als letzter Arbeitsloser vor. Ich erklärte es dem Beamten. "Suchen Sie sich selber Arbeit! Es gibt genug. Die Tabelle wird nicht geändert", wurde mir beschieden. Also zurück zu den Steinen.

"Volksabstimmung"

Man wird begreifen, daß sich mein Haß gegen die Nazis und ihren Staat im Laufe der Zeit enorm gesteigert hatte. Ich machte nirgends einen Hehl daraus, einer ihrer "Verweigerer" zu sein. Und ich wußte, daß man es nur darauf anlegte, mich fertigzumachen. Doch warum zögerten sie? Nach Gelegenheiten brauchten sie doch nicht lange zu suchen. Nehmen wir zum Beispiel die sogenannte Volksabstimmung im Jahre 1934.

Nachdem ich meine Nein-Stimme abgegeben hatte, wartete ich vor dem Wahllokal auf die Auszählung der Stimmen. Bisher war es üblich gewesen, daß die Auszählung öffentlich vorgenommen wurde. Also öffnete ich die Tür zum Stimmlokal, das in einer Schulklasse untergebracht war. Die Herren in Braun schrien mich an: "Raus! Hier hat niemand etwas zu suchen!" Sie drängten mich nach draußen, und ich hörte, wie sie einen Tisch von innen vor die Tür stellten. Sie wollten unter sich sein und keine Zeugen dabei haben.

Auf dem Schulhof wandte ich mich an einen Polizisten und fragte ihn, ob man bei der Auszählung der Stimmen zugegen sein dürfte. "Doch, das dürfen Sie", sagte mir der Schupo-Mann. Ich erklärte ihm kurz was geschehen war. "Kommen Sie, ich bringe Sie hin", so der Schupo.

Auf sein Klopfen hin ertönte drinnen ein vielstimmiges: "Geschlossen!" Der brave Polizist ließ sich nicht beirren und verlangte die Öffnung der Tür. Und siehe da, der Tisch wurde weggeräumt.

Ich kostete meinen Triumph weidlich aus und war erfreut, daß es zu dieser Zeit noch solche Polizisten gab. Mehr als ein halbes Dutzend Augenpaare funkelten mich haßerfüllt an. Einige der Braununiformierten kannten mich. Einer fragte mich: "Was wollen Sie denn eigentlich hier?" "Ich will die Nein-Stimmen zählen!"

Wahrscheinlich wurde am nächsten Tag an irgendeiner Stelle ein weiterer Strich hinter meinem Namen gemacht. Aber warum ließen sie mich zappeln?

Ich verstand es nicht. Später jedoch umso besser. Man wollte sich eben nicht damit begnügen, mich eine Weile einzusperren. Nein, wenn schon, dann für immer und mit dem Ziel, mich ein für allemal fertigzumachen. Vielleicht rechneten sie ja auch damit, mich bei irgendeiner organisierten illegalen

Tätigkeit zu erwischen. Zu jener Zeit war es aber völlig unmöglich, größere Gruppen organisatorisch für die illegale Arbeit zusammenzufassen. Das Mißtrauen war groß. Spitzel überall. Die Nazis streuten bewußt Verdächtigungen aus. Man traute fast niemandem mehr.

So bildeten sich kleine Gruppen, die jedoch zu keinen nach außen dringenden Aktionen kamen. Man diskutierte unter sich und besprach die jeweilige politische Lage. Der Überfall des faschistischen Italiens auf Abessinien, der Bürgerkrieg in Spanien - diese Ereignisse lieferten zu jener Zeit den Gesprächsstoff.

Ich hielt nichts von Diskussionen im trauten Kreis von Gleichgesinnten, in der Hoffnung, daß kein Wort davon nach außen dringen konnte. Ich ging meinen eigenen Weg und machte jedem deutlich, daß es auch deutsche Menschen gab, deren Gruß immer noch "Guten Tag" lautete, und die sich durch ihr Verhalten mehr oder weniger sichtbar als Gegner des Hitlerstaates zu erkennen gaben. Das war zwar nicht ganz risikolos, doch war ich durchaus nicht geneigt, meine politische Gesinnung gegen eine braune oder gar schwarze Uniform einzutauschen. Es erfüllte mich sogar mit einem gewissen Stolz, mit meinem Handeln als offener Gegner dieses Unrechtssystems angesehen zu werden.

Keine Mark für das Winterhilfswerk

So kam das Jahr 1936. Hinter dem Deich am Nordstrand begann im Zuge der Aufrüstung der Bau der 4. Hafeneinfahrt. Ich bewarb mich bei der Siemens-Bau-Union, einer Firma aus Berlin. Das Wunder geschah. Ich erhielt vom Arbeitsamt eine Einstellungskarte. Die Firma machte Probebohrungen im Watt und betrieb Pumpen zur Entwässerung des Baugrundes.

In unserer Kolonne gab es einen einzigen fanatischen Nazi, der jedoch vorwiegend als Pumpenmaschinist tätig war und mit uns anderen fast keinen Kontakt hatte. So konnten wir unbehelligt politische Diskussionen führen, denn unsere Mannschaft am Bohrturm bestand nur aus Nazigegegnern. Der Vorarbeiter war ein alter Bekannter von mir. Er hieß Louis

Klische²⁰ und war 1927 zum Vorsitzenden der Rüstinger Ortsgruppe des Roten Frontkämpferbundes gewählt worden. In den späteren Jahren gehörte er keiner Organisation mehr an. Wir beide verstanden uns ausgezeichnet. In Diskussionen über den Spanischen Bürgerkrieg stellte ich mit Genugtuung fest, daß keiner meiner Kollegen auf seiten der Faschisten stand. Der Nazi war stets außer Hörweite.

Eines Tages prangte ein Plakat in unserer Baubude, mit folgendem Text: "Die Belegschaft hat beschlossen, wöchentlich ein Los im Werte von 1,- RM für die Winterhilfslotterie zu erwerben." Ich fragte meine Kollegen sogleich, wer von ihnen denn das beschlossen hatte. Natürlich niemand.

Am Zahntag kam der Meister mit der Lohntüte. Und siehe da: In jeder Tüte steckte ein Los und fehlte eine Mark. Was nun? Ich erklärte dem Meister, ich hätte, obwohl auch ich zur Belegschaft gehörte, an dieser Beschlußfassung nicht teilgenommen. Also forderte ich meine Mark zurück. Der Meister überlegte einen Augenblick, dann zückte er seine Geldbörse, entnahm ihr eine Mark und kaufte mir das Los ab. Ich war zufrieden. Und er wahrscheinlich auch.

Fünf Monate war ich bereits auf meiner neuen Arbeitsstelle. Der Meister war mit mir zufrieden und machte mir keine Schwierigkeiten. Er wußte, daß ich nicht Mitglied der nationalsozialistischen "Arbeitsfront" war.

Nun ja, dachte ich, man hat sich wohl inzwischen damit abgefunden, daß ich ein widerborstiger Kantonist war. Man ließ mich in Ruhe. So dachte ich. Die braunen Herren aber dachten ganz anders.

Verhaftet

Eines Abends, es war der 25. Februar 1937, machte ich einen Spaziergang in unserer Stadt. Unterwegs traf ich einen guten Bekannten, der mich zu einem Glas Bier einlud. Jimmi²¹, so nannten wir ihn, wohnte in unserem

20 Louis Klische, Schmied, geb 16.9.1884. KPD. November 1923 Ziel einer Hausdurchsuchung. 1924 KPD-Organisationsleiter. 1927 RFB-Vorsitzender. 1941 - 1945 Mitglied der NSDAP. gest 11.8.1965 in Wilhelmshaven.

21 Jimmi: Maschinenbauer Johann Eilers aus Wilhelmshaven, geb 29.5.1907 in Brake, gest 25.10.1970 in Wilhelmshaven.

Viertel und war nach 1933 in die SA eingetreten. Er hatte seinen Arbeitsplatz nicht aufs Spiel setzen wollen, erklärte er mir. Denn er fuhr, von Beruf Seemann, auf einem Fernlenkschiff der Kriegsmarinewerft.

"Mach wenigstens hier in der Kneipe dein Abzeichen ab", bat ich ihn. Was er dann auch tat. Wir tranken einige Gläser Bier, dazu ein paar Schnäpse und machten uns dann auf den Heimweg. Als wir unterwegs einmal "mußten", gingen wir auf den Hof einer Fischräucherei. Plötzlich erschien ein Angestellter der Räucherei und schrie uns an: "Hab ich euch endlich erwischt, ihr Einbrecher?!" In dieser Räucherei war nämlich in letzter Zeit mehrmals eingebrochen worden, und nun hielt er uns wohl für die Täter. Unsere Erklärungen über den wahren Zweck der Inanspruchnahme seines Hofes halfen nichts. "Ich zeige euch an", rief er, "denn ich kenne euch!" Letztere Feststellung stimmte immerhin. Er kannte uns tatsächlich. Wir jedoch maßten diesem Auftritt keinerlei Bedeutung zu und gingen unseres Weges. Dabei kamen wir an einer Schule vorbei, die wir als Kinder besucht hatten. "Wie mag es jetzt wohl darin aussehen?", meinte Jimmi und fügte hinzu: "Laß uns doch mal 'reingehen."

Ich riet ihm ab, da ich keinen Sinn darin sah und außerdem davon überzeugt war, daß die Eingangstür sowieso verschlossen war. Das Wort "Einbrecher" von vorhin klang mir noch in den Ohren. Nein, ich fand sein Vorhaben unsinnig. Doch Jimmi ließ nicht locker und zog mich mit zur Eingangstür. Er drückte die Klinke und siehe da, die Tür ließ sich lautlos öffnen. Wahrscheinlich hatte der Hausmeister vergessen sie abzuschließen.

Neugierig gingen wir hinein und betraten ein Klassenzimmer. Der Raum war ausgeschmückt mit Bildern von Nazi-Größen und nationalsozialistischen Sprüchen. Dazu die unvermeidlichen Hakenkreuze, die ich partout nicht ausstehen konnte. Ein besonders drappiertes Bild von Horst Wessel²², dem Erfinder des Nachspanns vom Deutschlandlied, deutete darauf hin, daß für diesen Mann ein Gedenktag stattgefunden hatte oder noch stattfinden sollte. Alle diese Dinge wirkten auf mich wie das sprichwörtliche rote Tuch auf den Stier. "Schnell 'raus hier", rief ich Jimmi zu. Doch der hatte inzwischen ein Hitler-Bild von der Wand genommen, um es ausgiebig zu

22 Horst Wessel, geb 9.10.1907 in Bielefeld. Nach Mitgliedschaft in deutschvölkischen Organisationen ab Dezember 1926 Mitglied der NSDAP. gest 23.2.1930 in Berlin. Wessel wurde von den Nazis als Held kultisch verehrt. Vermutlich war das Klassenzimmer anlässlich des Todestages von Horst Wessel besonders geschmückt.

bespucken. "Mach du doch auch was", forderte er mich auf. Ich wollte ihm denn auch nicht nachstehen, schrieb mit Kreide an die Wandtafel "Rot Front" und malte daneben Hammer und Sichel. Plötzlich ein Geräusch! Von oben hastete jemand die Treppe hinunter. Ich rief Jimmi noch zu: "Abhauen! Da kommt jemand!" Dann rannte ich zum Schulgebäude hinaus, merkte jedoch, daß mir jemand auf den Fersen war. Ich konnte meinen Verfolger abschütteln und versteckte mich in einem Toreingang. Eine Weile wartete ich noch, und als ich nichts Verdächtiges feststellte, was auf eine Verfolgung schließen ließ, begab ich mich nach Hause. Daheim erklärte ich Bertha, mit der ich zusammen wohnte, was vorgefallen war. Sie war natürlich sehr beunruhigt und ahnte wohl, was jetzt geschehen würde.

"Wenn sie dich diesmal wieder einsperren, wird es wohl für eine sehr lange Zeit sein."

Wie recht sie hatte.

Wir warteten die ganze Nacht und fuhren bei jedem Geräusch zusammen. Doch es geschah nichts. Ich hatte Jimmi nicht weglaufen sehen, doch wenn sie ihn festgenommen hatten, dann mußte er wohl geschwiegen haben.

Später erfuhr ich dann, was sich nach meiner Flucht aus der Schule abgespielt hatte. Jimmi befand sich noch im Klassenzimmer, als das Hausmeister-Ehepaar den Raum betrat. Der Hausmeister hatte mich weglaufen sehen und spurtete hinter mir her. Seine Frau jedoch hielt Jimmi fest. Er leistete nicht den geringsten Widerstand, obwohl er als bärenstarker Mann einer Frau gegenüber körperlich überlegen sein mußte. Dieser Umstand brachte mir die ersten Zweifel an seiner Lauterkeit ein, zu denen später noch einige mehr hinzukamen. Ich wurde den Gedanken nicht los, daß hier etwas konstruiert worden war, das mich endlich zur Strecke bringen sollte. Andererseits jedoch sträubten sich meine Gedanken dagegen, daß Jimmi ein falsches Spiel getrieben hatte. Das konnte doch nicht sein! Ich kannte ihn doch schon viele Jahre und war mit ihm befreundet. Von Zweifeln hin- und hergerissen, wies ich schließlich den Gedanken weit von mir. Sicherlich war alles nur ein Zufall.

Am nächsten Morgen ging ich wie immer zu meiner Arbeitsstelle. Die Stunden vergingen, und nichts ereignete sich. Also konnte Jimmi mich nicht verraten haben. Doch dann am späten Nachmittag kam der Firmenschreiber auf die Baustelle. "Herr Oertel, oben im Büro liegt ein Einschreibebrief für Sie, den sollen Sie abholen!"

Den Trick kannte ich. Er war nicht gerade originell, dafür aber sehr alt. Was sollte ich nun machen? Fliehen? Aber wohin?

Es gab nur einen Weg von der Baustelle, der führte zum Deich. Doch oben auf dem Deich standen die Baubüros, und dort würden mit Sicherheit auch die Häscher auf mich warten. Ich versuchte es trotzdem und steuerte ein Baubüro an, das nicht zu unserer Firma gehörte. Rasch die Tür auf, und schon stand ich im Korridor des Gebäudes. Niemand war zu sehen. Ich wußte, wo sich eine Tür befand, die zur anderen Seite des Deiches führte und durch die man stadteinwärts gelangen konnte. Doch die Häscher wußten es auch. Ich lief ihnen direkt in die Arme.

"Sie werden wieder mal festgesetzt", war ihre Begrüßung.

In den Händen der Gestapo

Im Untersuchungsgefängnis sah ich Jimmi wieder. Wir marschierten gemeinsam mit der gesamten Belegschaft während der sogenannten "Freistunde" im Gefängnishof immerfort um ein Gartenbeet herum, - ohne Ziel. Dieses Luftschnappen hieß zwar Freistunde, dauerte jedoch nur 30 Minuten. Dem Untersuchungsrichter waren wir bereits vorgeführt worden.

Dann begannen nach einigen Tagen die Vernehmungen durch die Geheime Staatspolizei (Gestapo). Diese hatte, wie ich später erfuhr, vergeblich versucht, uns zu diesem Zweck in ihren Amtsbereich überstellen zu lassen. Doch dazu benötigte sie die Genehmigung des Untersuchungsrichters. Der jedoch lehnte das Überstellungsersuchen - aus welchen Gründen auch immer - ab. Also fanden die Vernehmungen im Gerichtsgefängnis statt. Als ich vorgeführt wurde, sah ich im Vernehmungszimmer einen Mann sitzen, der mich mit eiskaltem Blick musterte. Auf dem Tisch hatte er bereits seine Schreibmaschine aufgebaut. Ich machte meine Aussage. Leugnen war zwecklos, es lagen eindeutige Beweise vor. Doch der Gestapo-Mann wollte von der Schilderung des Tatherganges gar nichts wissen: "Das weiß ich alles schon von Ihrem Komplizen. Ich will von Ihnen wissen, wer Sie beauftragt hat, die Aktion durchzuführen!"

Da es nun mal keinen Auftraggeber gab, konnte ich ihm auch keinen nennen, was ich übrigens ohnehin nicht getan hätte. Als ich ihm das erklärte, wurde er wütend, stand von seinem Stuhl auf und schlug mir mehrmals ins

Gesicht. Dabei drohte er: "Ich werde alles aus Ihnen herauskriegen, das versichere ich Ihnen. Das hier ist erst der Anfang. Ich komme wieder! Außerdem werden Sie sich noch wundern, wo Sie sich eines Tages wiederfinden. Dagegen ist Ihr Aufenthalt hier im Untersuchungsgefängnis eine Erholung!"

Damit war die Vernehmung, die im Grunde gar keine war, beendet. Er hatte lediglich meine Personalien in die Maschine getippt, mehr nicht. Was sollte das? Nun ja, er wollte ja wiederkommen, hatte er im drohenden Ton versichert. Vielleicht erfuhr ich dann, was er mit mir vorhatte. Und ob ich es erfuhr!

Tage und Wochen verstrichen im gleichmäßigen Einerlei der Haft. Bertha durfte mich jede Woche einmal besuchen. Sie versprach mir, sie werde auf mich warten, ganz gleich, was da kommen möge.

Die Untersuchungshaft währte bereits vier Monate. Jimmi und ich marschierten immer noch unentwegt mit den anderen Gefangenen im Kreis herum. Jeden Tag eine halbe Stunde. Leider war es mir nie möglich, mich mit Jimmi zu verständigen. Der Abstand zwischen uns beiden war mit Bedacht gewählt. Doch es gab eine Möglichkeit, mit ihm in Kontakt zu kommen, den Kalfaktor. Dieser Mann stammte aus Hannover und war Kellner von Beruf. Er war wegen einer Bagatellsache zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt und nun zur Verbüßung seiner Strafe nach hier überstellt worden. Da ich als Untersuchungsgefangener Raucherlaubnis hatte, brachte mir Bertha jedesmal am Besuchstag ein Päckchen Tabak mit. Dafür zweigte ich stets einen Teil für den Kalfaktor ab, der fortan mein Sprachrohr zu Jimmi wurde. Viel konnte ich von ihm allerdings nicht erfahren. Er war - genau wie ich - auch erst einmal von der Gestapo vernommen worden und hatte dem Beamten alles erzählt. Er wurde jedoch nicht geschlagen. Nach Unterzeichnung des Protokolls war der Gestapo-Beamte gegangen.

In meinem Kopf schwirrten immer wieder Gedanken herum, die ich mit Gewalt zurückdrängen mußte. Was stand in seinem Protokoll? Ich hätte es zu gerne gewußt, wenn auch nur, um aufkeimende Zweifel zu zerstreuen. Doch Jimmi machte nur vage Andeutungen über den Inhalt seiner Vernehmung.

Eines Tages hörte ich vom Zellengang her seinen Namen rufen. Aus Gesprächsfetzen entnahm ich, daß er vernommen werden sollte. Ich wurde

neugierig und preßte das Ohr an die Eisentür meiner Zelle. Das Vernehmungszimmer lag schräg gegenüber, und so hoffte ich, etwas zu erlauschen.

Jimmis Stimme konnte ich nicht hören, dafür aber um so lauter die des Gestapo-Beamten: "Das wissen Sie nicht? Was, das wissen Sie nicht? Ich werde bei Ihnen mal ein wenig nachhelfen!"

Darauf folgten klatschende Geräusche, die zweifellos von Schlägen herührten. Mir wurde dabei ein wenig mulmig zumute. Nach etwa einer Stunde schien die Vernehmung beendet zu sein, denn ich hörte die Stimme des Gefängnisbeamten, der Jimmi schlüsselklirrend in seine Zelle zurückbrachte. Brennend gern hätte ich jetzt das Ergebnis der Vernehmung gewußt. Denn nach den Schlägen, wenn es wirklich welche waren, war es auffallend still geworden. Man hörte nur noch das Klappern der Schreibmaschine. Eine Weile später wieder die Stimme des Gestapo-Mannes: "Bringen Sie mir jetzt den Oertel!"

Ein Hauptwachtmeister führte mich ins Vernehmungszimmer. Dort saß an einem roh gezimmerten Holztisch der mir bereits bekannte Gestapo-Beamte, der von höchster Stelle dazu auserkoren war, sogenannte Staatsfeinde und Volksschädlinge durch seine Mangel zu drehen, um sie verhandlungsfähig zu machen. Das gedachte er offenbar mit Hilfe einer Hundepeitsche, die vor ihm auf dem Tisch lag, zu erreichen. Er sah mich zunächst abschätzend an, genau wie damals, mit eiskaltem Blick. Sodann schaute er auf seine Uhr, während ich unentwegt auf die Peitsche starrte. Sie war aus Leder geflochten und besaß am unteren Ende einen Karabinerhaken, der zum Einklinken an ein Hundehalsband gedacht war. Ob er Jimmi damit wohl geschlagen hatte? Nachdem er nochmals auf seine Uhr geschaut hatte, entschied er: "Ach, ich habe heute keine Zeit mehr. Morgen ist Sonnabend, da geht es auch nicht. Also komme ich Montag wieder, Herr Gerhard."

So hieß der Gefängnisbeamte, der mich wieder in meine Zelle einschloß.

Folter

Mehr als zwei Tage hatte ich nun Zeit mir vorzustellen, was mich am Montag erwarten würde. Bei seinen Schlägen damals hatte er ja von einem "Vorspiel" gesprochen. Wie sagte er doch? "Das hier ist nur der Anfang, ich komme wieder!"

Offensichtlich bezweckte er mit dieser Taktik, mich innerhalb dieser zwei Tage müde werden zu lassen, um mich dann umso müheloser weich klopfen zu können. Das sollte ihm aber nicht gelingen, nahm ich mir fest vor. Er würde weiter bohren mit seinen Fragen nach Auftraggebern, die es nicht gab, sowie versuchen, meine Vergangenheit und frühere politische Tätigkeit in sein Vernehmungskonzept einzubauen. Um das zu verhindern, beschloß ich, am Montag keine seiner Fragen zu beantworten. Was er über den Hergang der Tat wußte, sollte ihm genügen. Mehr würde er nicht von mir zu hören bekommen.

Die zwei Tage waren um und der Zeitpunkt gekommen, an dem meine Vernehmung stattfinden sollte. Nach jedem Klingelzeichen am Hoftor des Gefängnisses wartete ich gespannt darauf, ob das rasselnde Geräusch des Schlüsselbundes in der Hand des Hauptwachtmeisters sich meiner Zelle näherte. Es war bereits Mittag, aber nichts dergleichen geschah. Doch am Nachmittag hörte ich kurz nach dem Klingelgeräusch die Stimme, die mir bereits bekannt war: "Ich möchte den Oertel zur Vernehmung."

Mir pochte das Herz bis zum Hals hinauf. Ein Gefühl zwischen Aufregung und Angst hatte mich erfaßt. Würde ich mein Vorhaben durchstehen? Leicht würde es nicht sein.

Der Schlüssel klirrte im Schloß meiner Zellentür, und der Hauptwachtmeister führte mich zum Vernehmungszimmer. Mein erster Blick galt wieder der Peitsche auf dem Tisch. Der Gestapo-Mann zog sich den Mantel aus, legte seine Mütze ab und hing alles an einen Haken an die Wand. Sodann baute er seine Schreibmaschine auf und fragte meine Personalien ab, obwohl er diese längst kannte. Nun legte er los.

"Ich möchte Ihnen gleich sagen, wenn Sie versuchen sollten, mich anzulügen oder Dinge zu verschweigen, die ich wissen will, dann geht es hier rund. Heute weht ein anderer Wind!"

Ich überlegte blitzschnell. Wenn ich ihn jetzt provozierte, würde die Vernehmung rasch vorbei sein. Denn meine Prügel würde ich ohnehin bekommen, so oder so. Als er dann noch hinzufügte: "Bilden Sie sich ja nicht ein, Sie könnten mir faule Sachen unter die Weste drücken. Ich werde Ihnen eine Antwort darauf geben, daß die Wände wackeln!"

Das war mein Stichwort! "Das sollten Sie einmal wagen!"

Er schaute mich an, als sähe er einen Geist. Das hatte ihm wohl noch niemand geboten.

"Was sagen Sie? Das soll ich mal wagen? Ich werde Ihnen zeigen, wer hier zum Tanz aufspielt!"

Darauf hieb er mit seinen Fäusten auf mich ein. Ich erhielt Fausthiebe rechts und links im Gesicht. Dann holte er zu einem gewaltigen Schlag aus, der mit voller Wucht mein linkes Ohr traf. Ich stürzte zu Boden, doch da trat die Peitsche in Aktion. Er schlug wie wild auf mich ein. Es gelang mir aufzustehen und die Klingel zu betätigen, die den Gefängnisbeamten herbeirief. Der sah sofort, was geschehen war und brachte mich in meine Zelle zurück. Unterwegs auf dem Korridor des Treppenhauses sah mich der Kalfaktor in meinem ramponierten Zustand. Als ich in meiner Zelle war, kam er an die Tür und fragte mich flüsternd, ob ich verprügelt worden sei. Er habe Geräusche aus dem Vernehmungszimmer vernommen, die unzweifelhaft darauf schließen ließen. Als ich bejahte, sagte er: "Ich werde dafür sorgen, daß es draußen bekannt wird."

Die Kalfaktoren hatten immer eine Möglichkeit, trotz strenger Aufsicht Verbindung mit der Außenwelt aufzunehmen, weil sie sich außerhalb ihrer Zelle relativ frei bewegen konnten. Dadurch blieben Kontakte mit Lieferanten, Handwerkern usw. nicht ausgeschlossen. Meine Warnung, vorsichtig zu sein, tat er mit den Worten ab: "Ich weiß, was ich gehört und gesehen habe. Das ist doch die Wahrheit. Sollte ich die nicht sagen dürfen?"

Der gute Mann wußte wohl zu wenig von Gestapo-Methoden sowie von den Folgen, denen er sich durch sein Vorhaben aussetzen konnte.

Tagelang hatte ich starke Schmerzen am linken Ohr. Bei jeder Kaugewegung während des Essens steigerte sich der Schmerz bis zur Unerträglichkeit.

Ich jedoch hatte mein Ziel erreicht. Die Vernehmung war nicht zustande gekommen. Doch wie sollte es nun weitergehen? Würde sich diese Szene in absehbarer Zeit wiederholen? Wie lange würde ich das aushalten können? Fragen, deren Beantwortung nur meiner Phantasie überlassen blieben.

Gestapomann Brennecke

Einige Tage später wurde ich dem Untersuchungsrichter vorgeführt, der nun meine Vernehmung durchführen sollte. Der Richter²³, ein jovial dreinblickender Mann, musterte mich eine Weile interessiert und kam dann zur Sache: "Sie haben vor einem Beamten der Geheimen Staatspolizei die Aussage verweigert. Deshalb soll die Vernehmung von mir durchgeführt werden. Sie brauchen aber auch hier keine Aussage zu machen, das Recht steht Ihnen zu. Dann machen wir's aber kurz und schmerzlos, etwa so: Ich verweigere hiermit jegliche Aussage zur Tat. Fertig, aus. Sind Sie damit einverstanden?" "Herr Amtsgerichtsrat, von einer Aussageverweigerung kann wohl keine Rede sein, wenn man vor Beginn der Vernehmung halb bewußtlos geschlagen wird!" "Sind Sie mißhandelt worden?" "Jawohl, der Hauptwachtmeister Gerhardt²⁴ kann das bezeugen." "Wie hieß der Beamte?" "Er hat sich mir leider nicht vorgestellt."

Der Richter blickte zum Gerichtsschreiber hin: "Schauen Sie mal nach!"

Der Schreiber²⁵ blätterte in einem Aktenstück und sagte: "Kriminalsekretär Gustav Brennecke²⁶." "Ach so, der Brennecke!"

Dabei machte der Richter eine Handbewegung, die darauf schließen ließ, daß dieser Gestapo-Beamte dafür besonders bekannt war, seine Vernehmungen durch Prügel zu unterstützen.

"Sie können eine Anzeige wegen Körperverletzung gegen diesen Beamten erstatten. Gleich hier bei mir. Doch wenn Sie meinen Rat hören wollen: Tun Sie es lieber nicht!" "Ich weiß, ich werde mich hüten."

In der anschließenden Vernehmung schilderte ich dann dem Richter den Tathergang. Die Sache mit dem bespuckten Hitler-Bild nahm ich auf meine Kappe, vor Gericht würde man mir sowieso alles aufbürden. Warum sollte da Jimmi auch noch mit so einer hohen Strafe bedacht werden? Ich

23 Amtsgerichtsrat George Graw, geb 17.9.1876 in Ostpreußen. Ab 1924 Richter am Amtsgericht in Wilhelmshaven. Gehörte während der nationalsozialistischen Diktatur vermutlich nicht der NSDAP an. gest 29.9.1957 in Wilhelmshaven.

24 Gefängnis-Oberverwalter Gerhardt unterstand das Amtsgerichtsgefängnis in Rüstringen (ab 1.4.1937 Wilhelmshaven).

25 Als Protokollführer fungierte der Verwaltungsangestellte Heinrich Janßen.

26 Zu Gustav Brennecke lesen Sie bitte den ausführlichen Lebenslauf im Anhang dieses Buches.

unterschrieb das Protokoll, und der Richter entließ mich mit den Worten: "Politisch Lied, ein garstig Lied!"

Dieser Ausspruch bewies, daß er kein überzeugter Nationalsozialist sein konnte. Er war es auch nicht, wie ich später erfuhr.

In der Zelle prägte ich mir leise murmelnd den Namen des Gestapo-Beamten ein: Brennecke... Brennecke... Brennecke! Diesen Namen durfte ich niemals vergessen. Sollte ich einmal wieder in Freiheit sein, würde ich diesem Mann heimzahlen, was er mir angetan hatte. Ich würde ihn suchen, und ich würde ihn finden, das schwor ich mir.

Kurz nach der Vernehmung wurde Jimmi überraschend aus der Haft entlassen. Wie sollte ich mir das erklären? Er galt doch als Mittäter. Oder hatte man ihm mitgeteilt, daß ich die Sache mit dem Hitler-Bild eingestanden und er somit nichts mehr zu befürchten hätte? Wenn das zutraf, dann hatte ich ihn mit meinem Eingeständnis vor dem Schlimmsten bewahrt. Doch dann mußte er mir von vornherein die Sache angelastet haben. Als Folge von Schlägen? Fragen und Widersprüche, deren Klärung mir nicht gelingen wollte.

Nach fast acht Monaten Untersuchungshaft erhielt ich endlich die Anklageschrift. Darin las ich mit Erstaunen, was für ein gefährlicher Bursche ich war. "Oertel wird beschuldigt, das hochverräterische Unternehmen vorbereitet zu haben, die Verfassung des Deutschen Reiches gewaltsam zu ändern usw..."

Ich sah mich beim Lesen dieses Satzes im Geiste mit einer Brechstange im Begriff, die deutsche Reichsverfassung aus den Angeln zu heben. Dabei war es nur ein kleines Stückchen Kreide, das mich zum Hochverräter gemacht hatte.

Die Hauptverhandlung war für den 19. September 1937 vor dem Hanseatischen Oberlandesgericht Hamburg anberaumt. Als mein Verteidiger war der Wilhelmshavener Rechtsanwalt Dr. Johannes Arkenau²⁷ benannt worden, der mich kurz nach Erhalt der Anklageschrift im Gefängnis aufsuchte.

27 Dr. Johannes Arkenau, geb 23.3.1883 in Bardenfleth. 1937 - 1945 Mitglied der NSDAP. gest 7.12.1961 in Wilhelmshaven.

Das erste, was ich an diesem Mann bemerkte, war sein Hakenkreuzabzeichen am Revers. Auch er war einige Monate zuvor, wie so viele andere, Mitglied der NSDAP geworden. Mußte mich dieses Teufelsabzeichen bis hierher verfolgen? Der Anwalt stellte sich vor mit den Worten: "Ich bin zu Ihrem Pflichtverteidiger ernannt worden, doch verteidigen kann ich Sie wegen Ihrer Tat eigentlich nicht. Sie werden das sicherlich verstehen."

Ich verstand das zwar nicht, doch ein Blick auf sein Parteiabzeichen erklärte alles. "Was sollen Sie dann aber hier bei mir?", verlangte ich von ihm zu wissen.

"Ich möchte mit Ihnen Ihre Sache besprechen und Ihnen einige Ratschläge geben, wie Sie sich vor Gericht verhalten sollten, um Ihre Lage nicht zu verschlimmern. Außerdem werde ich versuchen, Ihren Fall dem Gericht als minderschwer darzustellen, weil Sie vor der Tat alkoholische Getränke zu sich genommen haben." "Das wird die Richter sicherlich nicht beeindrucken", gab ich zu bedenken.

"Ich möchte es aber trotzdem versuchen. Denn das ist so ziemlich alles, was ich für Sie tun kann." "Was meinen Sie denn, Herr Rechtsanwalt, wie das Urteil für mich ausfallen wird?" "Nun, den Kopf wird es nicht kosten, obwohl Sie nach dem Gesetz mit dem Tode bestraft werden könnten. Ich habe sogar durch Akteneinsicht erfahren, daß Sie ursprünglich nach Berlin zum Volksgerichtshof überstellt werden sollten. Doch davon hat man wieder Abstand genommen, so daß Hoffnung besteht auf Einstufung Ihrer Tat als minderschweren Fall.

Ich habe übrigens schon einmal hier in Wilhelmshaven einen Angeklagten in einem politischen Prozeß verteidigt, im Jahre 1917 während des Ersten Weltkrieges. Der Beschuldigte hieß Albin Köbes und war Marinesoldat. Sie werden über diesen Prozeß, der vor dem Kriegsgericht stattfand, sicherlich informiert sein." "Ja, ich weiß von dem Prozeß und kenne auch das Urteil. Köbes wurde wegen seines Eintretens für die Beendigung des Krieges zusammen mit dem Matrosen Reichpietsch zum Tode verurteilt und in Köln erschossen." "Das stimmt. Doch so schlimm wird es mit Ihnen nicht werden. Ich rechne für Sie mit drei bis fünf Jahren ZUCHTHAUS." "Was ist denn mit meinem Mittäter? Wird der auch vor Gericht gestellt?" "Davon ist mir nichts bekannt, und wenn, dann wird er als Zeuge dort anwesend sein. Die Anklage gegen ihn hat man fallen lassen."

Meine Befürchtungen schien also zu stimmen. Jimmi hatte alles auf mich geschoben. An sich machte mir das nichts aus, da ich ja ohnehin für alles, was sich in der Schulklasse abgespielt hatte, einstand. Trotzdem setzte sich ein ungutes Gefühl in mir fest.

Dr. Arkenau wünschte mir schließlich viel Glück und verabschiedete sich. Ich sollte ihn erst am Prozeßtag wiedersehen.

Der Tag der Gerichtsverhandlung rückte näher und näher. Das Hanseatische Oberlandesgericht hatte beschlossen, zum Gerichtstermin nach Wilhelmshaven zu reisen, um hier die Verhandlung durchzuführen.

Ein Hochverräter wird angeklagt

Nun war es soweit. Heute, am 19. November 1937, sollte der Prozeß gegen den Hochverräter Otto Oertel, 27 Jahre alt, beginnen.

In der vergangenen Nacht hatte ich nur wenig geschlafen. Was würde mir der heutige Tag bringen? Erwartungsvoll, doch mit einer gewissen Unruhe wartete ich in meiner Zelle. Es waren nur noch ein paar Minuten bis zum Verhandlungsbeginn. Dann schellte die Klingel, und wenig später schloß der Gefängnisbeamte die Zelle auf. "Kommen Sie, Herr Oertel, es ist soweit."

Mir schauderte ein wenig, es kam mir vor, als sollte ich zum Schafott geführt werden. 'Es ist so weit'. So mußte einem Todeskandidaten zumute sein, wenn er diese Worte zu hören bekam vor seinem letzten Gang.

Draußen vor dem Gefängnistor nahmen mich zwei Schupos in Empfang und schmückten meine Handgelenke mit stählernen Armreifen. Die mich eskortierenden Polizisten brachten mich in den Verhandlungssaal des Gerichts. Dort wurden mir die Handfesseln abgenommen. Die beiden Schupos nahmen rechts und links neben mir auf der Anklagebank Platz.

Die Zuhörerplätze waren leer, da bei politischen Prozessen die Öffentlichkeit nicht zugelassen war. Nur zwei Presseberichterstatter waren zugegen.

Das Gericht thronte hinter dem erhöhten Richtertisch, und nach Verlesung der Anklageschrift begann das Verhör. Ich blieb bei meinen Aussagen, die ich vor dem Untersuchungsrichter gemacht hatte und bezeichnete auch vor

dem Gericht das Bespucken des Hitler-Bildes als meine Tat. Es überraschte mich, daß ich gefagt wurde, ob während meiner Vernehmung in der Untersuchungshaft Druck oder Zwang ausgeübt worden sei. Ich zögerte nicht mit der Antwort und berichtete über die Mißhandlungen durch den Gestapobeamten Brennecke. Daraufhin beschloß das Gericht, Brennecke als Zeugen vorzuladen.

Als erster Zeuge wurde der Schulhausmeister aufgerufen. Der schilderte die Ereignisse jener Nacht aus seiner Sicht: "Meine Frau und ich vernahmen aus den unter unserer Wohnung liegenden Klassenzimmern Geräusche, die auf Einbrecher schließen ließen. Wir eilten die Treppe hinunter und bemerkten zwei Männer, die sich in einer Schulklasse zu schaffen machten. Der eine von ihnen ergriff, als er uns kommen hörte, die Flucht. Ich lief hinter ihm her, doch es gelang mir leider nicht ihn einzuholen. Der zweite wurde von meiner Frau festgehalten, bis ich zurück war. Danach verständigte ich die Polizei."

Auf Befragen des Staatsanwaltes, ob er den Eindruck gehabt habe, daß wir betrunken gewesen seien, bestritt der Zeuge dieses und sagte aus: "Herr Oertel konnte gar nicht betrunken gewesen sein, denn ich vermochte ihn nicht einzuholen, als er davonlief, obwohl ich sehr sportlich bin." "Danke, das genügt mir", erwiderte der Staatsanwalt und schien mit dieser Aussage zufrieden. Das Gesicht des Verteidigers jedoch zeigte weniger Zufriedenheit. Er sah wohl nach dieser Aussage des Hausmeisters den minderschweren Fall davonschwimmen.

Als nächster Zeuge wurde der Gastwirt, bei dem wir an dem betreffenden Abend gezecht hatten, vom Justizwachtmeister in den Verhandlungssaal gerufen. Der Gastwirt war von meinem Verteidiger dem Gericht als Entlastungszeuge benannt worden. Der Wirt sagte auf Befragen aus, wir hätten etwa drei bis vier Gläser Bier und die doppelte Anzahl Schnäpse an jenem Abend getrunken. "In welchem Zeitraum?" wurde er gefragt. "Es könnten zwei, aber höchstens drei Stunden gewesen sein."

Inzwischen war auch Kriminalsekretär Brennecke im Gerichtssaal eingetroffen. Auf die Frage, ob er bei meiner Vernehmung Zwang oder Gewalt angewendet habe, erklärte er:

"Wir sind bei unseren Vernehmungen mitunter gezwungen, unterschiedliche Methoden anzuwenden, um einen Erfolg zu erzielen. Bei Oertel mußte eine härtere Gangart eingeschlagen werden. Er ist ein notorischer

Feind unseres nationalsozialistischen Staates und geschulter Funktionär der KPD. Mehrmalige Inhaftierungen haben bei ihm nicht gefruchtet. Bei den Vernehmungen von Oertel hatte man das Gefühl, als reite man auf einer Wagendeichsel, doch davon bekommt man ja den Wagen nicht von der Stelle! Schließlich habe ich die weiteren Vernehmungen dem Untersuchungsrichter überlassen."

Das Gericht hörte sich diese Begründung für die Anwendung von Foltermethoden schweigend an. Auch wurden anschließend keine Fragen gestellt. Damit war anscheinend dem Recht genüge getan.

Nach einer kurzen Verhandlungspause begannen die Plädoyers. Der Staatsanwalt hielt mich für einen unverbesserlichen Staatsfeind, der mit einer empfindlichen und entehrenden Strafe bedacht werden müsse. Er beantragte eine Zuchthausstrafe von dreieinhalb Jahren und für eine ebenso lange Dauer den Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte.

Dr. Arkenau, mein Verteidiger, verwies auf die Aussage des Gastwirts, nach dessen Angaben die genossene Menge alkoholischer Getränke der auslösende Impuls für die Begehung der Tat gewesen sein mußte. Daher könne sie auch nur als ein minderschwerer Fall eingestuft werden.

Nach der Mittagspause wurde das Urteil verkündet. Ich wurde "im Namen des Volkes" wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu zwei Jahren Zuchthaus und zwei Jahren Ehrverlust verurteilt. Die relativ geringe Höhe des Urteils wunderte mich. Ich hatte nicht erwartet, daß das Gericht unter dem Antrag des Staatsanwaltes bleiben würde. Schon rechnete ich mir im stillen aus, daß ich (unter Anrechnung der siebenmonatigen Untersuchungshaft) in einem Jahr und drei Monaten wieder im Freien sei. Weshalb die Strafe so gering ausfiel, sollte mir erst viel später bewußt werden.

Das Urteil gegen mich war nun gefällt und mit seiner Verkündung rechtskräftig geworden. Gegen den Richterspruch dieses Senats, der ja als Sondergericht verhandelt hatte, gab es weder Berufung noch Revision.

In meiner Zelle wartete ich geduldig auf meinen Abtransport in die Strafanstalt Vechta. Während dieser Zeit versuchte ich, Klarheit in das Gewirr der Zufälle und Zusammenhänge zu bringen. Eines blieb mir immer noch rätselhaft. Welche Rolle hatte Jimmi gespielt? Ich hatte seit dem Tage seiner Entlassung aus der Untersuchungshaft nichts mehr von ihm gehört. Ich lenkte meine Gedanken zurück auf den Tag meiner Verhaftung. Woher

konnte die Polizei wissen, daß ich der zweite Täter war? Von Jimmi? Doch wenn dem so wäre, hätte man mich wohl nicht erst am späten Nachmittag, sondern mit Bestimmtheit bereits früh am Morgen, wenn nicht gar noch in der Nacht festgenommen.

Es gab aber auch noch eine andere Möglichkeit, mich als den geflüchteten zweiten Mann zu ermitteln. Der Angestellte der Fischräucherei. Hatte der nicht damit gedroht uns anzuzeigen, weil er uns auf dem Hof der Räucherei angetroffen hatte und für Einbrecher hielt? Wir waren ihm bekannt. Doch wie war es zu verstehen, daß er im Prozeß gar nicht erwähnt oder als Zeuge geladen war? Ich zermarterte mir mein Gehirn, wälzte Verdächtigungen und Möglichkeiten hin und her, kam jedoch zu keinem Ergebnis.

Im Zuchthaus

Zum dritten Mal hielt ich Einzug in Vechta. Das Zuchthaus befand sich in einem alten Kloster und war auch nach diesem Kloster benannt.

In der Kleiderkammer steckte ein Kalfaktor alle meine Sachen in einen großen, leinernen Beutel. Obendrauf kam eine Handvoll Mottenkugeln. Sodann erhielt ich Anstaltskleidung, die mich äußerlich in einen ganz anderen Menschen verwandelte: Schwarze Montur, an beiden Hosenbeinen je ein breiter, gelber Streifen (wie die Generäle ihn trugen), an den Ärmeln ein ebensolcher Streifen, rotkariertes Halstuch und ein schwarzes Krätzchen auf dem Kopf. Es hieß, vor 1933 sei die Montur eines Zuchthausgefangenen braun gewesen. Doch da das "Ehrenkleid" der SA den gleichen Farbton besaß, steckte man eiligst die Sträflingsmonturen in den schwarzen Farbtopf. Dabei hatte man eines in der Eile wohl übersehen, auch die Uniformen der SS waren schwarz. Wie peinlich!

Die Beamten der Anstalt waren uns politischen Häftlingen gegenüber korrekt. Die Anzahl dieser Gefangenen war in Vechta sehr groß. Ungefähr zur gleichen Zeit, als ich eingeliefert wurde, war ein größerer Transport Gefangener aus dem Ruhrgebiet in diese Anstalt gebracht worden. Davon waren etwa 80 % "Politische". Diese Transporte überstiegen schon bald die Aufnahmekapazität des Hauses, und es mußte jede Einzelzelle mit drei Mann belegt werden. Dabei verfuhr man so, daß die "Politischen" zusammen untergebracht wurden. Das konnte uns nur recht sein, und im stillen waren wir der Anstaltsleitung dafür dankbar. Meine Zellengenossen,

die ebenso wie ich "Hochverratsvorbereiter" waren, stammten aus Duisburg und Mönchengladbach. Wir drei verstanden uns sehr gut, trotz der Beengtheit in unserer Zelle, die ja immerhin zu Reibereien führen konnte.

Meine Beschäftigung bestand in der Anfertigung von Klo-Matten auf geflochtenem Rohr. Das mindeste, was man zu schaffen hatte, das sogenannte "Pensum", waren sieben Matten pro Tag. Als Lohn für jede fertige Matte erhielt ich acht Pfennige auf meinem Konto gutgeschrieben. So kam ich auf einen Tageslohn von 56 Pfennigen! Dieses Geld wurde zur Hälfte als Rücklage bis zur Entlassung festgelegt. Der Rest diente zum Einkauf von zusätzlichen Lebensmitteln und Kautabak. Rauchwaren waren nicht erlaubt.

Eines Tages mußte ich zu meinem Bedauern meine beiden Mithäftlinge verlassen, denn ich wurde einem Außenkommando zugeteilt. So fand ich mich in dem mir schon von früher bekannten Moor wieder. Unsere Arbeitskolonne zählte 20 Mann, unter denen sich nur drei Kriminelle befanden. Ein Bauer, der seinen Hof angezündet hatte, ein wegen Meineid Verurteilter sowie ein Zuhälter. Alle drei erwiesen sich als gute Kameraden. Von den "Politischen" hatten 15 der KPD und 2 der SPD angehört. Alle waren wegen Vorbereitung zum Hochverrat verurteilt. Unsere Kolonne rückte am Montag in der Frühe aus ins Moor und kehrte am Wochenende zum Baden, Wäsche wechseln usw. in die Anstalt zurück. Draußen im Moor waren wir in einer Baracke untergebracht.

Ich zählte bereits die Wochen, die ich noch abzusitzen hatte, als ich den Bescheid erhielt, eine Woche nicht ins Moor auszurücken, sondern in der Zelle zu bleiben. Was bedeutete das? Als ich dann in einen Raum geführt wurde, in dem ein Fotoapparat aufgebaut stand, dachte ich: Nanu, schon wieder? Wievielmals war ich bereits auf eine Platte fixiert worden, ohne je einen Abzug erhalten zu haben? Doch diesmal diente die Prozedur einem anderen Zweck, wie ich gleich darauf erfuhr. Es stand eine Musterung zur Wehrmacht ins Haus, und aus diesem Grunde mußte ein Wehrpaß ausgestellt werden, der ohne Foto nur ein Torso sein konnte.

Ich war verwirrt. Musterung, Wehrpaß, hier im Zuchthaus? Waren wir denn nicht allesamt als böse Volksschädlinge eingestuft? Wer sollte sich da noch auskennen? Wahrscheinlich brauchte man jeden, der stark genug war, ein Gewehr abzurücken. Wie aber vertrug sich das mit meinem Ehrverlust, den mir das Hanseatische Oberlandesgericht im Namen des Volkes zudiktiert hatte?

Von meinem sauer verdienten Lohn zweigte man mir drei Mark für das Paßfoto ab, welches ich auch diesmal wieder nicht zu sehen bekam. Einige Tage später erfolgte der zweite Akt. Die Musterung! Alle Auserwählten, Politische wie Kriminelle, mußten sich nackt vor den Herren der Musterungskommission präsentieren. Manch ein Gefangener freute sich über die Möglichkeit, bei dieser Gelegenheit seine kunstvollen Tätowierungen zur Schau zu stellen, was einige Herren der Kommission in verzückte Anerkennung der lebenden Kunstwerke versetzte. Nach Beendigung des Kunstgenusses gingen sie daran, uns in eifriger Geschäftigkeit unter Meßblättern und auf Personenwaagen zu stellen, um unsere Brauchbarkeit für das Soldatenhandwerk zu testen. Einer schlug mir mit einem kleinen Hämmerchen gegen das Knie, und nickte anschließend zufrieden. Warum, habe ich nie erfahren. Wahrscheinlich wollte er meine Standfestigkeit prüfen, falls mir ein imaginärer Feind mit dem Gewehrkolben vor das Knie schlagen würde.

Vor mir kam ein wegen zweifachen Mordes zu lebenslanger Haft verurteilter Mann an die Reihe. Der Kommissionsbefund: Nicht tauglich! Ich war erstaunt. Dieser Mann hatte durch seine Taten den Beweis erbracht, daß er imstande war Menschen zu töten. Doch die Ärzte stellten fest: Nicht tauglich! Welch ein Widerspruch! Bei mir dagegen hieß es: Tauglich Infanterie! Obwohl es durchaus nicht mein Bestreben war Menschen umzubringen. Nun, ich sollte auch gar keine Gelegenheit dazu erhalten, denn ich wurde wenig später als "wehrunwürdig" von der Wehrmacht ausgeschlossen. Also war ich nicht würdig, Menschen zu töten. Gegen diese Beurteilung hatte ich nichts einzuwenden. Plötzlich empfand ich eine unverhohlene Freude darüber, daß man mir damals im Prozeß den "Ehrverlust" angehängt hatte. Dieser Titel bewahrte mich jetzt davor, eines Tages vielleicht den "ehrenvollen" Tod fürs Vaterland zu sterben. Meinen Wehrpaß habe ich niemals zu sehen bekommen, schade um das Foto.

Allmählich näherte sich das Ende meiner Haftzeit. Nur noch wenige Monate trennten mich vom Entlassungstag. Bertha hatte inzwischen eine neue Wohnung bezogen und zählte ebenfalls die Tage bis zu meiner Heimkehr. Ich schrieb meinen letzten Brief an sie, denn ich durfte nur alle zwei Monate schreiben. Ich konnte ihr sogar schon die Ankunftszeit meines Zuges mitteilen. Sie würde auf dem Bahnhof sein und mich empfangen. Ich freute mich schon jetzt auf das Wiedersehen. Doch da war noch etwas, was mich beunruhigte. Hatte Brennecke mir nicht angedroht, ich würde mich

wundern, wo ich mich eines Tages wiederfinden würde? Hatte er Vechta gemeint? Wohl kaum. Mir war bekannt, daß einige politische Gefangene nach Beendigung ihrer Strafhaft einem Konzentrationslager zugeführt wurden. Ich konnte nur hoffen, daß ich davon verschont blieb.

Nun waren es nur noch wenige Tage bis zu meiner Entlassung. Von meinen Kameraden im Moor hatte ich mich bereits verabschiedet. Von einer Überstellung ins KZ war bisher keine Rede. Also hatte ich wohl noch einmal Glück gehabt.

Als ich dann am 18. März 1939, dem Tag vor meiner Entlassung, in die Abgangszelle verlegt wurde, atmete ich auf. Morgen würde ich zu Hause sein! Als mir dann noch der Wachtmeister kurz vor dem Einschluß am Abend die Uhrzeit für die Abfahrt meines Zuges mitteilte, stand für mich endgültig fest: Eine Überstellung in ein Konzentrationslager war für mich nicht vorgesehen.

Die letzte Nacht währte eine Ewigkeit. An Schlaf war nicht zu denken. Ich registrierte jeden Glockenschlag der nahegelegenen Kirche. Die freudige Erregung über die bevorstehende Freilassung vertrieb jeden Anflug von Müdigkeit. Endlich vernahm ich das mir wohlbekanntes Geräusch der Zellschlüssel. Es war früh am Morgen, und der Tagesablauf des Gefängnisses nahm seinen Anfang. Der Wachtmeister schloß meine Tür auf. "So, Herr Oertel", (ich war plötzlich wieder "Herr" geworden), "kommen Sie bitte mit zur Kleiderkammer!"

Wie gerne ich mitkam! In der Effektenkammer reichte man mir den Beutel, der meine Zivilkleider und meine Privatsachen enthielt. Der Beutel strömte einen penetranten Geruch nach Mottenkugeln aus. Als ich ihn öffnen wollte, um mich umzukleiden, hinderte mich der Wachtmeister daran. "Nein, nicht umziehen. Nehmen Sie den Beutel auf die Schulter und kommen Sie mit mir."

Was hatte das zu bedeuten? Auf meine Frage belehrte mich der Beamte, er müsse mich in den Gefängnisbau bringen, der ganz in der Nähe war. Meine Zuchthausstrafe sei zwar beendet, aber ich müsse anscheinend noch eine Weile in Schutzhaft bleiben. Dafür sei jedoch das Gefängnis drüben zuständig.

Auf weitere Fragen erhielt ich keine Antwort.

In Schutzhaft

Niemand vermag sich vorzustellen, wie mir zumute war. Bis zur letzten Minute hatte man mich im ungewissen gelassen. Ja, man hatte sogar mir gegenüber den Anschein erweckt, ich käme heute frei! Meine überschwengliche Freude darüber war durch einen gräßlichen, brutalen Einschnitt zerstört worden. Ich sah im Geiste das hämisch grinsende Gesicht Brenneckes vor mir. Das hier hatte er damals gemeint. Sogar aus der Ferne hatte er es vermocht, mich seelisch zu foltern. Und ich muß zugeben, daß ihm das gelungen ist.

So war ich wieder einmal Schutzhaftgefangener. Ich erhielt die Erlaubnis, Bertha zu benachrichtigen. Natürlich konnte ich ihr nicht mitteilen, was nun werden würde. Ich wußte es ja selbst noch nicht.

Sie antwortete sofort auf meinen Brief und versicherte mir, daß sie auf mich warten würde, ganz gleich, wie lange und was da kommen würde. Sie hatte am fraglichen Tage vor dem Bahnhof auf meine Ankunft gewartet. Es war vergebens. Sie hatte auch den Grund geahnt und ging betrübt in ihre Wohnung zurück.

Es verging ein Tag nach dem anderen, bis ich eines Tages darum bat, dem Inspektor des Gefängnisses vorgeführt zu werden. Auf meine Frage nach dem Grund meiner Inhaftierung las mir dieser ein Schreiben der Wilhelmshavener Gestapo vor: "Oertel ist nach Beendigung seiner Strafe weiterhin in Haft zu behalten."

Ein paar Tage darauf erhielt ich aus Berlin den berüchtigten roten Schutzhaftbefehl, in dem es unter anderem hieß: "... Er gefährdet nach dem Ergebnis der staatspolizeilichen Feststellungen durch sein Verhalten den Bestand und die Sicherheit des Volkes und Staates, da nach seinem bisherigen Verhalten in der Vergangenheit damit zu rechnen ist, daß er sich in Freiheit stets erneut gegen den nationalsozialistischen Staat feindselig betätigen wird. Die Schutzhaft wird daher für dauernd verfügt."

Das Papier trug die Unterschrift des Chefs des Reichssicherheits-Hauptamtes, Reinhard Heydrich²⁸.

28 Reinhard Heydrich, geb 7.3.1904 in Halle/Saale, 1934 Leiter der Gestapo, 1936 Leiter der Sicherheitspolizei. Ab 27.9.1941 Stellvertretender Reichsprotektor in Böhmen und Mähren.

Ich las diese rote Karte immer wieder von neuem durch. Dabei mußte ich alle meine seelischen Kräfte zusammennehmen, um nicht einer Verzweiflungstat zu unterliegen. Was hieß das "für dauernd"? Das war doch eine Umschreibung für das Wort "lebenslänglich"! Ich konnte es nicht fassen. Nun begriff ich auch den Hintergrund, der das Oberlandesgericht seinerzeit bewogen hatte, ein relativ niedriges Urteil gegen mich zu verhängen. Je früher die Strafhaft beendet war, desto früher war ich der SS in ihren KZ-Lagern ausgeliefert.

Alles war mit Bedacht geplant. Ich sollte endgültig fertiggemacht werden, und ich sollte es auch spüren. "Für dauernd" oder "Lebenslänglich", der Sinn der beiden Worte war der gleiche. Aber auch dieser Keulenschlag würde nicht der letzte sein, dessen war ich gewiß. Von nun an würden sich die Schrecknisse systematisch steigern, bis ich am Ende erledigt sein würde. So wollten sie es, die Brenneckes und Konsorten. Ich aber schwor mir, alles zu versuchen, um durchzuhalten. Bestärkt wurde ich dabei durch meine Überzeugung, daß die Existenz dieses Staates nicht auf lange Zeit angelegt sein konnte. Es war das Jahr 1939, und alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß die Welt vor dem Ausbruch eines neuen Krieges stand. Ich mußte an die Worte meines Freundes Hermann denken, damals, vor Jahren: Eine Hitlerherrschaft bedeutet Krieg! Wer konnte jetzt noch daran zweifeln, daß dieser Krieg unmittelbar bevorstand? Die Aufrüstung war vollzogen, Deutschland startete in Waffen, und eine äußerst starke Wehrmacht stand bereit zum Einmarsch in fremde Länder. Doch das Ende dieses Krieges mußte auch das Ende des "Tausendjährigen Reiches" sein! Diese Zuversicht verscheuchte alle aufkommenden Gedanken einer Hoffnungslosigkeit in mir, und ich nahm mir vor, keiner Schwäche nachzugeben und in jeder Lage, und wäre sie noch so trostlos, eisern durchzuhalten.

Auf Transport nach Dachau

Ich befand mich schon etwa fünf Wochen im Veichtaer Männergefängnis, als mich der Oberinspektor des Hauses vorführen ließ. Schon wieder etwas Neues, dachte ich. "Sie kommen morgen früh auf Transport in ein Umschulungslager!"

Starb am 4.6.1942, nachdem tschechische Widerstandskämpfer ein Attentat auf ihn verübt hatten. Die Nazis ermordeten zur Vergeltung die Einwohner der Stadt Lidice.

Ich mußte an mich halten, um nicht laut zu lachen. Wozu denn Umschulung, wenn man lebenslänglich eingesperrt wird? Als ich von ihm wissen wollte, wo sich das Lager befände, antwortete er zu meinem Erstaunen: "In Dachau."

War dieser Mann denn so naiv, oder trieb er sein Katz- und Mausspiel mit mir? Dachau, jetzt wußte ich es. Dieser Name sagte alles, von diesem Lager hatte ich schon genug gehört. Also gab es doch noch eine Steigerung auf meinem weiteren Weg.

Am nächsten Morgen ging es auf die Reise, zunächst nach Bremen. In einer großen Gemeinschaftszelle waren etwa 15 bis 20 Gefangene untergebracht, die alle auf ihren Weitertransport warteten. Hier erfuhr ich von einem der Häftlinge, der aus Wilhelmshaven kam, von der Verhaftung meines Freundes Hermann. Also hatte es ihn auch erwischt.

Nächste Station war Hannover. Von dort ging es weiter nach Kassel. Hier hatte ich zum ersten Mal Berührung mit einer Gruppe Häftlinge, die aus dem KZ Buchenwald kamen und zum Teil ihrer Heimatgestapo überstellt werden sollten. Einige andere, vornehmlich Juden, sollten an die Grenze irgendeines Landes gebracht und dort über den Grenzstreifen getrieben werden. Mir kam das etwas ungewöhnlich vor, so daß ich nicht recht daran glaubte. Doch die Welt ist manchmal klein. Nach dem Krieg traf ich einen dieser Leute wieder, einen Staatenlosen. Er war ausgerechnet in meiner Heimatstadt auf der Gründungsversammlung der KZ-Vereinigung zugegen. Dort erzählte er mir, daß er damals tatsächlich an die holländische Grenze gebracht worden sei, um von dort die Grenze illegal zu überschreiten. Der Grund für seine Inhaftierung in Buchenwald war seine Staatenlosigkeit.

Hier in dieser Sammelzelle hörte ich das erstmal aus berufenem Munde Schilderungen von Erlebnissen aus dem KZ Buchenwald. Ich bekam einen Vorgeschmack dessen, was mich in Dachau erwarten würde. Daß ein von der SS verwaltetes Konzentrationslager für die darin Inhaftierten kein Honiglecken war, stand für mich ohnehin außer Zweifel. Darüber hatte ich schon genug gehört und gelesen. Schließlich gab es ausländische Rundfunksender und illegale Druckschriften zur Information. Bis jetzt hielt ich die Berichte über Greuelthaten in den Lagern zum Teil für ein wenig übertrieben, hier jedoch erfuhr ich alles aus erster Hand, und zwar von Leuten, die es am eigenen Leibe erlitten hatten. Sie unterhielten sich miteinander über grauenvolle

Geschehnisse im Lager, als redeten sie über Alltägliches in einer normalen Umwelt. "Weißt du noch? Erinnerst du dich?"

Wie auf einem Klassentreffen. Vom Totschlagen, Erschießen und Erhängen war da die Rede. Dann plötzlich begann einer von ihnen zu singen, das Buchenwaldlied. Die anderen stimmten nach und nach mit ein. Als das Lied verklungen war, blieb es eine Weile still im Raum. Jeder hing wohl seinen eigenen Gedanken nach. Wenn ich bis jetzt glaubte, eine Steigerung der mir bewußt zugefügten, schikanösen Behandlung sei nicht mehr denkbar, so befand ich mich wohl im Irrtum. Ich begann zu ahnen, was mir noch bevorstand. Die Schilderung der Buchenwalder hatte mir den Abgrund gezeigt, vor dem ich demnächst stehen würde.

In der Gruppe der Buchenwalder befand sich auch ein junger Bursche von 17 oder 18 Jahren, der sich abseits von seinen Kameraden hielt und ständig vor sich hinstarrte. Ich erfuhr, daß dieser Junge im Lager seinen Verstand verloren hatte. Nun war er auf dem Weg in eine Anstalt.

Tief in der Nacht schreckte mich plötzlich ein gräßlicher Schrei aus dem Schlaf. Ich fuhr von meinem Strohsack hoch und lauschte. Auch die anderen wurden durch den Schrei aus ihrem Schlaf gerissen. Eine geraume Zeit war es still, dann plötzlich ein erneuter, furchtbarer Angstschrei. Mein Nebenmann, ein jüdischer Musiker, raunte mir zu: "Das ist der arme Junge, der da geschrien hat. Wir kennen das schon."

Als sich die Schreie in unregelmäßigen Abständen die halbe Nacht durch wiederholten, alarmierten wir die Nachtwache. Der Junge kam in eine Einzelzelle. Von da an hörten wir seine Schreie nur noch gedämpft, von weit her. Ich aber fand für diese Nacht keinen Schlaf mehr.

Weiter ging die Reise gen Süden. Tagelang schon war ich unterwegs mit den Gefangenentransportwagen der Reichsbahn. Von einem Güterbahnhof zum anderen. Nur gegen Abend wurden wir ausgeladen und in ein an der Strecke liegendes Gefängnis gebracht. Unser nächstes Ziel war Frankfurt.

Der Personenzug mit dem Transportwagen hinten dran hielt in der Bahnhofshalle. Einzeln holte man uns aus den Zellen des Waggons, und schon klickten die Stahlfesseln an unseren Handgelenken. Doch was war das? Zwei Polizisten standen auf dem Bahnsteig und hielten eine lange, schwere Eisenkette in den Händen. An diese Kette schloß man uns links und rechts mit

unseren Fesseln an. So entstand ein langer Kettenbandwurm, mit etwa 20 Beinen an jeder Seite. Das war eine Sensation für die Bahnreisenden, die eiligst herbeiströmten. So etwas mußte man doch gesehen haben! Schwerverbrecher, wie der brave Bürger sie sich vorstellte. Bleiche Gesichter mit unrasierten Stoppelbärten, den Kopf kahlgeschoren oder mit strähnigen, ungekämmten Haaren bedeckt. Ja, solche Menschen durften doch nicht frei herumlaufen! Daß wir bereits alle eine jahrelange Zellenhaft hinter uns hatten, daß wir schon tagelang unterwegs waren und in den Schubgefängnissen keine Gelegenheit hatten, unsere Haare zu pflegen und uns zu rasieren, wer von ihnen wußte das schon? So marschierten wir aus dem Bahnhofsgebäude hinaus, zur Aufnahme in die "Grüne Minna", die uns in das Frankfurter Polizeigebäude fuhr. Nach den üblichen Formalitäten brachte man uns in den Zellentrakt. Dort gab es wieder eine Überraschung. Zu beiden Seiten eines schmalen Ganges befanden sich kleine Einzelzellen. Diese besaßen jedoch zum Gang hin keine feste Wand, sondern ein Netzwerk aus Stahldraht. Jeder Zelleninsasse konnte somit sein Gegenüber bei all dessen Tätigkeiten beobachten. Während der auf der einen Seite mal auf's "Töpfchen" mußte, konnte der andere von der gegenüberliegenden Seite ihn mit Muße bei seiner lebenswichtigen Beschäftigung betrachten. Das Fernsehen des armen Sünders.

Weitere Stationen mit dem Schubwaggon waren Bruchsal, Stuttgart, Ulm und als letzte Etappe München. Von dort ging es am 10. Mai 1939 mit einem Polizeimannschaftswagen nach Dachau.

Doch möchte ich eine der eben genannten Stationen ganz besonders hervorheben: Bruchsal in Baden. In diesem Städtchen schien die Zeit noch ein wenig hinterher zu hinken. Wo gab es das noch im Jahre 1939?

Bei der Ankunft erwartete uns vor dem Bahnhofsgebäude ein seltsames Gefährt, das wahrscheinlich schon im vorigen Jahrhundert unter Kurfürst Karl Friedrich zum Transport von Gefangenen gedient hatte. Der Wagen ähnelte einem riesigen, überdachten Viehtransporter, aus massivem Holz gebaut und an der Seite mit kleinen Fenstern versehen. Davor waren zwei kräftige Zugpferde gespannt, und auf dem Bock saß der Kutscher mit der Peitsche. Als wir nun aus dem Eisenbahnwaggon entstiegen, unterzog man uns einer umständlichen, zeitraubenden Prozedur. Beim Ausstieg legte man uns Fesseln an, die dem Aussehen nach noch von Hand geschmiedet sein mußten. Riesengroß und viel zu weit. Man konnte mühelos mit dem Arm hinein, aber auch ebenso gut wieder hinausschlüpfen. Als ich den Wachtmeister darauf

aufmerksam machte, mit dem Hinweis, die Fessel nütze doch so gar nichts, antwortete mir der biedere Badenser: "Warts nur ab, dös kommt scho noch, wirst sehe!"

Nach dieser Belehrung brachte er einen Schlüssel zum Vorschein, der einem Sardinenbüchsenöffner von riesigem Ausmaß ähnlich sah. Damit kurbelte er die Handschellen auf die gewünschte Paßform zusammen. Er sah aus, als zöge er einen Wecker auf. Mit zufriedener Miene betrachtete er anschließend sein gelungenes Werk, während ich nicht umhin konnte, ihm anerkennend zuzunicken.

Bis zum Pferdegespann waren es nur ein paar Schritte. Dort wiederholte sich das Ritual, diesmal jedoch in umgekehrter Reihenfolge. Nach der Entlassung aus dem Eisen durften wir dann den urigen Wagen besteigen, dessen Inneres in kleine Zellen aufgeteilt war. Der Kutscher bestieg sodann seinen angestammten Platz, die beiden Rosse legten sich ins Geschirr, und mit "Hüh" und "Hott" und Peitschenknall rumpelte der prall gefüllte Wagen durch die Straßen der Stadt Bruchsal. Durch das kleine Fenster sah ich, daß wir uns einem sehr großen Gebäude näherten, das unschwer als Gefängnis zu erkennen war. Der Wagen hielt etwa drei Meter vor dem Tor, und die umständliche Prozedur des Entladens begann aufs neue: Fessel übergestreift, festgeschraubt, ein paar Schritte zum Gefängnistor, Fessel wieder losgeschraubt und wir zum Tor hinein. Indessen fuhr der Wagen wieder davon.

Das kuriose Erlebnis hat mich so erheitert, daß ich am Ende beinahe vergessen hatte, welchem freudlosen Ziel meine unfreiwillige Reise diene. Im Korridor des Gefängnisses wurde Zählappell abgehalten. Listen wurden geschwungen und mit anderen Papieren verglichen. Immer wieder wurde nachgezählt, die Beamten schüttelten die Köpfe, liefen hin und her. Irgendetwas stimmte nicht, das spürte ich. Dann erfolgte eine Verlesung der Namen. Warum eigentlich nicht gleich? Doch das sollte nicht meine Sorge sein. Beim Namensruf des jüdischen Musikers, der in Kassel mein Bett Nachbar war, folgte eine beklemmende Stille.

Niemand rief "Hier!" Er konnte doch unmöglich geflohen sein, bei diesen Sicherheitsmaßnahmen. Oder hielt er sich nur versteckt? Doch für solche Scherze war hier wohl nicht der richtige Ort. Trotzdem wurde jeder Winkel des Hauses durchsucht, - nichts! Nach etwa einer halben Stunde jedoch erhellten sich die Gesichter der Beamten. Sie hatten den Mann ganz einfach in

seiner mobilen Zelle vergessen. Der Wagen war in einen Schuppen gefahren worden, die Pferde ausgespannt und die Tür des Schuppens verschlossen. Der Eingesperrte erkannte all diese Dinge an den Geräuschen. Als es dann ganz still wurde, bestand für ihn kein Zweifel mehr, daß man ihn vergessen hatte. Da ihm jedoch nicht daran gelegen war, möglicherweise mehrere Tage in dem Vehikel zu verbringen, machte er sich durch Rufe bemerkbar und trommelte obendrein noch mit den Fäusten gegen die Wände des Wagens. Irgendein vorbeigehender Passant vernahm die Geräusche aus dem Schuppen und verständigte die Polizei. Alles weitere war Routine, und so war er schnell wieder bei uns.

Wenn ich heute den Namen der Stadt Bruchsal höre, fallen mir immer wieder die betulichen Episoden von damals ein.

Über unsere nächsten "Rastlager" Stuttgart und Ulm gibt es nichts zu berichten, was einer besonderen Erwähnung wert wäre. Unsere Stoppelbärte waren inzwischen um weitere Millimeter gewachsen, als wir das Tor des Münchener Polizeigefängnisses in der Ettstraße passierten. In einer großen Sammelzelle erwarteten wir mit gemischten Gefühlen den Tag unserer letzten Etappenfahrt. Es heißt bekanntlich, wenn jemand durch einen dunklen Wald geht, pfeift er ein Liedchen, um seine Angst zu verdrängen. Daran mußte ich denken, als plötzlich einige von uns ein Lied anstimmten. Doch der Wachtmeister draußen auf dem Korridor schien nicht musikalisch gestimmt zu sein, denn er schloß, noch ehe der letzte Vers verklungen war, die Zellentür auf und schrie laut und vernehmlich: "Hörts fei auf zum singe! Morgen kommts auf Dachau, da wirds euch das Singe scho vergehe! Werts schau, wies do empfangen werd!"

Sprachs und verschloß die Tür wieder. Das Ergebnis: Verstummt war der Nachtigall Lied.

Am nächsten Morgen bestiegen wir einen Mannschaftswagen der Polizei. Unsere Bewacher waren in Zivil und wahrscheinlich Beamte der Gestapo. Ihre Pistolen hatten sie umgeschnallt, und aus der geöffneten Klappe der Ledertasche lugte der Knauf ihres Schießeisens. Je näher wir dem Konzentrationslager kamen, desto mehr SS-Leute bekamen wir unterwegs zu Gesicht. Es wimmelte von Uniformen, und Autos mit dem SS-Kennzeichen flitzten durch die Straßen. Das Lager konnte nicht mehr weit sein. Als das Auto um die Ecke bog, erschien vor unseren Augen das Bild der Wachtürme, durch einen doppelten Drahtzaun miteinander verbunden. Wir waren am Ziel.

Das Konzentrationslager Dachau (KLD)

An dieser Stelle möchte ich versuchen, mit wenigen Stichworten eine kurze Beschreibung des Dachauer Konzentrationslagers zu geben.

Am 21. März 1933 wurde in der Nähe von München, in Dachau, das erste KZ-Lager eingerichtet. Hier sollten Gegner der Nazi-Regierung auf unbestimmte Zeit hinter Stacheldraht gefangen gehalten werden. Anfangs wurden nur Politische dort eingesperrt, später jedoch auch Kriminelle und sogenannte "Asoziale". Die Aufnahmekapazität betrug vor dem Krieg 5.000 Häftlinge. Am 12. April 1933 wurden dort zum erstenmal Häftlinge "auf der Flucht erschossen". Jeder Wachposten, der einen Gefangenen auf der Flucht erschöß, erhielt von der Lagerleitung drei Tage Urlaub und eine Sonderration Zigaretten. Die Bewachung des Lagers stellten SS-Totenkopfverbände, die nur aus Freiwilligen bestanden und ausschließlich zur Bewachung des Konzentrationslagers aufgestellt worden waren.

Im Jahre 1938 wurde das neue Lager fertiggestellt. Es umfaßte 30 Baracken (Blöcke) für je 200 Häftlinge, dazu zwei Krankenrevierbaracken, sowie außerdem zwei Baracken für Lagerkantine, Bücherei, Schreibstube und Arbeitseinsatz. Im Wirtschaftsgebäude vor dem Appellplatz befanden sich Kleiderkammer, Küche, Duschaum und Effektenkammer. Hinter dem Wirtschaftsgebäude war der Arrestbunker, auf dessen Hof die Lagerstrafen wie Pfahlhängen und Prügelstrafe vollzogen wurden. Auf dem Dach des Wirtschaftsgebäudes stand in riesigen, weißen Lettern geschrieben:

*Es gibt einen Weg zur Freiheit,
seine Meilensteine heißen:
Gehorsam, Fleiß, Ehrlichkeit,
Ordnung, Sauberkeit, Nüchternheit,
Wahrhaftigkeit, Opfersinn und
Liebe zum Vaterland!*

Diesen hohntriefenden Satz hatten die auf dem Appellplatz angetretenen Häftlinge dreimal täglich vor Augen. Manche jahrelang! Doch diesen so gepriesenen Weg in die Freiheit gab es nicht.

Das Lager war von einem doppelten Stacheldrahtzaun umgeben, wobei der innere, dem Lager zugewandte Teil, mit elektrischem Strom geladen war, der bei Berührung den sofortigen Tod zur Folge hatte. Dazu kamen zehn bemannte

Wachtürme, deren Bestückung insgesamt aus sechs schweren und zwanzig leichten Maschinengewehren bestand. Die Gesamtzahl der in das Lager Dachau eingelieferten und registrierten Personen betrug 206.206, die der registrierten Toten 31.591! In letzterer Zahl sind nicht die vielen tausend sowjetischen Kriegsgefangenen enthalten, welche aufgrund des berüchtigten "Kommissarbefehls" auf dem Schießstand der SS erschossen wurden. Diese Opfer sind in der Lagerkartei nicht registriert worden, da sie das Häftlingslager gar nicht betreten haben. Sie wurden unmittelbar nach ihrem Ausladen aus den Eisenbahnwaggons zum Exekutionsplatz geführt, dort völlig entkleidet und anschließend erschossen. Ihre Leichen wurden im Krematorium des Lagers verbrannt, die Uniformen der Häftlingskleiderkammer einverleibt.

Soviel über die Struktur des KZ Dachau. In allen anderen Lagern war es ähnlich. In Dachau wurden die SS-Bewacher geschult und auf ihre menschenverachtende Aufgabe vorbereitet.

Funktionshäftlinge im Konzentrationslager Dachau

Aus den Reihen der Gefangenen wurden sogenannte "Funktionshäftlinge" ausgewählt, die mit bestimmten Vollmachten ausgestattet waren und im begrenzten Rahmen auch Befehlsgewalt ausüben konnten. Sie galten als Vorgesetzte und waren befugt, Strafmeldungen zu fertigen.

Lagerältester: Wurde vom Schutzhaftlagerführer eingesetzt. Der Lagerälteste hatte die oberste Stufe eines Funktionshäftlings inne. Er trug eine schwarze Armbinde mit der Aufschrift "Lagerältester".

Blockältester: Wurde vom Lagerältesten dem Rapportführer vorgeschlagen und mußte von diesem bestätigt werden. Der Blockälteste stand einem Block vor und war dem Blockführer (einem SS-Unteroffizier) gegenüber verantwortlich. Er trug ebenfalls eine schwarze Armbinde mit der aufgedruckten Nummer seines Blocks.

Stubenältester: Wurde vom Lager- oder Blockältesten dem Rapportführer vorgeschlagen und war dem Blockältesten gegenüber verantwortlich. Der Stubenälteste besaß keine Armbinde.

Capo: Wurde vom Häftlingsarbeitseinsatz dem SS-Arbeitsdienstführer vorgeschlagen und mußte von diesem bestätigt werden. Der Capo hatte die Funktion des Vorarbeiters in einem Arbeitskommando. Zutreffender wäre die Bezeichnung "Kolonnenführer", da er - mit wenigen Ausnahmen - im eigentlichen Sinne keine körperliche Arbeit verrichtete, sondern die Aufsicht über sein Kommando führte. Er trug eine gelbe Armbinde mit der Aufschrift "Capo". Der Capo war dem Kommandoführer verantwortlich. Er wurde auch vielfach von der Lagerleitung direkt bestimmt. Von dieser Regelung machte sie gerne Gebrauch, wenn es darum ging, für bestimmte Kommandos wie Strafkompagnie usw. besonders brutale Capos auszuwählen. In solchen Fällen hatte der Häftlingsarbeitseinsatz keinen Einfluß.

Im Konzentrationslager Dachau bestand das Lagerpersonal fast ausschließlich aus Häftlingen, die einen roten Winkel trugen, also Politische waren.

In den Steinbruchlagern Flossenbürg und Mauthausen stellten die Kriminellen das Lagerpersonal. Diese waren mit einem grünen Winkel gekennzeichnet.

Der Empfang

"Alles runter!"

28 Männer stiegen vom Wagen, ängstlich und neugierig zugleich um sich blickend. Der Transportführer übergab uns der politischen Abteilung des Konzentrationslagers Dachau. Noch waren wir außerhalb des umzäunten Lagers und mußten vor einem Bürogebäude Aufstellung nehmen, in dem die Aufnahmezeremonie stattfinden sollte. Durch den Stacheldrahtzaun hindurch sah ich Männer in gestreiften Anzügen und mit kahlgeschorenen Köpfen über einen großen Platz marschieren. Das sollte nun meine Welt werden für viele Jahre, vielleicht für immer! Ich konnte es noch nicht fassen. Eine Gruppe SS-Männer stand zu unserem Empfang bereit. Sie betrachteten uns neugierig, doch sie unternahmen nichts gegen uns. Und doch schienen sie etwas vorzuhaben, man merkte es ihnen an.

Unsere Wartezeit vor dem Gebäude der Politischen Abteilung war inzwischen beendet, und die Registrierung der Neuzugänge begann. Einzelnen mußten wir das barackenartige Gebäude betreten. Die bereits abgefertigten wurden sofort von den draußen bereitstehenden SS-Männern von uns abgesondert. Der

Zweck sollte mir in wenigen Augenblicken klar werden. Mein Name wurde aufgerufen. Ich mußte meine Schuhe ausziehen, bevor ich die heilige Stätte betreten durfte. Ein SS-Hauptscharführer, Angehöriger der Politischen Abteilung, hielt in der Hand ein Aktenstück mit meinem Namen darauf. Er blätterte darin herum und raunte einem ihm assistierenden SS-Mann zu: "Ewig!"

Doch dieses immer wieder auf's neue in meinen Ohren tönende "dauernd", "lebenslang" und jetzt sogar "ewig" beeindruckte mich nicht mehr. Ich hatte mich daran gewöhnt. Ewig würde ich ja sowieso nicht leben, auch hier nicht. Das wäre gegen die Gesetze der Natur, die auch ein Hitler oder Himmler nicht ändern konnte.

Nun begann die Fragerei nach Personaldaten, Partei- und Rassenzugehörigkeit, Vorstrafen usw., als ob das alles nicht schon der Akte zu entnehmen wäre. "Waren Sie schon mal in Schutzhaft?", wollte er nun wissen. Als ich die Frage mit Ja beantwortete, meinte er: "Nun ja, zweimal, das mag angehen. Aber merken Sie sich: Leute, die zum dritten Mal hier eingeliefert werden, die gibt es nicht. Ich hoffe, Sie haben mich verstanden!"

Oh ja, ich verstand ihn sehr wohl: lebenslänglich. Das hatte ich inzwischen zur Genüge zu Gehör bekommen, und es stand ja sogar in meinem Schutzhaftbefehl aus Berlin. Es war nicht leicht, trotz alledem den Mut nicht zu verlieren.

Als nächstes wurden Fingerabdrücke genommen, im Häftlingsjargon "Klavierspielen" genannt. Anschließend nahm ich weisungsgemäß auf einem Stuhl Platz. Zweck der Aktion: Aufnahme meines Fotos ins Verbrecheralbum. Neben mir stand ein SS-Mann. Der Fotograf rief mir zu: "Nicht eher aufstehen, bis ich es befehle. Befehlsverweigerung wird bestraft."

Er machte drei Aufnahmen von mir, wobei er den Stuhl von seinem Platz aus in jede gewünschte Richtung drehen konnte. Plötzlich fuhr ich erschreckt vom Stuhl hoch, um gleich darauf eine kräftige Ohrfeige vom neben mir stehenden SS-Mann zu bekommen. Was war geschehen? Nach der letzten Aufnahme fuhr aus dem Stuhlsitz heraus eine lange Nadel in mein Gesäß. Da diese Nadel eine Befehlsmißachtung meinerseits auslöste, erhielt ich zur Bestrafung eine Ohrfeige. Perfekt organisiert. Ich begriff jetzt auch, warum die vor mir abgefertigten Leidensgefährten nicht mit uns anderen in Kontakt treten durften. Sie hätten uns sicherlich gewarnt.

Als nun alle 28 Männer registriert und genadelt waren, marschierten wir dem Eingangstor des Lagers zu. Ich konnte just noch den Spruch "Arbeit macht frei" auf dem Torflügel lesen, da brach der Sturm los, den der Wachtmeister in München uns schon prophezeit hatte. Wie auf ein Zeichen hin fielen die uns begleitenden SS-Leute über uns her, kaum daß wir die ersten Schritte ins Lager gesetzt hatten. Mit Fausthieben, Fußtritten und unter lautem Geschimpfe in bayerischem Dialekt trieben sie uns vorwärts. Ich verstand nur das eine sich immer wiederholende Schimpfwort: "Sauhund, drecketer!"

Dabei schlugen sie ununterbrochen auf uns ein. Brillen lagen zerbrochen auf dem Kiesboden, zwei unserer Kameraden waren gestürzt und krümmten sich vor Schmerzen. Sie wurden mit Fußtritten zum Aufstehen gezwungen. Das ganze währte etwa eine halbe Stunde lang. Dann plötzlich, wiederum wie auf ein geheimes Zeichen, brach der Sturm ab. Einer der Schläger sagte grinsend: "Dies war die Overtüre, das Drama folgt später. Jetzt wißt ihr, wo Ihr euch befindet."

Nun ging es in den Dushraum, wo wir Haare lassen mußten. Oben und unten. Nach dem Duschen stiegen wir in die gestreiften Häftlingskleider und sahen uns plötzlich alle ähnlich. Dann stellte man uns in einer Reihe am Eingangstor des Lagers auf und ermahnte uns, in strammer Haltung stehen zu bleiben und keine Bewegung zu machen. "Sonst gibt es Prügel!"

Die Sonne brannte unerbittlich auf unsere kahlgeschorenen Schädel. Jemand bewegte seinen Arm zum Kopf hin. Sofort schrie ein Posten vom Wachturm: "Pfortner, schlag dem vierten Mann in der Reihe mal eins in die Fresse!"

Der Pfortner, ein Häftling, der den ein- und ausgehenden SS-Leuten das Tor zu öffnen hatte, eilte herbei und tat, wie ihm befohlen. Ich blinzelte unauffällig zum Wachturm hinauf, von dort starrten mir drohend die Mündungen der Maschinengewehre entgegen. Kalt und drohend wie die stahlhelmbedeckten, blutjungen Gesichter dahinter.

Männer, welche freiwillig ihren Dienst versahen und einen Totenkopf zu ihrem Symbol erhoben hatten. Und dann erkannte ich mit furchtbarer Gewißheit, daß die Welt, die ich verlassen hatte, in eine weite, unerreichbare Ferne gerückt war. Ob ich sie jemals wiedersehen würde?

Wir standen bereits mehr als fünf Stunden am Lagertor, als ein höherer SS-Mann sich auf uns zu bewegte. Es war der Schutzhaftlagerführer, SS-

Hauptsturmführer Kantschuster, ein ehemaliger Legionär der französischen Fremdenlegion. Seine erste Frage: "Wer ist Jude?"

Zwei meldeten sich. Die nahm er sich als erste vor. Er schlug ihnen mit der Faust ins Gesicht, und als sie zu Boden stürzten, trat er sie mit dem Stiefel. So nahm er sich einen nach dem anderen vor. Die Kriminellen und die als asozial Eingewiesenen kamen noch am besten weg, denen geschah nicht viel, denen fühlte er sich wohl am Nächsten. Für einen von ihnen hatte er sogar noch einen Scherz übrig. Dann kam ich an die Reihe: "Warum bist du hier?"

Ich versuchte so gut es ging, militärische Haltung anzunehmen und antwortete ihm: "Ich bin wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt und anschließend in Schutzhaft genommen." "Kommunist?" "Jawohl!"

Ich erwartete nun die Prügel, doch er versetzte mir nur einen Stoß mit der Faust vor die Brust. Das war alles. Anscheinend gefiel ihm meine offene Antwort, obendrein noch fließend heruntergeschnarrt in militärischer Haltung. Ich hatte richtig kalkuliert: Wenn man hier durchkommen wollte, mußte man versuchen, sich bis zu einer bestimmten Grenze zu arrangieren. Offener Widerstand war zwecklos und führte zur Vernichtung. Dafür sorgte ein ausgeklügeltes System, wie ich in der kurzen Zeit, die ich hier war, schon erkannt hatte. Während ich mich noch mit diesem Gedanken beschäftigte, kam prompt die Bestätigung meiner These durch den Mund des Lagerführers: "Hört mal gut zu. Hier im Lager herrscht dauernder Ausnahmezustand. Schaut euch die Türme mit den Maschinengewehren an. Aufmucken oder gar Meuterei wird im Blut erstickt. Meine Männer machen ganze Arbeit!"

Nach diesen drohenden Worten ließ er uns stehen und stelzte mit seinen spiegelblank geputzten Stiefeln dem Ausgang zu.

Der Zählappell

Ein Häftling näherte sich unserer Gruppe. Er begrüßte uns und stellte sich vor: "Ich bin der Lagerläufer und werde euch jetzt auf eure Blöcke bringen."

Alles, was von nun an geschah, oblag der inneren Lagerverwaltung, die von Häftlingen ausgeübt wurde. Auch die Schreibstube mit der Häftlingskartei

gehörte dazu. Wer auf welchen Block eingewiesen wurde, daß bestimmten die Kameraden in der Schreibstube. Nur die Trennung der Haftarten mußte dabei gewahrt werden. So brachte der Lagerläufer einen jeden von uns zu dem für ihn bestimmten Block und übergab ihn dort dem Blockältesten. Ich wurde als einziger aus unserer Gruppe auf Block 1 eingewiesen. Dieser Block galt als der Paradeblock. Es lagen nur "Politische" hier.

Der Stubenälteste erteilte mir die nötigen Belehrungen über die einzuhaltenden strengen Vorschriften im Lager. Dann bekam ich Nadel und Zwirn, um mir die Häftlingsnummern auf die vorgeschriebenen Stellen der Drillichmontur zu nähen. Eine Nummer wurde auf die linke Brustseite, die zweite auf das rechte Hosenbein aufgenäht, und zwar genau über dem roten Dreieckswinkel, der mich als politischen Häftling erkennbar machte. An meiner Nummer sah ich, der wievielte eingelieferte Häftling ich war: der 33.390-ste.

Von der Lagerstraße her hörte man den Gleichschritt marschierender Kolonnen. Die Arbeitskommandos rückten ein. Etwa eine halbe Stunde später ertönte die Sirene, der sogenannte "Bär". Das bedeutete Antreten zum Zählappell. Ein Block nach dem anderen marschierte in Zehnerreihen auf den Appellplatz und nahm dort Aufstellung. Der Blockälteste zählte die Reihen durch und ließ rühren. Alles ging streng militärisch zu. Beim Erscheinen des Blockführers, eines SS-Unterscharführers, gab der Blockälteste Kommando: "Block 1 - stillgestanden! Mützzäään - ab!"

Mit einem Schlag wurden die Mützen vom Kopf gerissen und mit einem klatschenden Geräusch an das rechte Bein geschlagen. Danach meldete der Blockälteste den Belegstand seines Blockes. Durch Nachzählen überzeugte sich der Blockführer von der Richtigkeit der Meldung. Wieder ließ der Blockälteste rühren: "Mützen auf! Rührt Euch!"

Waren sämtliche Blöcke durchgezählt, meldeten die Blockführer ihre Belegstände dem Rapportführer, SS-Hauptscharführer Hofmann²⁹, der sie dann in sein Rapportbuch eintrug. Der erste Teil des Zählappells war damit beendet. Nun aber begann das große Warten. Es dauerte mitunter bis zu zwei Stunden, bis sich der Schutzhaftlagerführer bequemte, das Lager zu betreten, um den

29 Lesen Sie bitte den von Otto Oertel erstellten Lebenslauf Franz Hofmanns im Anhang.

Appell abzunehmen. War er dann endlich in Sichtweite, kommandierte der Rapportführer: "Schutzhäftlinge stillgestanden! Mützen ab! Augen rechts!"

Mit großen Schritten ging er dem Lagerleiter entgegen und haspelte seine Meldung ab. Danach: "Augen geradeaus! Mützen auf! Blockweise abrücken!"

Wir waren erlöst. Diese Zeremonie wiederholte sich zweimal täglich, frühmorgens und nach Arbeitsschluß. Um die Mittagszeit dagegen wurde nicht blockweise, sondern nach Arbeitskommandos angetreten, ohne Zählappell.

Fünf Tage waren seit meiner Einlieferung verstrichen. Tage voll Aufregung, Hast und ungewöhnlichen Strapazen waren es. Mein Gesicht war rot und aufgequollen von Wind und Wetter. Alle Glieder schmerzten von der schweren Arbeit. Ich war einem Baukommando zugeteilt worden, das innerhalb des Lagers mit der Fertigstellung des Wirtschaftsgebäudes beschäftigt war. Ruhe gab es nicht mehr, nicht einmal des Nachts. Dazu kam die ständige Angst vor Strafmeldungen. Die Kameraden berichteten mir über die entsetzlichen Strafen, welche schon wegen geringfügiger Verstöße verhängt wurden. Und das sollte ich Jahre hindurch mitmachen? Was hatte ich allein in diesen fünf Tagen sehen müssen. Manchmal glaubte ich, auf einen fremden Planeten verbannt zu sein. Die Eindrücke waren so gewaltig und überstürzend, daß ich fast nicht mehr zum Nachdenken kam. Mein Stubenältester gab sich große Mühe mich aufzumuntern. Er war ein prächtiger Mensch, schon mehrere Jahre im Lager. "Sieh mal", sagte er, "das hier ist eine andere Welt, nicht so, wie du sie von draußen kennst. Wir leben hier im ständigen Ausnahmezustand."

Sein letzter Satz enthielt fast die gleichen Worte, mit denen uns Lagerführer Kantschuster bei der Einlieferung begrüßt hatte. An diese Worte mußte ich denken, als man auf der Lagerstraße einen erschossenen Häftling an mir vorübertrug. Rechenschaft? Niemand brauchte sie abzulegen, nicht hier. Und das war das furchtbarste: Völlig schutz- und wehrlos den Launen von Verbrechern preisgegeben zu sein. Diese Gewißheit war niederschmetternd. Rechtsgrundsätze, Beschwerden, alles das gab es nicht. Das KZ war ein Staat mit eigenen Gesetzen. Die anderen, schon jahrelang hier einsitzenden Kameraden hatten sich längst damit abgefunden. Für sie war es Alltag. Auf den Stuben hörte man sie in der Freizeit lachen und scherzen. Oder jemand holte plötzlich eine Mundharmonika aus der Tasche und begann, darauf zu spielen. Nicht etwa schwermütige Weisen, nein, fiedele bayerische Ländler, und in ausgelassener Stimmung fiel ein Chor rauher Männerstimmen in die Melodie

mit ein. Ich kam aus Staunen und Verwunderung nicht heraus und machte wohl auch kein sehr geistreiches Gesicht dazu. Ein Stubenkamerad kam langsam auf mich zu und klopfte mir wohlwollend auf die Schulter: "Das lernst du auch noch. Wenn du die ersten Jahre überstanden hast, dann denkst du nicht mehr daran, daß es noch eine andere Welt da draußen gibt."

Mir graute vor dieser furchtbaren Wahrheit.

Ein Häftling fehlt

"Antreten zum Zählappell!"

Wie alle Tage, so auch heute am 15. Mai 1939, hallte dieser Ruf durch die Lagergassen. Die Arbeitskommandos, eines nach dem anderen rückten ins Lager ein. Es war sechs Uhr abends und somit Arbeitsschluß. Die einzelnen Blöcke formierten sich auf dem Appellplatz, und in wenigen Minuten stand das gesamte Lager blockweise geordnet und stramm ausgerichtet zum Abzählen bereit.

Doch es fehlte noch ein Arbeitskommando. Die Kiesgrube. Sollte da vielleicht...? Nein, nur nicht aussprechen, nur das nicht! Laute Kommandoworte wurden geschrien und schon heulte die Lagersirene weithin gellend Alarm. Also doch: Ein Häftling fehlte. Wir wußten, was das bedeutete, aber niemand sprach es aus. Manch einer unserer Kameraden würde den nächsten Tag nicht mehr erleben.

Die Suchaktion begann. Schnelle Lastwagen mit bewaffneten SS-Leuten jagten strahlenförmig in alle Himmelsrichtungen hinaus. Hunderte, nein Tausende, die gesamte Garnison war auf den Beinen. Welch ein Aufwand um einen einzigen Mann, der sich durch kühne Flucht seinen Peinigern entzogen hatte.

Nun rückte das Kommando Kiesgrube ins Lager ein. Beim Einschwenken auf den Appellplatz hagelte es Schläge und Fußtritte. Der Lagerführer, SS-Hauptsturmführer Kantschuster, betrat die Lagerstraße. Kantschuster war als Menschenquäler gefürchtet und gehaßt. "Alle Häftlinge bleiben auf dem Appellplatz stehen, bis der Lump eingefangen ist!", befahl er. Wir wußten es längst, es war ja nicht das erstemal.

Die Lageruhr zeigte 6.15 Uhr. Ein alter Dachauer meinte trocken: "Gott sei Dank, morgen früh brauche ich mein Bett nicht zu bauen."

Das war echt Dachauer Humor, der trotz allem nicht unterging. Die Zeit verstrich langsam. Minuten wurden zu Stunden. Vor unseren Augen hing die Lageruhr. Ihre Zeiger krochen kaum von der Stelle. Die den Innendienst des Lagers versehenden SS-Untergeführer, Blockführer genannt, umkreisten uns ständig und gaben acht, daß niemand ein Wort sprach. Doch sie konnten nicht verhindern, daß ein Gemurmel in der Luft lag, das die Anwesenheit einer großen Menschenmenge kundtat. Der Lagerführer schrie: "Haltet die Fresse, ihr Schweine!"

Dann ertönte das Kommando: "Stillgestanden, Mützen ab!"

Viertausend Häftlinge standen, blockweise geordnet, mit entblößten, kahlgeschorenen Schädeln auf dem Appellplatz. Wehe dem, der sich zu rühren wagte oder gar ein Wort sprach. Es wimmelte jetzt von Blockführern, die höllisch scharf aufpaßten.

Es fing bereits an zu dunkeln, als sich ein kühler Wind unangenehm bemerkbar machte. Dazu knurrte der Magen. Doch an Essen durfte man jetzt nicht denken. Ein zum benachbarten Block gehörender Häftling wurde soeben von einem SS-Mann verprügelt, weil er versucht hatte, auf dem Appellplatz seine Notdurft zu verrichten.

Wie langsam schlich die Zeit dahin. Es war ganz empfindlich kalt geworden, und wir froren in unseren Drillichanzügen. Mitternacht war schon vorüber. Die ersten Erschöpften sanken lautlos um. Sie wurden ins Krankenrevier getragen. Allgemeines Erstaunen! Seit wann gab es denn das? Das sah ja nach Humanität aus! Schon machte sich ein jeder seinen Plan zurecht, ebenfalls umzufallen. Doch was war das? Durch die Stille der Nacht gellten plötzlich markerschütternde wie in Todesangst ausgestoßene Schreie aus den Revierbaracken. Wir wußten nun alle, was uns bevorstand. Ein jeder riß sich zusammen. Nur nicht schlappmachen. Aushalten um jeden Preis! Doch vielen ging es über ihre Kräfte. Immer mehr brachen vor Erschöpfung zusammen. Man trug sie jetzt einfach an den Rand des Appellplatzes und ließ sie dort in einer Reihe mit dem Gesicht nach oben liegen. Dann begoß man die Bedauernswerten mit eiskaltem Wasser, trat sie mit Füßen und beschimpfte sie als Simulanten. Arme Kameraden, wir durften und konnten euch nicht helfen.

Um 2.30 Uhr fielen die ersten Tropfen auf unsere kahlen Schädel. Es regnete. Stärker und immer stärker werdend steigerte sich der Regen zum Wolkenbruch. Nicht lange währte es, und jeder von uns war bis auf die Haut

durchnäßt. Die SS-Leute zogen sich ihre Regenmäntel an. Diesen Moment ausnutzend, rückten wir unwillkürlich näher zusammen, zitternd vor Nässe und Kälte. Doch schon waren die Blockführer wieder da, brüllten: "Was ist das da für ein Sauhaufen? Sofort von Mann zu Mann einen Meter Abstand nehmen!"

Nachdem dieses geschehen und alles wieder ausgerichtet war, flitzten sie auf Fahrrädern durch die Reihen der Blöcke, links und rechts um sich schlagend.

Wollte es denn gar nicht Tag werden? Ich hätte niemals gedacht, daß eine Nacht so lang sein konnte. Zudem machte sich jetzt ein übler Geruch bemerkbar. Viele hatten sich die Hosen beschmutzt, denn eine Gelegenheit zur Verrichtung unserer Notdurft gab es nicht, das mindeste, was man einem Menschen gewähren sollte.

"Verreckt doch in eurem eigenen Dreck!" schrien sie uns an.

Der Hunger machte sich bei mir wieder bemerkbar. Hatten wir doch seit dem gestrigen Mittag nichts mehr gegessen. Es regnete immer noch unaufhörlich in Strömen. Längst war kein trockener Faden mehr an uns.

Allmählich wurde es Tag. An besseres Wetter war jedoch nicht zu denken. Die Reihe der am Boden Liegenden war inzwischen erheblich angewachsen. Da lagen sie nun, unsere Kameraden. In großen Wasserpfützen, den Blick starr nach oben gerichtet oder die Augen geschlossen. Viele in seltsam verkrampften Stellungen. Diese hatten ausgelitten. Morgen würde nur noch ein Häuflein Asche von ihnen übrig sein.

Warum das alles? Was hatten wir denn getan? Warum mußten viertausend Menschen dafür büßen, weil einer sich den Weg in die Freiheit gesucht hatte? Es war schwer, doch ein echter Konzentrationär verzweifelte trotzdem nicht. Er trug tapfer sein hartes Los. Für ihn gab es nur eines: Den Willen zum Durchhalten!

*"Halte Schritt, Kamerad, verlier nicht den Mut,
denn wir tragen den Willen zum Leben im Blut!"*

So hieß es doch im Buchenwaldlied! Denn wir wußten ja: Es kommt einmal der Tag, an dem diese sadistischen Unmenschen hinweggefegt werden. Und das war es, was uns aufrecht hielt. Viele von uns würden allerdings diesen Tag nicht mehr erleben. Auch das wußten wir.

Doch nun zurück zum Geschehen. Es war inzwischen Tag geworden. Würde man uns wegtreten lassen? Nichts deutete bis jetzt darauf hin. Und unaufhörlich Regen, Regen, Regen.

Um neun Uhr früh kehrten die ersten Suchkommandos zurück. Ohne Ergebnis. Doch für uns gab es jetzt eine leise Hoffnung. Denn wenn die Suchaktion der SS eingestellt und die weitere Fahndung den Polizeibeamten übergeben worden war, dann kam gewöhnlich kurz darauf der Befehl zum Abrücken. Endlich um zehn Uhr ertönte das Kommando: "Blockweise abrücken!"

16 Stunden hatten wir ununterbrochen stehen müssen. 16 Stunden in Kälte und Regen, müde und ausgepumpt von der schweren Arbeit des vorigen Tages.

Die Blöcke marschierten nun geschlossen zu ihren Baracken. Ich konnte fast kein Glied mehr rühren. Alles steif und naß. Die vom Regen triefenden Kleider klebten am Körper und waren schwer wie Blei. Rasch wurde der Kaffee von der Küche geholt und ein Stückchen Brot verschlungen. Dann hieß es schon wieder: "Antreten zum Zählappell!"

Abermals aufmarschieren, Abnahme des Appells und darauf: "Arbeitskommandos formiert!"

Auf diesen Ruf hin mußte sich jeder eiligst an den Standplatz seines Arbeitskommandos begeben. Der Appellplatz glich nun einem riesigen, aufgeschlechteten Ameisenhaufen. Nur wenige Augenblicke, und schon stand das gesamte Lager wieder in formierter Ordnung da. Jedoch nicht mehr blockweise, sondern in Arbeitskommandos eingeteilt. "Im Gleichschritt marsch! Mützen ab!"

Kolonnen auf Kolonnen verließ das Lager. In durchnäßten Kleidern, hungrig, müde und erschöpft stapften die Kolonnen durch die Tore des Lagers, über dessen Eingangstor in blutiger Ironie die Worte prangten: "Arbeit macht frei!"

Ein wenig später fuhr der "Zeppelin", wie der Leichenkarren hier genannt wurde, ebenfalls durch dieses Tor. Er mußte sehr oft an diesem Vormittag fahren. Die gefräßige Glut des Krematoriums lechzte nach Nahrung. Diese Nacht hatte in ausreichendem Maße dafür gesorgt. Arbeit macht frei! höhnten die eisernen Lettern am Tor als Nachruf. Lagerführer Kantschuster schaute dem Gefährt jedesmal grinsend nach. Sein Werk!

"Turm A ohne Neuigkeit!" schrie der Wachposten vom Wachturm herunter. "Danke!", schnarrte der Hauptsturmführer zurück. Der graue Alltag im KZ-Lager Dachau hatte begonnen.

Strafvernehmung

Inzwischen hatte ich mich ein wenig an die schwere Arbeit gewöhnt. Der Vorarbeiter des Baukommandos, der eine gelbe Armbinde mit der Aufschrift "Capo" trug, stammte aus Münster in Westfalen. Er war Kommunist und schon etliche Jahre hier. Er schrie viel herum, war jedoch ein gradliniger Kerl. Dieser Häftling gehörte zu jenen, die es verstanden, Prellbock zwischen SS und ihren untergebenen Kameraden zu sein ohne anzuecken. Dabei war es nicht einfach, beiden Seiten gerecht zu werden. Es gab einige Funktionshäftlinge, die es sich einfacher machten. Sie ließen sich zu willfährigen Helfern der SS erniedrigen, um bei ihnen gut angeschrieben zu sein.

Ich entdeckte eines Tages einen Kameraden auf einer benachbarten Baustelle, der mit mir am 10. Mai eingeliefert worden war. Es drängte mich, ein paar Worte mit ihm zu wechseln. So huschte ich rasch zu ihm hinüber, um zu erfahren, wo er lag, damit ich ihn in der Freizeit besuchen konnte. Dabei stellte sich heraus, daß er ganz in der Nähe meines Blockes wohnte. Gerade wollte ich mit ihm eine Verabredung treffen, da durchfuhr mich ein furchtbarer Schreck. Der Kommandoführer meines Baukommandos hatte mich erspäht und winkte mich zu sich heran. Nach ein paar kräftigen Ohrfeigen schaute er auf meine Häftlingsnummer, auf der er ablesen konnte, wie lange ich schon im Lager war. Dann schrie er mich an: "So, erst ein paar Tage im Lager, und schon drückt er sich von der Arbeit! Das werde ich dir schon austreiben!"

Er notierte meine Nummer in sein Notizbuch, und ich ging wieder an meine Arbeit zurück. Der Capo hatte alles gesehen und sah mich vorwurfsvoll an: "Mach das nie wieder", sagte er zu mir, "denn ich möchte nicht, daß mein Kommando auffällt. Ich muß das nämlich dann ausbaden, und die anderen müssen darunter leiden. Strafoxerzieren ist kein Honiglecken, und dazu kann es leicht kommen. Doch ich biege das schon wieder hin. Für dich aber werde ich nichts tun können. Das mußt du selber ausbaden. Vielleicht kommst du mit drei Tagen Torstehen davon."

Ich schämte mich ein wenig, weil ich durch mein Verhalten meine Kameraden in Gefahr gebracht hatte.

Die nächsten Tage hörte ich nichts mehr davon, so daß ich schon Hoffnung schöpfte, daß alles im Sande verlaufen würde. Doch ich hatte nicht mit dem sprichwörtlichen Stein gerechnet, der ins Rollen kommt. Hier wurde nichts unter den Teppich gekehrt.

Der Blockschreiber suchte mich in meiner Stube auf, um mir mitzuteilen, daß ich am folgenden Tag nicht zur Arbeit ausrücken, sondern mich auf dem Block zur Verfügung halten müßte zwecks Vorführung zur Strafvernehmung.

Tags darauf stand ich mit mehreren "Straftätern" auf dem Korridor vor der Tür des ersten Schutzhaftlagerführers, SS-Hauptsturmführer Grünewald. Ein im Wachgebäude beschäftigter Häftling belehrte uns, wie wir uns zu verhalten hatten: "Ihr antwortet auf die Frage des Hauptsturmführers nur mit einem einzigen 'Jawohl', sonst nichts. Kapiert?" "Jawohl!", übte ich schon. Dann ging die Tür auf. "Der nächste!"

Ich trat ein und haspelte die vorschriftsmäßige Meldung herunter. "Schutzhäftling 33390 meldet sich gehorsamst zur Strafvernehmung."

Grünewald saß am Schreibtisch und blätterte in einem Aktenbündel. Ein schräger Blick streifte mich kurz. "Sie haben sich vor der Arbeit gedrückt?" "Jawohl!" "Raus. Der nächste!"

Das war die ganze Vernehmung.

Prügelstrafe

Eine Woche später. Etwa 40 Häftlinge standen auf dem Gang des Krankenreviers zur ärztlichen Strafuntersuchung angetreten. Einer unter den 40 war ich. Der SS-Arzt erschien. In der Hand hielt er bedruckte Blätter. Rote, gelbe und weiße. Soviel wußte ich schon: Die roten bedeuteten fünfundzwanzig, die gelben Pfahl und die weißen Arrest. Welche Farbe mochte mein Schein haben? Namen wurden verlesen. Rot mußte das blanke Gesäß vorzeigen und gelb die Handgelenke. Letzteres galt für die Delinquenten, die am Pfahl hängen sollten. "Gesund!" stellte der Arzt bei einem jeden fest. Der Vorschrift war damit genüge getan.

Ich hörte meinen Namen rufen und sah auch schon das Papier in der Hand des Arztes: Rot. Also Prügelbock. Ich präsentierte dem Arzt meinen blanken Hintern, und damit war die Untersuchung beendet.

Zwei Tage später war es soweit. Den Tag zuvor hatte ich Bescheid erhalten. Eine schlaflose Nacht lag hinter mir, und eine begreifliche Aufregung hatte mich erfaßt. Heute würde ich Bekanntschaft mit dem Bock machen. Es war meine erste Lagerstrafe. Außer mir waren es noch sieben Kameraden, die im Hof des Arrestgebäudes standen und ebenfalls gezüchtigt werden sollten. Zwei Mann trugen den Bock herbei und stellten ihn vor uns hin. So also sah das Instrument aus, dessen Name oder auch der bloße Gedanke daran allen Häftlingen im Lager Angst und Schrecken einflößte. Ein jeder versuchte ängstlich, nähere Bekanntschaft mit diesem mittelalterlichen Folterwerkzeug zu vermeiden. Und doch hatte ich bisher noch fast keinen langjährigen Schutzhäftling angetroffen, der nicht mindestens einmal seine Fünfundzwanzig auf ihm erhalten hatte.

Eigentlich ein ganz harmlos und nüchtern aussehendes Lattengestell, das da vor uns stand. 70 bis 80 Zentimeter hoch, mit einer flachen, kistenähnlichen Haltevorrichtung für die Füße an der hinteren Schmalseite. Obenauf lag eine Woldecke.

Ein Blockführer nahm jetzt die Peitschen aus dem Wasser, worin sie etwa zwei Stunden vor der Exekution eingetaucht worden waren. Es waren etwa einen Meter lange sogenannte "Ochsenziemer", nur aus Muskeln und Sehnen bestehend. Das Wasserbad erhöhte ihre Geschmeidigkeit und Schwere.

Der Rapportführer las nun die Vollstreckungsbefehle. Arzt und Lagerführer standen ein bißchen abseits in eine Unterhaltung vertieft. Dann begann der Reigen. Als erster kam ein jüdischer Kaufmann aus Wien an die Reihe. Ein Kaffeeleck an seinem Eßgeschirr, den er in der morgendlichen Eile übersehen hatte, brachte ihm eine Strafmeldung ein. Zunächst wurde ihm der Vollstreckungsbefehl vorgelesen: "Der Jude X wird zu 25 Stockhieben auf Gesäß und Rücken verurteilt, weil er nicht gewillt ist, sich der Lagerordnung anzupassen, indem er vorsätzlich sein Eßgeschirr beschmutzt hat. Außerdem ist er bei der Arbeit faul und träge."

Dieser letzte Satz war in jedem Vollstreckungsbefehl enthalten. "Leg dich rüber, du jüdische Drecksau!"

Zwei Blockführer streiften ihre Röcke ab und nahmen links und rechts von ihm Aufstellung. Je ein Rechts- und ein Linkshänder. Prüfend ließen sie ihre Peitschen durch die Luft pfeifen. Ein Dritter bedeckte Kopf und Oberkörper des inzwischen über den Bock Gezerzten mit einer Wolldecke, die zum Abdämpfen der Schreie diente. Er selbst setzte sich dann obenauf. Die zwei Schläger holten lang aus. Gleich darauf klatschten zwei mit aller Kraft geführte Hiebe kurz nacheinander auf das wehrlose Opfer nieder. Aus der Wolldecke heraus drang dumpf ein in furchtbarem Schmerz ausgestoßener Schrei. "Zähle, du Saujud!"

Der Geprügelte mußte bei jedem Schlag laut mitzählen.

"Eins", tönte es wimmernd aus der Decke hervor. Da traf ihn schon der nächste Doppelschlag. "Zwei."

Und wir mußten dabeistehen und zuschauen, bis wir selbst an der Reihe waren.

"25 Hiebe auf Gesäß und Rücken wegen Drücken von der Arbeit." Das war ich. Natürlich war ich auch bei der Arbeit faul und träge. Rohe Fäuste preßten meinen Körper über das Holzgestell. "Und laut mitzählen!"

Schon hagelten die Schläge auf mich nieder, gräßliche Schmerzen verursachend. Gäbe es eine Gradeinteilung für Schmerzempfindung, der Schlag mit einem solchen Ochsenziemer würde zweifellos die höchste Ziffer der Schmerzensskala einnehmen. Zwischen den Zähnen hindurch schrie ich vorschriftsmäßig nach jedem Hieb die entsprechende Zahl. Sonst kam kein Laut über meine Lippen. "Fünfundzwanzig." "Aus!"

Ich taumelte vom Bock, mein Gesäß brannte wie Feuer. Dann hieß es Kniebeugen machen. Bis der letzte Mann abgefertigt war. Anschließend wurden wir in Einzelhaft gesperrt, in eine stockfinstere Zelle bei Wasser und Brot. Drei Tage währte dieser "Genesungsurlaub", dann ging es wieder an die Arbeit.

Der Arrestkalfaktor von Dachau

Inzwischen hatte ich einige gute Freunde unter den Kameraden gewonnen. Es waren prächtige Menschen, und die Kameradschaft war vorbildlich. Als

Neuling erfuhr ich viel Hilfsbereitschaft, die mir die Härte meiner Haft erträglicher machte. Auf meinem Block hatte ich mich schon gut eingelebt. Ich saß gerade beim Mittagessen, als der Lagerläufer die Stube betrat und meinen Namen rief. Was würde es denn jetzt schon wieder geben? Ein unangenehmes Gefühl beschlich mich. Als ich mich meldete, sagte er zu mir: "Nimm dein Brot, wenn du noch welches hast und komm mit mir." Weiter sagte er nichts. Was bedeutete das? Sicherlich nichts Gutes, ich ahnte es. Er führte mich über den Appellplatz in Richtung Lagertor. "Wo bringst du mich hin?" "Ich soll dich ans Tor stellen. Von dort aus wird dich der Rapportführer zum Arrestbau bringen."

Arrestbau? Bei diesem Wort dachte ich mit Schaudern an die drei Tage, die ich nach der Prügelstrafe darin verbringen mußte.

"Weshalb denn? Ich habe doch gar keine Lagerstrafe zu erwarten und habe mir doch nichts zuschulden kommen lassen!" "Diese Anordnung kommt von deiner Heimat-Gestapo. Die Lagerführung hat damit nichts zu tun."

Blitzartig fiel mir ein Name ein: Brennecke! Ja, das war er wieder! Sein Arm reichte bis hierher. Ich fragte den Lagerläufer: "Wie lange werde ich im Bunker zubringen müssen?" "Das kommt auf die Verfügung an. Einige sind dort schon mehrere Jahre drin", lautete seine für mich niederschmetternde Antwort. Am Tor angekommen, sprach er mir Mut zu: "Vielleicht bist du auch in ein paar Monaten schon wieder auf deinem Block. Ich hoffe es für dich. Und nun laß den Mut nicht sinken." Dann ging er.

Ein paar Monate oder ein paar Jahre? Nicht auszudenken. Mir hatten die drei Tage in der vorigen Woche gereicht. Die Ungewißheit darüber, was mir jetzt bevorstand, brachte mich der Verzweiflung nahe. Ich hätte aufheulen können. Doch dann faßte ich mich wieder und gab mir entschlossen einen Ruck: Du mußt durchhalten, was auch geschehen mag. Das war mein Leitwort und daran würde ich mich halten.

Der Rapportführer Hofmann, ein bei den Häftlingen wegen seiner Brutalität gefürchteter Schläger, kam zum Lager herein, bestieg sein Fahrrad und schrie zu mir herüber: "Los - mitkommen!"

Er radelte in Richtung Arrestbau, wobei ich große Mühe hatte, neben ihm Schritt zu halten. Dann trat er mich mehrmals vom Fahrrad aus mit dem Fuß. In der Wachstube des Arrestgebäudes lieferte er mich ab mit den Worten

"Hammer und Sichel". Es klang wie eine Parole, doch ich wußte mir keinen Reim darauf zu machen. Ein SS-Mann forderte mich auf, alle Kleider abzulegen. Ich stand völlig nackt da und erhielt nur ein Paar Pantoffeln. Der SS-Mann, Hauptscharführer Seuß, führte mich einen langen Gang entlang und machte vor einer geöffneten Zelle halt. "Los, rein da!"

Nachdem ich seinem Befehl gefolgt war, wagte ich zaghaft, eine Frage an ihn zu richten. "Halts Maul, hier rede ich!"

Dazu die nötigen Verhaltensvorschriften: Tagsüber nicht auf dem Bett sitzen oder liegen. Bei der Visite eines SS-Mannes Haltung annehmen und vorschriftsmäßig Meldung machen. Nicht an das Fenster gehen usw..

Ich war nun allein und inspizierte meine Zelle, so gut es ging. Die Scheiben des Fensters waren mit Farbe angestrichen, damit man nicht hinaussehen konnte. Dadurch wurde die Zelle in ein Halbdunkel getaucht, an das ich mich erst gewöhnen mußte. Als erstes fiel mir ein sehr großer Heizkörper auf, der in keinem Verhältnis zur Enge der Zelle stand. Die Heizung war abgestellt, und ich stand splitternackt davor. Eine Holzpritsche mit einem Strohsack und einer Wolldecke darauf war das einzige Möbelstück in der Zelle. In der Ecke befand sich ein Wasserklo sowie ein Waschbecken. Das war die ganze Einrichtung. Kein Tisch, keine Sitzgelegenheit, denn auf die Pritsche durfte ich mich nicht setzen. An Geschirr war eine Essenschale aus Aluminium und ein Löffel vorhanden.

Ich begann zu frieren. Würde ich hier die ganze Zeit ohne Kleidung zubringen müssen? Wenn wenigstens die Heizung in Betrieb wäre. (Diesen Wunsch sollte ich später sehr bereuen!) Doch da wurde plötzlich die Klappe in der Zellentür geöffnet. Es erschien das Gesicht eines älteren Häftlings, der mich durch die Klappe hindurch neugierig musterte. Er warf ein Kleiderbündel durch die Öffnung, und das Gesicht verschwand wieder. Ein Kalfaktor? Später habe ich die Geschichte dieses Häftlings, der Bernhard genannt wurde, erfahren. Er stammte aus Hamburg und hatte wegen mehrfachen Mordes eine lebenslange Zuchthausstrafe zu verbüßen. Nach vielen Jahren Haft (man sprach von 20 Jahren) machte ihm die SS das Angebot, sich als Arrestkalfaktor nach Dachau überstellen zu lassen. Nach Ablauf von zehn Jahren in diesen Diensten würde er die Freiheit erhalten. Der Mann glaubte den Versprechungen der SS und ging auf dieses Angebot ein. Die Morde, die dieser Unmensch im

Dachauer Bunker beging, sind nicht zu zählen. Er war dazu bestimmt, die blutige Dreckarbeit der SS zu verrichten, und er tat es gern.

Ich machte mich daran, rasch in meine frischen Kleider zu schlüpfen. Dabei stellte ich fest, daß die Hose viel zu kurz geraten war. Ein trauriger Anblick, doch hier sah mich ja niemand. Trotzdem trägt wohl ein jeder Mensch ein winziges Fünkchen Eitelkeit mit sich herum, und darum behagten mir die kurzen Hosenbeine nicht. So bat ich Bernhard beim Empfang des Abendessens, das lediglich aus einer Scheibe Wurst bestand, mir doch eine längere Hose zu besorgen. "Hol din Mul", war seine Antwort im Hamburger Platt. Das brachte mich auf eine Idee. Als er am nächsten Morgen eine Rolle Klopapier durch die Klappe warf, rief ich ihm rasch zu: "Hest du jeen anner Bux for mi? Disse hier is doch veel to kott!" Bernhard stutzte erstaunt und dann fragte er zurück: "Wo büst du her?" "Ut Willemschoben." "Wat? Ut Schlicktau? Dor hebb ick as Kuli deent."

Am nächsten Tag war ich im Besitz einer passenden Hose. Man sieht, was im tiefsten Bayern ein paar plattdeutsche Worte für ein Gewicht haben können.

Ich hörte jetzt in regelmäßigen Abständen das Öffnen und Schließen der Klappen der Zellentüren. Dazu das Geräusch eines rollenden Gefährts auf dem Steinfußboden des Flures. Aha, dachte ich, das ist die Ausgabe des Frühstückstücks. Das Rollen der Räder war wie Musik in meinen Ohren, denn ich hatte mächtigen Hunger. Jetzt mußten sie vor meiner Zellentür sein. Ich stand mit dem Picknapf in der Hand erwartungsvoll vor der Tür und wartete darauf, das sich die Klappe öffnet. Da hörte ich die Stimme des SS-Mannes: "Der bekommt nichts, erst in drei Tagen."

Der Wagen fuhr rasselnd weiter bis zur nächsten Tür. Mir war elend zumute. Drei Tage sollte ich warten, bis ich etwas zu essen bekäme? Und dann? Wieder drei Tage...? Ich fing an zu zweifeln, ob meine Willenskraft allein im Stande sein würde, diese Marter auf die Dauer durchzustehen. Der Hunger plagte mich, und ich legte mich lang auf den Fußboden. Von einem Verbot, diese Stellung einzunehmen, war mir nichts bekannt. Ich versuchte, ein wenig zu schlafen, doch es gelang mir nicht.

Völlig isoliert

Es war um die Mittagszeit, da hörte ich wieder das Geräusch des Essenwagens auf dem Flur. Am liebsten hätte ich mir die Ohren zugehalten, doch davon hatte mein Magen nichts. Das Rasseln der Wagenräder wurde leiser, und ich hörte nur noch aus weiter Ferne das Öffnen und Schließen der "Futterluken". Dann wurde es still. Doch diese Stille wurde jäh unterbrochen durch ein lautes, metallisches Knacken, stärker und immer stärker werdend. Was war das? Trübte sich mein Geist bereits? War das der Anfang beginnender Halluzinationen? Ich erhob mich vom Boden und horchte. Da war es wieder. Das Geräusch befand sich in meiner Zelle, kein Zweifel. Schließlich entdeckte ich den Verursacher des Phänomens: Es war der Heizkörper. Die Heizung wurde in Betrieb gesetzt, das war es. Welch eine Fürsorglichkeit! Ein kräftiges Mittagessen wäre mir jetzt lieber gewesen. Es wurde wärmer und immer wärmer in meiner Zelle. Kein Wunder bei der enormen Größe des Heizkörpers in diesem engen Raum. Ich suchte nach dem Ventil zum Abschalten. Es gab keines. Die Temperatur stieg weiter an, so daß die Wärme unerträglich wurde. Ich entkleidete mich bis auf die nackte Haut und legte mich wieder auf den nackten Boden. Das Fenster ließ sich nur um einen winzigen Spalt öffnen. Der Schweiß brach mir aus allen Poren. Diese Hitze würde mich noch an den Rand des Wahnsinns bringen. Das Knacken hatte inzwischen aufgehört. Jetzt erst wurde mir bewußt, daß dieser plötzliche Hitzeschwall weder durch einen technischen Fehler, noch infolge von Nachlässigkeit in der Bedienung der Heizungsanlage verursacht worden war. Er war eine raffiniert ausgeklügelte, gezielte Marter, die den Zelleninsassen treffen sollte. Man mußte es über sich ergehen lassen. Nach etwa zwei oder drei Stunden erfolgte erneut das metallische Geräusch in der Heizung, und ich spürte kurz darauf eine Minderung der Temperatur. Nach etwa einer weiteren Stunde war der Spuk vorbei und die Temperatur auf ein normales Maß zurückgegangen. Diese Quälerei wiederholte sich an jedem Tag um die gleiche Zeit.

Als meine drei Hungertage vergangen waren, erwartete ich gespannt den Essenkarren. Ich hörte das Räderrollen und die Stimme Bernhards wie an jedem Morgen. Der Wagen kam näher und näher, bis vor meine Tür. Die Klappe öffnete sich, und hindurch flog ein ganzes Kommißbrot vor meine Füße. "Picknapf her", schrie Bernhard, denn es gab zum Brot noch eine braune Brühe, die aus unerfindlichen Gründen Kaffee genannt wurde. Ich fiel wie ein

hungriges Tier über das Brot her und brach es mit den Händen auseinander. Gierig stopfte ich die Brocken in mich hinein, und in wenigen Minuten war das ganze Kommißbrot restlos verspeist. Endlich das Gefühl: Ich bin satt! Zu Mittag gab es einen Salzhering mit ein paar Pellkartoffeln. Ich habe nie in meinem Leben eine Vorliebe für Fischgerichte gehabt. Das hat sich bis heute, während ich diese Zeilen schreibe, nicht geändert. Doch von diesem Hering blieb nichts übrig, weder Kopf noch Gräten. Die Kartoffeln gingen mitsamt den Schalen den gleichen Weg. Welch ein Gefühl, den Hunger vertrieben zu haben. Doch schon bald darauf stellten sich unangenehme Folgen ein: In meinem Magen rumorte es, und mir wurde übel. Ich übergab mich, und alles war umsonst. Mein Magen war wieder leer.

Das Abendessen bestand aus einem Stück Käse, dazu wiederum eine Brühe, die diesmal jedoch Tee sein sollte. Ich nagte vorsichtig und mit Bedacht an dem Käse, um nicht noch einmal meinen Magen zu provozieren. Doch dieses kleine Stückchen war dazu wohl nicht imstande, und Brot hatte ich ohnehin keines mehr.

So verging ein Tag wie der andere im ewigen Gleichmaß. Wie lange noch würde ich diese völlige Isolierung ertragen müssen? Die Ungewißheit war quälend. Nur einmal in der Woche wurde die Zellentür geöffnet, um den Friseur hereinzulassen zum Haarscheren und Rasieren. Er sprach kein Wort und deutete an, daß auch ich ihn nicht ansprechen dürfe.

Zum Lesen gab es nichts außer den Briefen, die ich von daheim erhielt. Alle zwei Wochen durfte ich einen Brief schreiben und empfangen. Meine Anschrift lautete jetzt: Dachau 3 K / Block 31. Diesen Block gab es gar nicht im Lager, doch die Bezeichnung "Arrestbau" als Absender auf dem Briefumschlag hätte dem Adressaten ungewollt meinen jetzigen Aufenthalt verraten. Das aber war nicht im Sinne der Lagerleitung.

Beim Schreiben lag ich in Ermangelung von Tisch und Stuhl auf dem Fußboden. Den Briefftext hatte ich vorher bereits auswendig gelernt, so daß ich fünf Minuten nach Erhalt des Briefpapiers den fertig geschriebenen Brief abgeben konnte.

Um in dieser totalen Isolierung Körper und Geist nicht verkümmern zu lassen, trieb ich täglich Gymnastik und produzierte in Gedanken Gedichte und Aufsätze. Fünfzig Kniebeugen mehrmals am Tag hielten meinen Körper elastisch. Die einzige Abwechslung von außen - wenn auch von makaberer Art

- war der wöchentlich stattfindende Vollzug der Prügelstrafe, die direkt unter meinem Fenster vorgenommen wurde. Die Verlesung der Vollstreckungsbefehle, das klatschende Geräusch der Ochsenziemer auf den Körper des Delinquenten, sowie das Wehgeschrei der Gepeinigten, all' das mußte ich mit anhören.

Mitunter vernahm ich vom Hof her das Klirren von Ketten, vermischt mit einem durch Schmerzen verursachten Stöhnen und Wimmern. Dazu die rüde Stimme Bernhards. Ich vermutete, daß dort Häftlinge die Prozedur des "Pfahlhängens" durchstehen mußten. Man hing sie eine Stunde lang mit den Armen nach rückwärts an einen Pfahl. Die Kameraden auf dem Block berichteten mir von dieser Lagerstrafe.

Der Henker Bernhard

Von der anderen Seite, vom Flur her, wurde die Stille oftmals von dem Geschimpfe Bernhards unterbrochen. Meinen Zellennachbarn hatte er ganz besonders im Visir, denn ich hörte ihn häufig mit ihm schimpfen, seit einigen Tagen schon. Gesehen hatte ich meinen Nachbarn noch nie, weil es wegen meiner Isolierung nicht möglich war, andere Mithäftlinge zu Gesicht zu bekommen. Als Bernhard sich wieder einmal mit ihm beschäftigte, preßte ich das Ohr an den Türspalt meiner Zelle und verstand so jedes Wort, das er meinem Kameraden zurief: "Du Feigling lebst ja immer noch! Wie lange willst du denn doch warten? Ich habe dir doch gesagt, daß du dich aufhängen sollst. Was denkst du denn, weshalb ich dir den Strick gegeben habe? Wenn du morgen nicht am Haken hängst, dann besorge ich das. Dann aber würdest du wünschen, du hättest es selber getan!"

Ich war entsetzt über das, was ich soeben gehört hatte. Konnte denn dieser Mann von sich aus einen Mithäftling töten? Oder hatte er den Auftrag dazu?

Später erfuhr ich von den Kameraden, daß er im Auftrag der SS bestimmte Leute in ihren Zellen erhängen mußte. Dabei versuchte er vorher, sie zum Selbstmord zu treiben. Mich beschlich ein Gefühl der Angst. Ja, ich hatte wirklich Angst. Wenn nun auch ich dazu ausersehen war, auf diese Weise zu enden? Nein, nur nicht daran denken. Noch lebte ich ja. Doch diese schreckliche Ungewißheit begann mich zu zermürben. Wüßte ich doch nur, was man mit mir noch vorhatte. Am nächsten Morgen sehnte ich das Geräusch

des Essenkarrens herbei, denn ich hatte wieder drei Hungertage hinter mir und wartete mit Ungeduld auf die Brotration. Ich hörte schon den Wagen näher und näher kommen. Jetzt hielt er vor der Zelle meines Nachbarn. Die Luke klappte auf, und die Stimme Bernhards klang wie im Triumph: "Na, also, da hängt er ja. Warum nicht gleich so?"

Dann eine andere Stimme, nämlich die eines SS-Mannes: "Machen Sie weiter, Bernhard. Ich rufe den Arzt, damit er den Tod feststellt."

Und wieder einmal war der Form genüge getan. Ein Selbstmord, der ordnungsgemäß vom Arzt bestätigt wurde. Was wollte man mehr? Trotz meines soeben empfangenen Kommißbrotes war mir nicht danach zumute, auch nur einen Happen zu essen. Erst jetzt begann ich zu ahnen, was in diesem Bunker für schreckliche Dinge geschahen.

Verzweiflung und neue Kraft

Obwohl ich keinen Kalender besaß, wußte ich doch genau das Datum eines jeden Tages. Eigenartigerweise verlor man selbst in der strengsten Isolation den Ablauf der Zeiteinteilung nicht. Ich befand mich nun bereits 42 Tage, also genau sechs Wochen im Arrestbau. Gestiefelte Schritte hallten auf dem Steinfußboden des Korridors, näherten sich meiner Zelle und machten vor meiner Tür halt. Ein Schlüssel klirrte, die Tür wurde geöffnet und der diensthabende SS-Mann forderte mich auf: "Nehmen Sie Ihre Pantoffeln und kommen Sie mit!"

Ich mußte mich zwingen, einen Jubelschrei zu unterdrücken. Endlich, meine Zeit im Bunker war um. Ich würde meine Kameraden wiedersehen und nicht mehr allein sein. Ich zitterte vor Aufregung und folgte dem Oberscharführer. Der aber blieb plötzlich vor einer Zelle stehen, schloß sie auf und sagte nur: "Da rein!"

Eine Welt brach in mir zusammen. Man verlegte mich nur in eine andere Zelle. Also würde ich doch wohl eine sehr lange Zeit hier im Bunker bleiben müssen. Wozu sonst die Verlegung? Aber der Hunger würde meinen Leidensweg ohne Frage verkürzen, denn mein Körper glich bereits einem Gerippe. Hatte ich doch in den hinter mir liegenden sechs Wochen nur für elf

Tage Verpflegung erhalten. Ich fühlte längst, wie meine Kräfte schwanden. Gymnastik machte ich schon seit vielen Tagen nicht mehr.

Meine jetzige Zelle glich genau der vorigen. Mit Schrecken erblickte ich darin den riesigen Heizkörper.

Etwas im Tagesablauf hatte sich seit meinem Umzug verändert. Zu meiner Überraschung erhielt ich jetzt täglich meine Essenration. Die drei Karenztage gab es für mich nicht mehr. Nach ungefähr drei Wochen verspürte ich bereits eine merkliche Kräftigung meines Körpers, und ich begann wieder mit meinen Gymnastikübungen.

Hervorgerufen durch die völlige Abgeschlossenheit von der Außenwelt sowie durch das Fehlen jeglicher Kommunikation schwirrten wirre Gedanken in meinem Kopf herum. Hatte ich mir das nicht selber alles eingebrockt? Warum war ich nicht mitgelaufen mit den anderen? Hatte ich denn etwas erreicht durch mein Opponieren gegen das Regime? Es saß doch fester im Sattel denn je! Und den mit Sicherheit bevorstehenden Krieg würde ohnehin niemand verhindern können, auch ich nicht, wenn ich draußen wäre. Es war bitter einzusehen, daß alles vergebens war. -- War es das denn? Nein, ich mußte zuversichtlich und stark bleiben und durfte keine Verzagtheit in mir aufkommen lassen. Auch wenn Hitler und seine Kumpanei zur Zeit fest im Sattel saßen, würde die Zeit kommen, wo man sie hinwegfegen würde. Doch wer sollte das vollbringen? Nicht das deutsche Volk. Die Chance war vertan. Es gab nur einen Weg: Von außen durch einen Krieg. Es klingt paradox: Wir hatten in der Vergangenheit Hitler bekämpft, um zu verhindern, daß er die Welt in einen neuen Krieg stürzte, der noch verheerender sein würde als der vorige. Nun aber wünschten wir diesen Krieg herbei. Es gab keine andere Möglichkeit, die Tyrannei zu beenden. Dieser Krieg aber würde von Deutschland selbst ausgelöst werden. Alle Anzeichen sprachen dafür. Oder sollten etwa die Engländer in Gemeinschaft mit Frankreich die Absicht hegen, den Hitlerstaat mit Gewalt zu stürzen? Wohl kaum, denn sie hatten die Deutschen durch das mit ihnen abgeschlossene Flottenabkommen ja geradezu ermuntert, ihre Aufrüstung voranzutreiben. Oder Frankreich, das tatenlos zugesehen hatte, als die deutsche Reichswehr in das entmilitarisierte Rheinland einmarschierte? Es blieb noch die Sowjetunion, der ärgste Feind des Faschismus. Doch diese wiederum hatte trotz vertraglicher Bindungen keinen Finger gerührt, als Hitler die Tschechoslowakei überfiel und sich das Land aneignete. Nein, alle diese Staaten würden nichts tun, um diesen Unrechtstaat zu beseitigen. Mit dieser Erkenntnis

legte ich mich auf meine Pritsche zum Schlafen nieder, denn es war schon sehr spät. Ich verspürte keine Müdigkeit und wurde von meinen Gedanken hin- und hergerissen. Doch es hatte keinen Sinn, gedankliche Sandkastenspiele zu treiben. Die Zeit würde auf die Beseitigung der Hitlerdiktatur hinarbeiten, ganz gleich, auf welche Weise. Die Zeit? Wie lange sollte ich nur hier in meiner einsamen Zelle darauf warten? Ich dachte an die Worte des Lagerläufers: Einige sind schon mehrere Jahre da drin. Immer wieder drangen die Worte "lebenslang", "dauernd" und "ewig" an mein Ohr. Ich mußte an meine Verlobte daheim denken, die mir in jedem Brief auf's neue versicherte, daß sie auf mich warte. Wie lange sollte oder konnte sie es denn noch? Konnte ich das vor mir verantworten? Sollte auch ihr Leben durch meines zerstört werden? Nein, nein, es mußte etwas geschehen.

In dieser Nacht verließ mich erstmals der Wille zum Durchhalten, und ich spürte, wie meine Willenskraft nachließ. Ich sah keinen Sinn mehr darin, vielleicht noch jahrelang als ein "lebendig Begrabener" auf den Tod zu warten. Nein, dann lieber sofort ein Ende machen. Ich erhob mich von meiner Pritsche, tastete mich zu meiner als Kopfkissen dienenden Hose und knöpfte die Hosenträger ab. Alles weitere ging wie eingeübt. Der Haken am Fenster war stark genug, denn er war ja eigens für diesen Zweck angebracht worden. Wie oft mochte er schon benutzt worden sein?

Ganz langsam zog ich die Schlinge zusammen, und dann schwanden mir die Sinne. Es war ein angenehmes, wohliges Gefühl. Ganz anders, als ich es mir vorgestellt hatte. Dann spürte ich nichts mehr.

Ich erwachte aus meiner tiefen Bewußtlosigkeit und fühlte, daß ich am Boden lag. Es währte noch eine ganze Weile, bis ich begriff, wo ich mich befand, und was in dieser Nacht geschehen war. Warum lag ich hier und war nicht tot? Ich streifte die Schlinge von meinem Hals und stellte fest, daß der Hosenträger durch mein Gewicht gerissen war und sich die Schlinge dadurch wieder gelockert hatte. Wäre ich nicht Realist, hätte ich es als einen Wink des Schicksals gedeutet. Wie lange mochte ich ohne Bewußtsein gewesen sein? Nach der beginnenden Dämmerung zu urteilen, war es früh am Morgen. Also mußten seit meinem Griff an den Haken mehrere Stunden vergangen sein.

Ich lebte! Sollte das nicht doch ein gutes Omen sein? Die aufgerissene Naht eines simplen Hosenträgers hatte verhindert, daß ich mich feige aus dem Leben stahl. Ich faßte wieder Mut und verdrängte alle Vorwände, die mich zu diesem

Handeln veranlaßt hatten. Zum erstenmal seit meiner Inhaftierung hatte ich versagt, und darüber war ich sehr betrübt.

Ich schämte mich, meinen Gefühlen nachzugeben und dabei die Zukunft aus den Augen verloren zu haben. Was sind schon Jahre? Auch die würden verstreichen, und mit ein wenig Glück sollten sich vielleicht auch für mich irgendwann die Tore des Lagers öffnen. Wie war doch mein Leitwort? Durchhalten! Und so faßte ich den Entschluß, mich niemals wieder von Verzweiflung und Mutlosigkeit leiten zu lassen.

Tag um Tag verging, und ich hatte jetzt die elfte Woche hinter mir. Doch nichts ließ bisher darauf schließen, ob ich erst am Anfang oder bereits am Ende meiner Isolierung stand. Hatte der Lagerläufer mir aber nicht auch gesagt, daß ich schon in ein paar Monaten wieder auf dem Block sein könnte?

Ich hatte den festen Boden unter meinen Füßen wiedergewonnen! Mit diesem Optimismus sah ich den kommenden Tagen und Wochen entgegen. Nur so konnte ich verhindern, daß sich erneut Gefühle der Aussichtslosigkeit und Verzweiflung ausbreiten konnten. Ich dachte nun nicht mehr in Jahren, sondern in Wochen und Monaten. Das half mir, mich mit meiner gegebenen Lage abzufinden.

Ende der Isolation

Eine Woche nach der anderen verstrich, ohne daß sich für mich etwas geändert hatte. Vor sieben Wochen war ich in diese Zelle verlegt worden und hatte damals zum erstenmal volle Kost erhalten. Ich lag auf dem Fußboden und hing meinen Gedanken nach. Es war die einzige Beschäftigung, der man sich hingeben konnte. Plötzlich rasselte ein Schlüssel im Schloß der Zellentür. Ich sprang rasch auf die Beine und konnte mich just noch zur Meldung aufbauen. Ein Oberscharführer betrat die Zelle. Er inspizierte sie intensiv, als suche er etwas. Dann sprach er aus, was ich schon einmal, damals vor sieben Wochen, gehört hatte: "Nehmen Sie Ihre Pantoffeln und kommen Sie mit."

Also wieder mal eine Verlegung. Das schien alle paar Wochen vor sich zu gehen. Dann stiefelte er mit mir den Gang entlang in Richtung Wachlokal. Das konnte doch nicht wahr sein! Sollte ich jetzt? Ach nein, es war sicherlich ein

neuer Trick, der mich gleich wieder in die Tiefe stürzen würde. Mein Begleiter flüsterte mir noch zu: "Meldung machen!"

Ich betrat zögernd das Wachlokal, schnarrte dann aber vorschriftsmäßig meine Meldung herunter. Dabei konnte ich endlich einmal die Worte laut herausschreien, was ja in der Zelle nicht möglich gewesen war. Wie wohl das tat. Doch dann heftete sich mein Blick an ein Paar Schuhe, die im Zimmer auf dem Boden standen. Das waren doch meine Schuhe! Jetzt erst glaubte ich wirklich, daß heute mein letzter Tag in diesem scheußlichen Verlies gekommen war. Nach drei Monaten strengster Isolation.

"Ziehen Sie Ihre Schuhe an, und kommen Sie", befahl mir ein anderer SS-Mann, der mich dann durch das Tor des Arrestbaus zum Lagertor brachte. "Bleiben Sie hier stehen, bis der Rapportführer kommt."

Damit entfernte er sich. Da stand ich nun, genau wie vor drei Monaten. Doch was lag nicht alles dazwischen. Dreizehn Wochen lebendig begraben!

Die ungewohnte Helligkeit blendete meine Augen, denn in der Zelle hatte Halbdunkel geherrscht, so daß sich meine Augen erst einmal an den krassen Lichtwechsel gewöhnen mußten.

Der Rapportführer erschien, fragte nach Namen und Häftlingsnummer, da der Nummernstreifen auf meiner Montur noch fehlte. Sodann schaute er in eine Liste, die er in der Hand hielt und ging weiter. Wahrscheinlich hatte er sich überzeugt, ob auch der Richtige wieder ans Tageslicht gebracht worden war. Ordnung muß sein.

Kurz darauf kam der Lagerläufer, begrüßte mich und führte mich zu meinem Block. Der abendliche Zählappell war bereits vorüber, und die Kameraden waren alle auf der Stube anwesend. Natürlich gab es ein großes Hallo, als sie mich zur Stube hereinkommen sahen. Sie begrüßten mich freudig, und sofort brachte man mir etwas zu essen. In der Nacht darauf war mir übel zumute. Ich hatte wieder einmal zuviel in mich hineingestopft.

Mein Bett Nachbar, ein Österreicher, dem ich von meinen Erlebnissen im Bunker erzählte, hörte mir schweigend zu. Er stellte keine Fragen und schien auch nicht beeindruckt zu sein. Nach einer Weile sagte er nur: "Ich kenne das. Ich war zwei Jahre da drinnen."

Einfluß der Funktionshäftlinge

Am nächsten Morgen, nach dem Zählappell, als der Ruf "Arbeitskommandos formiert!" über den Appellplatz hallte, wußte ich nicht, zu welchem Stellplatz ich mich begeben mußte, da mein früheres Arbeitskommando wegen Fertigstellung der Arbeit inzwischen aufgelöst worden war. Durch mein unschlüssiges Herumstehen fiel ich natürlich auf, so daß der Arbeitseinsatzführer, SS-Hauptscharführer Remmele, auf mich zuging und mein von der langen Zellenhaft bleich gewordenes Gesicht betrachtete. Er rief einem in der Nähe stehenden Häftling vom Arbeitseinsatz zu: "Da steht ein Neuzugang. Ab zur Kiesgrube! Der soll arbeiten lernen."

Das Kommando "Kiesgrube" war berüchtigt wegen seines brutalen Capos Stürzer, der seine Mithäftlinge mit dem Knüppel zur Arbeit antrieb. Manch einer blieb dabei auf der Strecke und wurde beim Einmarsch nach Feierabend verletzt oder gar tot ins Lager getragen. Dieses Schicksal hatte beispielsweise die beiden jüdischen Häftlinge getroffen, die am 10. Mai mit mir eingeliefert worden waren. Ein Kamerad des gleichen Transports hat mir davon berichtet.

Der Capo Stürzer war eine Bestie und eifrig bestrebt, einige SS-Schläger an Grausamkeit noch zu übertreffen. In sein Arbeitskommando wurden daher vornehmlich Neuzugänge gesteckt, mit dem Ziel, diese bereits zu Beginn ihrer KZ-Haft fertigzumachen.

Der Häftling vom Arbeitseinsatz sah wohl mein erschrockenes Gesicht und erkundigte sich nach meinem Haftgrund. Ich gab ihm die entsprechende Auskunft und stellte dann klar, daß ich kein Neuzugang sei, sondern durch eine Verfügung der Heimat-Gestapo drei Monate im Bunker war. Daher stammte meine blasse Gesichtsfarbe. Außerdem sei ich schon seit mehr als zwei Jahren in Haft. "Komm", sagte er, "ich bringe dich zu einem anderen Kommando. Die Kiesgrube wirst du in deinem Zustand nicht überstehen."

Ich stellte erstaunt fest, welches Maß an Einflußnahme den Häftlingen der inneren Lagerverwaltung zur Verfügung stand. Sie konnten quasi gewollt oder oder ungewollt über Leben und Tod ihrer Kameraden entscheiden.

So marschierte ich mit einem großen Arbeitskommando hinaus zu einer Plantage, die sich in unmittelbarer Nähe des Lagers befand. Auf einem weiten Feld wurden dort die verschiedensten Pflanzen, in der Hauptsache jedoch

Heilkräuter, angebaut. Diese Plantage war das Steckenpferd und Paradestück des Reichsführers der SS, Heinrich Himmler, der von seinen eigenen Leuten der "Reichsheini" genannt wurde. Der Obercapo der Plantage, Christel Knoll, wies mich einer kleinen Baukolonne zu. Ich schaute auf den roten Winkel dieses Mannes, dann auf seine rechte Hand, die einen handfesten Knüppel umspannte. Wie vertrug sich das? Der rote Winkel wies ihn als Politischen aus und der Knüppel in seiner Hand? Ich konnte mir keinen Reim darauf machen.

Auf der Baustelle bestand meine Arbeit darin, frischen Mörtel in einem Kübel auf meiner Schulter in den höher gelegenen Stock eines zu errichtenden Neubaus zu schaffen, wobei ich eine steile Leiter emporsteigen mußte. Eine Hand am Kübelgriff, die andere an der Leitersprosse. Nicht lange, da spürte ich, daß ich diese Arbeit nicht durchhalten würde, weil mein Körper noch zu sehr geschwächt war. Doch an den Obercapo wagte ich mich nicht zu wenden, ich dachte an den Knüppel in seiner Hand. Also blieb mir nichts anderes übrig, als zu versuchen, durchzuhalten.

Da begegnete ich einem Häftling, der einen schwarzen Winkel trug, also kein Politischer war, sondern ein als "asozial" eingelieferter Häftling. Ich kannte ihn, da er mit mir im selben Transport ins Lager gekommen war. Unterwegs hatte ich ihn als einen prächtigen Kumpel kennengelernt. Nun arbeitete er mit mir im gleichen Kommando. Er erkannte mich ebenfalls und fragte mich erstaunt: "Wie kommt es, daß dein Gesicht so blaß aussieht? Du bist doch schon über drei Monate im Lager, genau wie ich. Schau mich einmal an!"

Ja wirklich, er hatte eine gesunde braune Gesichtsfarbe. Ich erklärte ihm, was mir während dieser Zeit widerfahren war. Er darauf: "Weißt du auch, warum du zu dieser schweren Arbeit eingeteilt bist? Der Capo unserer Kolonne hält dich wegen deiner blassen Gesichtsfarbe für einen Neuzugang. Und der Kommandoführer will, daß Neuzugänge ganz besonders herangenommen werden. Ich werde mit dem Capo sprechen und ihn informieren."

So handelte ein Kamerad, bei dem die Farbe seines oder meines Winkels keine Rolle spielte. Solidarität kannte keine Abgrenzung in Häftlingskategorien, was zählte, war der Charakter.

Wenige Minuten später war der Capo bei mir und entband mich von der Arbeit mit den Worten: "Warum hast du mir nichts davon gesagt, daß du aus dem Arrest kommst. Ich hätte dir doch eine andere Arbeit gegeben. Fortan wirst du mit leichten Aufräumungsarbeiten auf der Baustelle beschäftigt."

Ich war gerettet. Erneut stellte ich fest, welchen Einfluß ein Funktionshäftling auf das Wohl und Wehe eines ihm untergebenen Kameraden besaß. Er hatte es in der Hand, einem Häftling durch brutale Behandlung sein ohnehin schweres Leben zur Hölle zu machen und sich damit das Wohlwollen der SS zu sichern. Das war der leichteste Weg, ein relativ sorgloses Leben zu führen. Er konnte aber auch durch geschicktes Lavieren zwischen SS und Häftlingen versuchen, das Leben seiner Ergebenen bis zu einem bestimmten Maß erträglicher zu machen. Dann jedoch begab er sich auf eine gefährvolle Gratwanderung, denn hatte er durch sein Handeln das Mißtrauen seines Block- oder Kommandoführers oder gar der Lagerleitung geweckt, konnte es schlimme Folgen für ihn haben. Mir waren mehrere Fälle bekannt, wo ein Funktionshäftling wegen eines solchen Verhaltens auf eine Transportliste gesetzt und in ein anderes Lager abgeschoben wurde. Das bedeutete in den meisten Fällen die Vernichtung, weil den Transportpapieren ein entsprechender Vermerk beigelegt wurde.

Im Konzentrationslager Dachau bestand das Häftlingspersonal überwiegend aus Politischen. Die moralische Einstellung dieser Leute gab fast ausnahmslos die Gewähr dafür, daß Capos, Block- und Stubenälteste sich in erster Linie für ihre untergebenen Häftlinge verpflichtet fühlten, soweit sie die Möglichkeit dazu besaßen. Diese waren zwar sehr begrenzt, doch sie waren vorhanden und konnten in bestimmten Fällen geschickt genutzt werden.

Leider gab es unter den Funktionshäftlingen auch Ausnahmen, die einen anderen, bequemeren Weg beschritten. Zu diesen gehörte der knüppelschwingende Obercapo meines Arbeitskommandos, Christel Knoll. Er genoß bei den SS-Leuten wegen seiner brutalen Antreiberei ein gewisses Wohlwollen, weil er ihnen als willfähiges Werkzeug diente. Nach dem Krieg ist er mit ihnen am gleichen Galgen gehängt worden. Im Dachauer Prozeß 1946 wurde er von einem amerikanischen Militärgericht wegen mehrerer Morde zum Tode verurteilt. Mit ihm ging diesen Weg noch ein anderer ehemaliger Häftling, Fritz Becher, der als Blockältester des Pfarrerblocks die ihm anvertrauten Pfarrer mißhandelt und mindestens einen von ihnen getötet hatte. Dieser Mann war vor seiner Inhaftierung SA-Sturmführer. Doch beide, Knoll und Becher, trugen den roten Winkel. Konnte man sie aber als politische Häftlinge bezeichnen? Wohl kaum.

Kriegsausbruch

Allmählich hatte ich mich von den hinter mir liegenden düsteren Tagen und Wochen erholt und mich auf meiner neuen Arbeitsstelle eingelebt. Auf dem Block gab es in diesen Tagen erregte Diskussionen. Hitler und Stalin hatten einen Nichtangriffs- und Freundschaftspakt abgeschlossen. Das schlug bei uns Politischen wie eine Bombe ein! Ich stand mit einigen befreundeten Kameraden in der Blockgasse, da rief Capo Knoll zu uns herüber: "Jetzt fehlt nur noch, daß die Russen dem Antikomintern-Pakt beitreten, ha, ha, ha!"

Wir wußten noch nicht so recht, was wir von all dem halten sollten. Die Meinungen gingen weit auseinander. Bis spät in die Nacht hinein wurde über die neu entstandene politische Lage diskutiert. Gegen einen Nichtangriffspakt war ja nichts einzuwenden, meinten einige. Doch ein Freundschaftspakt zwischen Faschisten und Kommunisten? Ich konnte nicht umhin, mir unvermittelt das Bild eines Freundschaftsbundes zwischen uns und unseren SS-Bewachern vorzustellen. Es wäre wie ein Bruderkuß zwischen mir und Gestapo-Brennecke. Unmöglich!

Am nächsten Morgen stiegen wir halb ausgeschlafen von unseren Strohsäcken herunter. Ein Kamerad von mir meinte: "Jetzt müßten sie uns ja eigentlich freilassen."

Eigentlich ja, doch sie würden es nicht tun, denn dieser Pakt diene ganz anderen Zwecken. Hitler und seine Generäle wollten sich den Rücken freihalten für ihre Kriegspläne. So jedenfalls sahen wir das, weil wir längst gespürt hatten, daß der Ausbruch eines Krieges nicht mehr weit entfernt war. Alles deutete darauf hin.

Am 1. September 1939 stand das gesamte Lager blockweise auf dem Appellplatz angetreten, um, wie es hieß, eine Rede Hitlers vor dem Reichstag anzuhören. Das gab es bisher noch nie. Etwas Besonderes mußte geschehen sein. Das war es auch: Die deutsche Wehrmacht war in Polen einmarschiert. Aus dem Lautsprecher dröhnte die Stimme Hitlers. Der Zweite Weltkrieg hatte begonnen.

Schlagartig begann mit dem Ausbruch des Krieges eine merkliche Veränderung in unserem Lagerleben. Das Mittagessen, das bisher immer noch recht abwechslungsreich gewesen war und als relativ gut bezeichnet werden konnte,

bestand jetzt nur noch aus einer dünnen Weißkohlsuppe. An jedem Tag, mit Ausnahme des Sonntags, dann gab es Nudeln mit ein paar Fleischbrocken. Auch in der Kantine gab es nichts mehr zu kaufen. Seit dem 1. September war alles anders. Das deutete auf längst vorbereitete Pläne hin, die eiligst aus der Schublade geholt wurden. In den Werkstätten des Lagers wurden Verdunklungsrahmen für die Barackenfenster angefertigt und an die Blöcke ausgegeben.

Eine rasch zusammengestellte Transportkolonne, zu der man auch mich einteilte, war damit beschäftigt, im SS-Kommandanturbereich, außerhalb des Schutzhaftlagers, Feldbetten und Spinde in einer großen Halle aufzustellen. Hier wurden einberufene Reservisten der Heimat-SS untergebracht, bevor sie in Polen zum Einsatz kamen.

Transport nach Flossenbürg

Gerüchte schwirrten im Lager umher. Das KZ Dachau sollte geräumt werden! War etwas Wahres daran? Was hatte man mit uns vor? Schlimmste Befürchtungen wurden laut.

Das Gerücht von der Räumung bewahrheitete sich. Am 27. September 1939 wurde die gesamte Belegschaft des Lagers in vier Gruppen eingeteilt. Jene Gruppe, zu der mein Block gehörte, wurde zum Transport in das KZ Flossenbürg bereitgestellt. Die zweite Gruppe umfaßte die Häftlinge der Isolierblöcke (Strafkompanie). Sie sollte nach Mauthausen, einem Konzentrationslager in Österreich, in Marsch gesetzt werden. Dann war da noch die Bunkerbelegschaft, die nach Buchenwald überstellt wurde. Der Bunkerfaktor Bernhard ging mit uns nach Flossenbürg. Ein Rest von etwa 200 Häftlingen, vornehmlich Pfarrer, blieb in Dachau zur Pflege und Unterhaltung von Himmlers Steckenpferd, der Plantage. Einige blieben hier, um den technischen Lagerbetrieb aufrecht zu erhalten. Wir erfuhren jetzt auch den Grund der Räumung: Im Lager wurden SS-Reservisten zur Ausbildung für ihren Einsatz in Polen untergebracht. Es hieß, daß wir in etwa acht Wochen nach Dachau zurückkehren würden. Doch daran glaubte niemand so recht.

Wir waren etwa tausend Häftlinge, die zum Lagertor hinausmarschierten und auf dem Dachauer Bahnhof in bereitstehende Güterwaggons verladen wurden. "40 Mannschaften oder 10 Pferde" las ich auf der Innenwand des Waggons.

Aber diese Information galt nicht uns, sondern die Güterwagen waren bereits auf den Transport von Frontgruppen umgerüstet.

In jedem Waggon saß ein Blockführer mit dem Gewehr zwischen den Knien vor der geöffneten Schiebetür. Wir hätten ihn mühelos hinausstoßen können, doch was sollte es? Es hätte uns nichts genützt, da wir erstens nicht aus dem fahrenden Zug springen konnten und zweitens auch gar nicht weit gekommen wären. Alle Grenzen waren dicht und zudem schwer bewacht. So fuhren wir stundenlang durch die Nacht, bis der Zug sein Ziel erreicht hatte: Flossenbürg in der Oberpfalz.

Beim Verlassen des Waggons wurden wir von allen Seiten mit starken Scheinwerfern angestrahlt. Ein gespenstisches Bild: Blauweiß gestreifte Gestalten im gleißenden Scheinwerferlicht waren bemüht, zwischen überall herumliegenden großen Granitblöcken ihren Sammelplatz zu erreichen.

Auf dem Appellplatz wurden wir in vier Blöcke eingeteilt. Der Lagerälteste mit der Häftlingsnummer 1 empfing uns mit einer wüsten Schimpfkanonade: "Ihr roten Hunde! Ihr Reichstagsbrandstifter! Auf euch haben wir hier schon gewartet. Hier wird nicht gefaulenzt, wie in Dachau, hier wird hart gearbeitet, und das bringen wir euch bei!"

Der das zu uns sagte, hatte wahrscheinlich noch nie in seinem Leben durch ehrliche Arbeit sein Brot verdient. Er war, wie wir später erfuhren, ein Berufsverbrecher mit zahlreichen Vorstrafen, der zuletzt in Stuttgart als Zuhälter "hart gearbeitet" hatte. Nachdem er uns seinen Haß gegen politische Häftlinge so überzeugend vorgetragen hatte, stetzte er mit seinen breit geschwungenen, von irgendeinem SS-Führer abgelegten Breecheshosen und SS-Stiefeln von hinten.

"Stillgestanden, Mützen auf!"

Ein Scheinwerfer flammte auf, und hoch zu Roß erschien im Lichterglanz der Lagerkommandant, SS-Sturmbannführer Weisenborn, um uns nun ebenfalls mit "Empfangsgrüßen" zu beglücken. Ich verstand nur einige Wortfetzen: "Sehr gesunde Höhenluft... zur Abwechslung ein wenig Arbeit... Schliff beibringen..."

Nach Beendigung der Empfangszeremonie wendete er sein Pferd und verschwand aus dem Lichterkegel, der kurz darauf erlosch. Wir marschierten nun zu unserem Block. Dort fühlte sich der Arbeitsdienstführer ebenfalls berufen,

uns weitere Belehrungen zu erteilen, die zum Schluß mit den Worten ausklangen: "Wer sich hier nicht hundertprozentig fügt, der wird systematisch zugrunde gerichtet. Wir haben eine fabelhafte Einrichtung dafür. Die Tretmühle. Ihr werdet sie schon noch kennenlernen."

Das war deutlich. Nach soviel Belehrungen und Ermahnungen durften wir endlich wegtreten und uns in der Blockstube einrichten.

Der Blockälteste trug, wie der Lagerälteste auch, einen grünen Winkel, das Zeichen für einen kriminellen Häftling. Jeder von uns bekam von ihm einen Schlafplatz zugewiesen und hüllte sich, müde von der langen Fahrt, in seine Decke ein.

Frühmorgens wurden wir von einem Geräusch geweckt, das durch Schlagen eines Hammers gegen eine Eisenbahnschiene erzeugt wurde. Wie unmodern! Dachau war da fortschrittlicher. Da wurde elektrisch geweckt, mittels einer Sirene.

Das KZ Flossenbürg

Hoch oben, zwischen rauhen Hügelkuppen des Böhmerwaldes eingezwängt, lag das Konzentrationslager Flossenbürg, 900 Meter über dem Meeresspiegel. Fernab jeglicher Zivilisation hatte man an dieser Stelle ein Lager errichtet, in dem ausschließlich Kriminelle gefangen gehalten wurden. So ergab es sich von selbst, daß auch die Funktionshäftlinge wie Blockälteste, Capos und an ihrer Spitze der Lagerälteste kriminelle Häftlinge waren. Dabei möchte ich ausdrücklich betonen, daß es auch unter diesen Männern gute Kameraden gab, an denen sich manch einer mit einem roten Winkel ein Beispiel nehmen konnte. Die Farbe eines Winkels sagte in den meisten Fällen nichts über den Charakter seines Trägers aus.

Das Lager hatte die Form eines Kessels. Den Boden dieses Kessels bildete der Appellplatz, von Schweiß und Blut der Häftlinge getränkt, die diesen Platz nur im Laufschrift überqueren durften. An den Wänden des Kessels klebten die einzelnen Wohnblöcke. Den Platz dafür hatte man in den Felsen gesprengt.

Jeden Morgen nach dem Zählappell marschierten der größte Teil der Lagerinsassen kolonnenweise zum nahegelegenen Steinbruch. Dort erwartete sie

harte, unmenschliche Arbeit, die von Prügel und Schikanen begleitet war. SS-Männer und Capos wetteiferten dabei, sich gegenseitig zu übertreffen. Alles hier war aus Stein. Nicht umsonst nannte man diese Landschaft die "Steinpfalz". Steine, wohin man auch sah. Granit, grau und hart, so wie das Leben im Lager, das den Beinamen "die Hölle" trug. Denn wenn es eine Stätte gab, auf die diese Bezeichnung zutraf, dann war es hier. Nur das Gehirn eines Teufels konnte derartige Methoden ersinnen, wie sie hier praktiziert wurden, um jene namen- und rechtlosen, aus der sogenannten "Volksgemeinschaft" ausgestoßenen Geschöpfe langsam zu Tode zu quälen. Wie sagte doch SS-Oberscharführer Schirner bei unserem Empfang? Wer sich nicht fügt, wird systematisch zugrunde gerichtet.

Was hieß das aber: "Wer sich nicht fügt"? Wenn ein Häftling eine Strafmeldung bekam, dann hatte er sich eben nicht gefügt. Und weswegen erhielt er eine Strafmeldung? Wenn er sich zum Beispiel während der Arbeitszeit anders als im Laufschrift fortbewegte, weil dieses die vorgeschriebene Gangart im Lagerbereich war. Oder wer brachte es schon fertig, sein Bett in der morgendlichen Eile so glatt und eben herzurichten, daß es der kontrollierende Blockführer nicht zu beanstanden hatte? Für solche und noch viel kleinere Dinge wurde der Häftling zur Bestrafung gemeldet. Die Strafe bestand dann aus vier bis acht Sonntagen Strafarbeit, Kostenzug oder 15 bis 25 Stockhieben. Hatte der Betreffende jedoch bereits mehrere Lagerstrafen erhalten, so drohte ihm in der Regel die Tretmühle.

Ein besonders fleißiger Produzent von Strafmeldungen war ein SS-Mann, der mit stets gleichem Gesichtsausdruck durch das Lager ging. Ich habe "Maskengesicht", wie ich ihn im stillen nannte, niemals lachen gesehen. Niemand hatte ihn je schimpfen gehört; überhaupt, er sprach fast kein Wort. Dieser Mann, der so harmlos aussah, war in Wirklichkeit ein Teufel. Man hörte ihn niemals kommen, er tauchte plötzlich irgendwo auf. Erschien er auf einer Stube im Block, um Spinde und Bettenbau zu kontrollieren, so ging diese Inspektion lautlos vor sich. Kein Schimpfen, kein wüstes Geschrei, wie wir es von seinen Kameraden gewohnt waren, ließ erkennen, daß er einen Grund zur Beanstandung gefunden hatte. Doch sein Bleistift glitt unermüdlich über die Seiten seines Notizbuches, in dem sich Meldung an Meldung aneinanderreiheten. Schweigsam und mit steinernem Gesicht verließ er nach getaner Arbeit den Block, auf der Jagd nach neuen Opfern.

Im Steinbruch war es ein großes Wagnis, den Abort zu benutzen, wenn "Maskengesicht" dort Dienst als Kommandoführer hatte. Das "Gästebuch", in das jeder Abortbesucher mit Angabe der Uhrzeit eingetragen wurde, versorgte ihn stets reichlich mit Anwärtern für Strafmeldungen. Dieses Buch war nämlich eine der zahlreichen Lagererfindungen, die dem Zweck dienten, ein entsprechend hohes Kontingent von Anwärtern für Strafarbeit, Arrest und Prügelstrafe zu ermitteln.

Hatte nun jemand das Bedürfnis, das bewußte Örtchen aufzusuchen, so wurde Name und Nummer des Betreffenden in dieses Buch eingetragen. Dahinter die gebrauchte Zeit einer "Sitzung" in Minuten, die der "Buchhalter", ein für diesen Zweck abgestellter Häftling, von einem alten Wecker ablas.

"Maskengesichts" Spezialität war es nun, kurz vor Arbeitsschluß dem bewußten Lokal einen Besuch abzustatten und sich das Gästebuch zeigen zu lassen. Sein nimmermüder Bleistift kopierte fein säuberlich eine Anzahl Namen, hinter denen seiner Ansicht nach eine zu hohe Minutenzahl stand, in sein Notizbuch. Wenn dann einige Tage später 10 oder auch 20 Häftlinge zur Strafarbeit abkommandiert oder gar zur Prügelstrafe aufgerufen wurden, dann ahnten die wenigsten von ihnen, wer der Verfasser ihrer Strafmeldung war.

In Flossenbürg gab es keine Strafvernehmung wie in Dachau. Eines Abends wurde mein Freund Franz Biller³⁰ nebst anderen zum Empfang von 25 Stockhieben aufgerufen, ohne daß er erfahren hatte, wofür und von wem die Strafmeldung stammte. Mit großer Wahrscheinlichkeit von "Maskengesicht".

Der Vollzug der Prügelstrafe wurde in Flossenbürg auf dem Appellplatz, vor der gesamten Lagerbelegschaft durchgeführt. Zwei Mann trugen einen Tisch herbei, über den sich der Delinquent legen mußte. Der Lagerführer, SS-Hauptsturmführer Aumeier, rief: "Fischer! Ein Lied!"

Fischer war ein Häftling, der das abendliche Singen nach dem Zählappell dirigieren mußte. Er bestieg ein Podest, damit ihn alle sehen konnten. "Frohe Sänger!", rief er uns zu und hob den Taktstock. Gleichzeitig mit dem Einsetzen unseres Gesanges schlug ein Blockführer mit dem Rohrstock auf das ihm entgegengestreckte Gesäß des Delinquenten. Etwaiges Schreien oder

30 Franz Biller, geb 25.11.1910 in München. KPD, 1936 - 1939 Zuchthaus, 1939 - 1945 KZ Dachau und Flossenbürg. gest 14.3.1986 in Wilhelmshaven.

Wimmern des Geprügelten ging unter im Gesang aus mehreren tausend Männerkehlen:

*"Willkommen, frohe Sänger,
seid gegrüßt viel tausend Mal!
Den heut'gen Tag zu ehren,
lat uns singen, daß es laut erschallt!"*

Ich wußte von meinem Freund Franz, daß er ganz gewiß nicht fröhlich war, als er über den Tisch gezogen wurde und seine 25 erhielt. Mitgesungen hat er auch nicht.

Während meiner Arbeit im Steinbruch habe ich auch die berüchtigte Tretmühle einmal gesehen. In einem sumpfigen Gelände am Rande des Steinbruchs mußte der für die Bestrafung vorgesehene Häftling ununterbrochen im Kreis gehen, auf seiner Schulter einen schweren Stein schleppend. Die SS-Leute, mit Knüppeln bewaffnet, trieben ihn an. Diese Tortour mußte der Gefangene drei Tage, von morgens bis abends aushalten. Man sollte es nicht glauben, doch es hat wirklich ein paar Maner gegeben, die diese drei Tage lebend überstanden. Kerle mit zähen, eisernen Naturen, wie sie nur ein langjähriger Konzentrationar besitzen konnte. Der überwiegend größte Teil jedoch hielt das nicht aus. Das Ende kam meistens so: Der Häftling war schon nach wenigen Minuten so erschöpft, daß ihn seine Beine nicht mehr tragen wollten. Der zähe Schlamm tat ein briges. Zu alledem drückte der schwere Stein. Doch ein Zusammenbrechen bedeutete doppelte Qual, denn sofort erfolgte ein Trommelfeuer von Schlägen, ein noch größerer Stein wurde ihm aufgeladen, und die Szene begann von neuem. Wahnsinnige Verzweiflung trieb dann den Unglücklichen soweit, den einzigen Weg aus dieser Qual zu wählen, den fast alle seine Vorgänger gegangen waren. In nächster Nähe befand sich der Stacheldrahtzaun, von einem Wachturm überragt. Der Posten auf dem Turm wartete bereits mit schufertiger Maschinenpistole, denn er kannte den Ausgang des Dramas. Und so endete es fast immer: Mit einem Ruck flog der Stein von der Schulter, ein paar schleppende Schritte zum Zaun und schon knatterte es vom Turm herunter. "Wer sich nicht fügt, wird systematisch zugrunde gerichtet!"

Irgendwo in Deutschland weinte vielleicht eine Mutter oder Ehefrau um ihren geliebten Sohn oder Mann. In den Händen hielt sie ein Papier: "...wurde bei

einem Fluchtversuch erschossen!" stand darauf. Ein Schicksal von Tausenden. Das war die Tretmühle von Flossenbürg.

Ein Finger für mein Leben

Auf einem Abraumbügel, von uns Häftlingen "Ölberg" genannt, war das Arbeitskommando "Planierung II", dem ich seit einigen Wochen zugeteilt war, damit beschäftigt, losgesprengte Felsbrocken mittels eines Stahlseils von der Höhe herunterzuziehen.

"Hau ... ruck - hau ... ruck!", ertönte in regelmäßigen Abständen die Stimme des Capos. "Hau ... ruck!"

Doch der Fels war schwer und rührte sich nicht von der Stelle. Die schwachen Arme der Häftlinge gaben keine Kraft mehr her. Wir waren alle erschöpft und ausgemergelt. Es war der 22. Dezember 1939, zwei Tage vor Heiligabend. Fast drei Monate waren wir bereits hier im Lager Flossenbürg. Doch wie hatte sich in der Zwischenzeit jeder von uns verändert! Ich wog nur noch 42 Kilo. Ein halber Liter Suppe, dazu ein paar halbfaule Pellkartoffeln, sowie 300 Gramm Brot war unsere Nahrung für den ganzen Tag. Dazu die schwere Arbeit. Und alles im Laufschrift! Wer sollte das aushalten? Ich hegte die Befürchtung, daß man uns vernichten wollte. Wir wurden als Ballast des Krieges empfunden.

"Hau ... ruck!"

Unbeweglich verharrte der Stein. Er war stärker als wir, obwohl wir die ganze noch in uns steckende Kraft aufboten. Nein, es ging einfach nicht mehr. Wenn doch nur das wahnsinnige Hungergefühl nachließ. Dazu die schneidende Kälte. "32 Grad haben sie heute morgen gemessen," meinte einer. Unsere Handschuhe waren längst zerfetzt vom rostigen Seil, und die Stahlsplitter zerrissen uns die Handballen.

Zwei Augenpaare starrten plötzlich über den Rand der Böschung. Bös' funkelnde Augen, die nichts Gutes verhiessen. Der Lagerführer, SS-Hauptsturmführer Aumeier und Oberscharführer Schirner inspizierten die Arbeitskommandos. Lähmendes Entsetzen packte uns. Was würde jetzt geschehen? Doch wir blieben nicht lange im unklaren darüber. Schon legte das Gewitter

los: "Ihr faulen Hunde, euch werden wir einmal beibringen, wie gearbeitet wird!" Der Oberscharführer schrie es, wobei seine Froschaugen fast aus den Höhlen quollen. "Das gesamte Kommando sofort strafweise zum Steintragen," entschied Aumeier mit schneidender Stimme. Sämtliche Blockführer sowie alle verfügbaren Capos wurden zum Antreiben herbeigerufen. Nun ging die Hölle los. Unter wüstem Geschrei und Schlägen der Antreiber mußten wir auf unseren Schultern schwere Steine den Berg herunterschleppen. Der Weg leer hinauf mußte im Laufschrift zurückgelegt werden. War nach Ansicht irgendeines Blockführers der aufgeladene Stein nicht groß genug, so mußte der Betreffende denselben ablegen und bekam dafür einen derartig schweren Stein aufgebürdet, daß er meist nach wenigen Schritten schon zusammenbrach und von dem Stein zerschmettert wurde. Das hat sich mehrmals vor meinen Augen zugetragen. Diese Tortour wurde die "Schildkröte" genannt und ging folgendermaßen vor sich: Der Häftling mußte den Oberkörper beugen, beide Hände auf die Schenkel oberhalb der Knie gestützt. In dieser Stellung setzten ihm zwei Mann einen besonders schweren Steinbrocken auf den Rücken. Es war natürlich unmöglich, bei unserer damaligen körperlichen Verfassung diese Marter längere Zeit durchzuhalten. Die Knie knickten nach wenigen Schritten ein, und nur sehr wenige hatten das Glück, von dem schweren Stein nicht zerschmettert zu werden oder zumindest einige Knochenbrüche davonzutragen. Die Schildkröte hatte oftmals den Tod zur Folge.

Soeben trug man wieder einen Kameraden an mir vorbei, dem der Stein das Bein zerschmettert hatte. Er wurde ins Krankenrevier geschafft. Ich nahm die gesamte noch in mir steckende Kraft zusammen, um nicht schlapp zu machen. Eine Frostwunde an meinem linken Fuß verursachte mir große Schmerzen. Bei jedem Schritt, den ich ging, rieb sich der Schuh an der wunden Stelle und verdoppelte so die Qual. Wie sollte ich das drei Tage lang aushalten?

Drei Tage von morgens bis abends bergauf und bergab! Doch ich mußte durchhalten, oder ich ging den Weg so vieler meiner Kameraden. Nein, nur das nicht! Die Zähne zusammengebissen, und es ging wieder. Doch jetzt brach die Wunde auf, und ich fühlte warm und klebrig das Blut in meinem Schuh.

"Willst du wohl schneller laufen, du Sauhund!" Ein Hieb mit dem Knüppel über den Rücken erinnerte mich daran, wo ich war. Ich geriet ins Stolpern, raffte mich jedoch sofort wieder auf, und keuchend erreichte ich die Stelle, an der ich mich mit neuer, steinerner Last versehen mußte. So ging es immerfort. Hinauf und hinunter. Immer wieder, ohne Aufenthalt.

Ich fühlte jetzt, meine Kräfte gingen zuende. Was tun? Sollte ich wirklich in dieser elenden Hölle zugrunde gehen? Könnte ich doch wenigstens meinen linken Schuh ausziehen und wegwerfen! Aber nein, in wenigen Minuten wäre der Fuß erfroren, denn die Kälte war zu stark. Erfrieren? Warum sollte man keinen erfrorenen Fuß haben? Es lagen so viele im Lazarett mit Frostamputationen. Sie hatten ein warmes Bett und Ruhe. Konnte man da nicht ...?

Meine Gedanken begannen sich zu verwirren. Mich ließ das Bild nicht los, wie vorhin der Mann mit dem zerschmetterten Bein ins Revier getragen wurde. Auch er hatte nun ein warmes Bett. Meine Gedanken kreisten nur noch um diesen einen Punkt.

So stand ich wieder oben am Steinhaufen, erschöpft und gewaltsam meine Schmerzen unterdrückend. Mein Entschluß war gefaßt. Mochte es ausgehen, wie es wollte. Vorsichtig spähte ich nach allen Seiten. Doch ich bemerkte niemand, der mich beobachten konnte. Dann die Zähne fest aufeinander, ein kurzes, aber kräftiges Aufschlagen des Steines, und die Kuppe meines linken Ringfingers hing als blutiger Stumpfen nur noch an einem Hautfetzen. Dabei stellte ich mit Erstauen fest, daß ich gar keinen Schmerz in der Wunde verspürte. Ich lief zum nächsten Capo und zeigte ihm die Verletzung. Der besah sich den Finger, machte dann einen in der Nähe stehenden SS-Mann darauf aufmerksam. Damit nahm die Geschichte einen nicht gerade angenehmen Verlauf für mich. So wenigstens hatte ich mir die Sache nicht vorgestellt. "Faulpelz! Drückeberger!", und eine ganze Flut ähnlicher Schimpfworte ergoß sich über mich. Fausthiebe warfen mich zu Boden, und es hagelte Schläge mit dem Pickelstiel. Ein paar Fußtritte noch, dann ließ mich der Unmensch liegen und ging fort. Mühselig erhob ich mich, zerschlagen im wahrsten Sinne des Wortes. Ich betrachtete meinen Finger. Blut, Schmutz und breiiger Schnee bezeichneten die verwundete Stelle. Mechanisch einen Fuß vor den anderen setzend, keinen Ausweg aus meiner Lage erkennend, näherte ich mich wieder dem Steinhaufen. Ich war verzweifelt, weil mein Plan daneben gegangen war. Was nun?

"Warum machst du nicht Laufschrift?", hielt mich unterwegs ein Capo an. Ich antwortete nichts, mir war alles gleichgültig geworden. Nur meine linke Hand zeigte ich ihm. Doch ich hatte Glück. Dieser Capo war einer von jenen, welche noch nicht vergessen hatten, daß auch sie nur Häftlinge und trotz ihrer Funktion Kameraden geblieben waren. Er faßte mich ohne viele Worte unter

den Arm und brachte mich in die Verbandsstube des Krankenreviers. Kurz darauf erschien der Lagerarzt und besah sich die Wunde. Dann meinte er: "Den Finger können wir vielleicht noch retten. Ich werde versuchen, ihn wieder anzunähen."

Der neben ihm stehende Pfleger, ein Häftling, machte ein bedenkliches Gesicht. Er schien vom Gelingen des Vorhabens nicht ganz überzeugt zu sein.

Kaum hatte der Arzt mit den Vorbereitungen zu der Operation begonnen, ging die Tür auf und herein kam der Lagerälteste: "Herr Doktor, dieser Mann ist ein Selbstverstümmeler!" Der Arzt darauf: "Ich bin ein Arzt und kein Kriminalpsychologe. Scheren Sie sich raus!"

Wie ein begossener Pudel zog der Lagerälteste ab, nicht ohne mir einen viel-sagenden, drohenden Blick zuzuwerfen...

Der Arzt bemerkte mein besorgtes Gesicht, tröstete mich aber mit Worten, die für einen SS-Mann einem Häftling gegenüber ungewöhnlich klangen: "Seien Sie unbesorgt. Bei mir sind Sie in guten Händen. Ich behalte Sie hier im Revier bis Ihre Hand verheilt ist."

Nach einer örtlichen Betäubung begann er dann, die Fingerkuppe wiederanzunähen. Danach ließ er mir ein Bett zuweisen, und mich überkam plötzlich ein Gefühl der Geborgenheit, so absurd das klingen mag angesichts der Situation, in der ich mich befand.

Ich mußte lange über diesen Arzt nachdenken, der sich so sehr von seinen übrigen SS-Kameraden unterschied. Wie gut das tat, auch auf der anderen Seite jemanden zu wissen, der seine Menschlichkeit bewahrt hatte. Es muß nicht leicht für ihn gewesen sein, sich gegen die Lagerleitung und ihre Meute zu behaupten, zumal er nur den Rang eines Rottenführers, also nicht einmal den eines Unteroffiziers, innehatte. Lagerführer Aumeier hatte verschiedentlich versucht ihn abzuschieben. Doch es war ihm nicht gelungen. Bisher nicht, wie ich von einem Revierpfleger erfuhr.

In der Nacht stellten sich bei mir starke Schmerzen ein. Das Aufnähen der Fingerkuppe mußte wohl mißglückt sein. Doch der Gedanke an die Strafarbeit ließ mich die Schmerzen leichter ertragen. Als der Arzt am nächsten Morgen meinen Finger betrachtete, war er erschrocken und traf sofort Vorbereitungen für eine erneute Operation. Die Fingerkuppe hatte sich infolge einer Blutvergiftung blauschwarz gefärbt.

Man brachte mich wieder ins Verbandszimmer, das gleichzeitig als Operationssaal diente. Der Arzt bereitete sich für die zweite Operation vor und erklärte mir, daß er den Finger bis zur Handfläche abtrennen werde. "Es tut mir leid für Sie, aber ich hatte gehofft, Ihren Finger retten zu können. Leider ist mir das nicht gelungen."

Ich kam aus dem Staunen nicht heraus. Ein SS-Mann, der mir glaubhaft versicherte, daß ich ihm leid tat? Das hatte ich bisher noch nicht erlebt.

Ich erwachte in meinem Bett aus der Narkose und betrachtete meine verbundene Hand. Ein wenig Schmerz noch, mehr nicht. Es war auszuhalten.

Der Arzt erschien zur Visite mit ein paar Pflegern im Gefolge. Für jeden Patienten hatte er ein ermunterndes Wort. Er trat an mein Bett, erkundigte sich nach meinem Befinden und sagte dann: "Es war höchste Zeit, sonst hätten Sie mit großer Wahrscheinlichkeit den ganzen Arm verloren."

Mich ließ das jetzt gleichgültig. Was lag mir daran? Ich lebte, und das zählte für mich. Wer wußte, welchen Ausgang das Steinetragen für mich genommen hätte, wenn ich nicht...? Mit Unbehagen dachte ich an die Schildkröte. Vielleicht hatte mir der verlorene Finger das Leben gerettet. Doch auch meinen Arm hätte ich dafür hergegeben.

Große Aufregung im Revier. Lagerführer Aumeier inspizierte die Krankenbaracke. Das konnte nichts Gutes bedeuten. Was mochte er vorhaben? Er wollte doch nicht etwa den Weihnachtsmann für uns spielen? Heute war Heiligabend.

Schon öffnete sich die Tür zum Krankenzimmer, und Aumeier überschaute prüfend die Betten, als suche er jemand. Der Lagerälteste, der ihm gefolgt war, wies mit dem Finger zu meinem Bett herüber: "Herr Hauptsturmführer, dort ist er."

Ich bekam einen Schreck, denn ich wußte jetzt, wem der Besuch galt. Aumeier befahl: "Aufstehen und her zu mir!"

Ich mühte mich aus dem Bett heraus und baute mich, nur mit einem Hemd bekleidet, vor ihm auf. Ich wollte gerade meine Meldung herunterleiern, da winkte er ab und begann das Verhör: "Du hast dir selber den Finger abgehakt, gibst du es zu?" "Nein, Herr Hauptsturmführer, es war ein Unfall."

Aumeier starrte in mein Gesicht, als wollte er meine Gedanken lesen. Hoffentlich konnte er es nicht. Ich hielt seinem Blick unbefangen stand und bemühte mich, mein unschuldigstes Gesicht aufzusetzen. Es mußte ein Bild von umwerfender Komik sein, wie ich da im Hemd, die Hände an der imaginären Hosennaht, vor dem gestiefelten Uniformträger stand. Aumeier schien meine Darstellung des "Unfalls" für wahr zu halten, denn er stellte keine Fragen mehr. Mit einem letzten, eiskalten Blick meine jämmerliche Gestalt abtastend, verließ er die Krankenstube. Der Lagerälteste folgte ihm wie ein Hund hinterdrein. Ich aber kroch in mein Bett zurück und erholte mich erst einmal von dem ausgestandenen Schrecken. In der Nacht schlief ich ruhig und tief, ohne von Schmerzen geplagt zu werden.

Die Ruhr grassiert

Der Kübel mit dem Mittagessen wurde hereingetragen. Was mochte es heute geben? Wieder Nudeln wie an Sonntagen? Doch nein, es gab Gulasch mit Kartoffeln. Große, fette Fleischbrocken häuften sich in meinem Picknapf! Ein Weihnachtsschmaus! Nach dem Essen legte ich mich satt und zufrieden in mein Bett zurück.

In der Nacht schlief ich unruhig und mußte mehrmals die Toilette aufsuchen. Das fette Essen war sicherlich zuviel des Guten. Ich merkte bald, daß ich nicht der einzige Nachtwandler war. Am nächsten Morgen klagte fast ein jeder Revierpatient über die gleichen Beschwerden: Hartnäckiger Durchfall. Der Lagerarzt schien einen bestimmten Verdacht zu haben und untersuchte die Stuhlproben der Erkrankten. Das Ergebnis: R u h r !

Die Gefahr einer Epidemie bestand für das ganze Lager. Der Arzt informierte die Lagerführung und beantragte eine Quarantäne. Ab sofort durfte kein Arbeitskommando das Lager mehr verlassen. Ebenso durfte kein SS-Angehöriger, außer dem Arzt, das Schutzhaftlager betreten. Befehle und Anordnungen wurden durch den Stacheldrahtzaun geschrien.

Als erste Maßnahme wurden zwei Baracken aufgebaut, in denen die erkrankten Häftlinge isoliert werden sollten. Draußen im Lagerbereich herrschte hektisches Treiben. Hämmern und Klopfen und viel Geschrei der Capos drang bis zu uns ins Revier.

Nun begann die Umquartierung. Wir Ruhrkranken fanden uns in einer kahlen Baracke wieder, deren Einrichtung aus primitiven Holzpritschen, jeweils drei übereinander, bestand. In der Mitte der Halle standen mehrere große eiserne Kübel, auf deren Rand sich nach und nach die vom Durchfall geplagten Patienten ringsum niederließen. Die Folge dieser "Sitzungen" war fürchterlicher Gestank, der die ganze Baracke erfüllte. Sobald ein Kübel seine Aufnahmekapazität erreicht hatte, wurden die noch darauf sitzenden Männer heruntergejagt. Zwei Häftlinge waren dazu bestimmt, die übelriechende Last hinauszutragen.

Mir fiel bei diesen Kübelträgern auf, daß der eine einen roten, der andere aber einen grünen Winkel trug. Also ein Krimineller und ein Politischer. Wahrscheinlich sollte damit die Parität gewahrt bleiben. Mein Nebenmann geriet darüber in Zorn und Entrüstung: "Nun läßt man den Hohenberg hier in Flossenbürg auch schon wieder Scheiße tragen. Hört das denn niemals auf?"

Ich wurde neugierig und fragte ihn, wer denn dieser Hohenberg sei. "Was, den kennst du nicht? Warst du denn noch nicht lange in Dachau?" Ich verneinte. "Dann paß mal auf: Dieser Mann da mit dem roten Winkel ist der Herzog Ernst von Hohenberg, Sohn des 1914 in Sarajewo ermordeten österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand. Er wurde im vorigen Jahr zusammen mit seinem Bruder Max in Dachau eingeliefert. Es hieß, einer von ihnen habe in Wien mit seinem Spazierstock eine Hakenkreuzfahne heruntergeschlagen. Ob es stimmt, weiß ich nicht. Jedenfalls müssen die Nazis einen sehr großen Haß auf die beiden haben. Im Lager Dachau bestand ihre Tätigkeit darin, tagaus tagein die Latrinen zu reinigen und deren Inhalt in Kübeln fortzutragen, genauso wie der Ernst jetzt hier in Flossenbürg.

Eines Tages waren beide nicht mehr im Lager. Man sagte, sie seien entlassen. Das stimmte aber nur halb. Max von Hohenberg ist tatsächlich entlassen worden, Ernst jedoch nicht daheim angekommen. Nun sehe ich, daß er hier in Flossenbürg ist und wieder die gleiche schmutzige Arbeit verrichten muß wie seinerzeit in Dachau. Klein bekommen werden sie ihn aber auch hier nicht."

Die Schilderung meines Kameraden, der auch aus Österreich stammte, hat mich zutiefst beeindruckt. Es war unglaublich! Der Haß der SS gegen diesen Mann ging so weit, ihn am Entlassungstag seines Bruders in das damals nur mit kriminellen Häftlingen belegte KZ Flossenbürg zu bringen, um ihn damit zu demütigen. Aber auch hiermit hatten sie keinen Erfolg. Der Herzog hat das

Zusammensein mit den Kriminellen niemals als Demütigung empfunden, sondern sich durch sein kameradschaftliches Verhalten die Achtung und Zuneigung dieser Menschen erworben. Er sah in ihnen genau solche Opfer eines gnadenlosen Regimes, wie er selbst eines war.

Ich lernte ihn später noch näher kennen und habe meine bis dahin vorhandenen Vorbehalte gegenüber dem Adel schleunigst revidieren müssen. Ernst von Hohenberg war ein Mensch von hervorragendem Charakter. Sein kameradschaftliches Verhalten im Lager sowie seine Hilfsbereitschaft hätten Vorbild sein können für manch einen von uns.

Unsere Nahrung bestand aus ungewürzter Graupensuppe und geröstetem Brot. Täglich wurden Stuhlabstriche durchgeführt, und schon manch einer konnte bereits auf seinen Block zurückkehren. Auch ich hatte das Glück eines negativen Befundes und wurde daher ebenfalls auf meinen Block entlassen.

Infolge der Quarantäne hielten wir uns den ganzen Tag auf der Blockstube auf, ohne Arbeit. Das führte naturgemäß zu mancherlei Reibereien untereinander. Unser Rücktransport nach Dachau würde nun wohl eine Weile auf sich warten lassen, denn noch war ein Abklingen der Seuche nicht zu erkennen. Es erkrankten immer noch einige Kameraden. Plötzlich stellte ich fest, daß auch ich wieder vom Durchfall geplagt wurde. Der Blockälteste schickte mich sofort wieder zum Revier, um feststellen zu lassen, ob es eine erneute Infektion oder nur ein harmloser Durchfall war. Man behielt mich gleich dort. Also ging alles noch einmal von vorne los.

Ein Gerücht drang bis zu uns in die Quarantäne-Baracke: Der Lagerführer hatte beschlossen, die Quarantäne aufzuheben. Die Arbeitskommandos sollten wieder ausrücken, ganz gleich, ob gesund oder krank. "Der Steinbruch wird die Faulpelze schon gesund machen!", soll er durch den Lagerzaun dem Blockpersonal zugerufen haben.

Derartige Gerüchte oder "Parolen", wie man hier sagte, waren zwar mit Vorbehalt aufzunehmen, zumal eine solche Maßnahme unvorstellbare Folgen haben mußte. Doch Lagerführer Aumeier war zu allem fähig. Sollte er jedoch sein Vorhaben wahrmachen, würde es ein Massensterben geben.

Sehr bald stellte sich heraus, daß es kein Gerücht, sondern wirklich die Absicht Aumeiers war, die Arbeitskommandos in den Steinbruch zu treiben. Die Krankenpfleger erzählten es uns. Diese wiederum hatten es vom Lagerarzt

erfahren. Der Lagerarzt. Dieser Mann war jetzt unsere ganze Hoffnung. Doch was konnte er gegen seine ranghohen Vorgesetzten ausrichten? Er konnte, und er wußte auch wie! Er fuhr zum Kreisarzt nach Weiden und erbat von ihm Unterstützung in seinem Bestreben, die Quarantäne aufrecht zu erhalten. Dabei gab er dem Kreisarzt gegenüber zu bedenken, daß eine Beendigung der Isolierung eine Gefahr für die im Steinbruch beschäftigten Zivilarbeiter sein werde, da diese dort mit den Häftlingen in Berührung kamen. Dadurch bestand die Gefahr einer Ansteckung, und die Ausbreitung der Seuche unter der Zivilbevölkerung wäre wahrscheinlich. Der Kreisarzt stimmte ihm zu und erreichte an höherer Stelle, daß die Quarantäne bis zum restlosen Abklingen der Seuche bestehen blieb.

Der kleine Lagerarzt hatte den Kampf gegen seine hohen Vorgesetzten gewonnen und dadurch mit Sicherheit mehr als tausend Menschenleben gerettet. Aumeier aber tobte! Doch es half ihm nichts, denn auch SS-Führer mußten sich mitunter fügen.

Zurück nach Dachau

Inzwischen war der normale Lagerbetrieb wieder eingekehrt. Die schreckliche Epidemie war überwunden, und die Arbeitskommandos zogen wie zuvor in den Steinbruch. Durch mühevollen Einsatz des Revierpersonals und der Blockältesten war es gelungen, die Seuche einzudämmen. Zudem hatte der Lagerarzt eine große Menge Chlor zum Desinfizieren herbeischaffen lassen, und unter seiner Leitung gelang es dann endlich, das Lager seuchenfrei zu machen.

Mein Freund Franz Biller, der von der Krankheit verschont geblieben war, arbeitete mit mir wieder im gleichen Kommando. Da meine Hand noch nicht ganz wieder verheilt war, mußte ich sie ein wenig schonen bei der Arbeit. Das aber war nicht ganz einfach, wollte man nicht wegen "Faulheit" auffallen. Doch Franz half mir, so gut er konnte, und wenn es niemand sah. Es war streng verboten, einem Kameraden bei seiner Arbeit zu helfen. Doch mein Freund machte sich nichts daraus: "Do geh i eben übern Bock!", meinte er lakonisch. Er brauchte es nicht, alles war gutgegangen.

Aus den vorgesehenen acht Wochen, die wir in Flossenbürg verbringen sollten, waren mittlerweile mehr als vier Monate geworden. Doch es wurden bereits Vorbereitungen für unseren Rücktransport nach Dachau getroffen.

Dann eines Tages war es soweit. Am 1. März 1940 verließen wir gegen Abend das Lager, das nicht ohne Grund "die Hölle" genannt wurde. Auf der Bahnstation erwartete uns diesmal kein Güterzug für Pferde (oder Soldaten), sondern richtige Personenwagen III. Klasse.

Die Fahrt ging wieder zur Nachtzeit. Am nächsten Morgen trafen wir in Dachau ein und wurden von den damals zurückgebliebenen und den inzwischen aus anderen Lagern eingetroffenen Kameraden freudig begrüßt. Vielen aus unserem Transport war es nicht mehr vergönnt gewesen, gemeinsam mit uns das KZ Flossenbürg lebend zu verlassen. Sie wurden Opfer der Seuche oder der unmenschlichen Behandlung dort.

Doch dann erfuhren wir Schlimmeres: Von der Gruppe, die im September vorigen Jahres in das Steinbruchlager Mauthausen transportiert wurde, waren die wenigsten zurückgekehrt. Der größte Teil war dort umgekommen, denn auch in Mauthausen war zur Weihnachtszeit eine Ruhr-Epidemie ausgebrochen. Trotz der verheerenden Krankheit wurde dort keine Quarantäne angeordnet, sondern die Leute allesamt, ohne Rücksicht auf ihren Zustand, in den Steinbruch geschickt. Die Folgen waren furchtbar. Die kranken Männer brachen auf der Arbeitsstelle zusammen und starben unter furchtbaren Qualen. Täglich trug man Tote ins Lager zurück. Nur sehr wenige Überlebende waren einige Tage vor uns nach Dachau zurückgekehrt. Das unserer Gruppe ein solches Los erspart geblieben war, das verdankten wir wohl in erster Linie dem Lagerarzt von Flossenbürg.

Allmählich waren wir wieder "heimisch" geworden in Dachau. Wir erhielten neue Gefangenen-Nummern. Sie begannen wieder von vorne mit der Nummer 1, die der Lagerläufer erhielt. War ich bisher der Häftling 33390, so hatte sich diese Zahl jetzt verkürzt auf 432. Mit dieser niedrigen Nummer würde mich in Zukunft wohl niemand mehr für einen Neuzugang halten.

Die Verpflegung war in der Qualität wie in Flossenbürg, nur die Menge des Mittagessens war größer. Sie betrug jetzt einen Liter. Das war doppelt soviel wie in Flossenbürg. Die Menge von Brot und Zulagen hatte sich nicht geändert.

Der Küchenschreck

Mein Stubenältester war ein Kommunist aus Nürnberg. Er hieß Peter und befand sich seit 1933 in Schutzhaft. Peter war ein guter Kamerad, und ich hatte mich mit ihm sehr bald angefreundet. Als er erfuhr, daß ich dem Arbeitskommando "Lagerreinigung" zugestellt worden war, erklärte er mir kategorisch: "Das ist keine Arbeit für dich! Willst du mit deiner kaputten Hand die Laufgräben vom Dreck säubern? Das können andere machen." "Ja, aber wo soll ich denn arbeiten? An wen muß ich mich denn da wenden?"

Peter grinste überlegen: "Ich sehe schon, du hast keine Ahnung. Wirst es aber auch noch lernen, wie man das macht. Ich rede heute abend mit dem Capo der Kartoffelschäler sowie mit den Kameraden vom Arbeitseinsatz. In der Küche bist du besser aufgehoben und kannst deine Hand schonen." "Danke, Peter. Hoffentlich klappt es. "Wirst schon sehen. Übrigens, Solidarität wird hier ganz groß geschrieben, denn wir wissen, mit wem wir es zu tun haben."

Als ich ihm antworten wollte, schnitt er mir das Wort ab und erklärte mir: "Wie das funktioniert, wirst du später von selbst erfahren. Und nun keine Fragen mehr."

Anderntags schon saß ich in der Häftlingsküche und schälte Kartoffeln. Das war zwar beileibe keine geistreiche Arbeit, aber meiner Hand tat es gut. Andererseits war dieses Kommando auch keine "ruhige Kugel", wie ich sehr bald feststellte. Da war nämlich der Küchenverwalter, SS-Oberscharführer Otto Fröhler, und der war ein Quälgeist aus Passion. Innerhalb weniger Tage hatte ich ihn studiert.

Von langer schlacksiger Gestalt, die Hände stets tief in den Hosentaschen vergraben, machte er durchaus nicht den Eindruck eines "zackigen Soldaten", wenn er x-beinig durch die Häftlingsküche schlenderte. Sein Aussehen wurde durch die ewig schlecht sitzende Uniform auch nicht gerade im günstigen Sinne gehoben. Einen Kamm kannte er wahrscheinlich nicht, denn seine Haare hingen ihm ständig im Gesicht. Am äußerten Ende seines Hinterkopfes klebte die graue Uniformmütze.

Wenn er sprach oder besser gesagt schrie, schob sich sein Unterkiefer nach allen Seiten hin und her, fürchterliche Grimassen verursachend. Mit einem Satz: Fröhler war dem Aussehen nach ein ungehobelter Flegel aus dem Hin-

terwald. Innerlich war er mehr: Ein Sadist nämlich, der seine Befriedigung darin fand, Menschen auf irgendeine Weise körperliches Leid zuzufügen.

Hatte er in der Küche Frühdienst, dann wagte niemand vom zur Arbeit ausrückenden Küchenpersonal als erster durch die Eingangstür zu treten. Hinter dem Türflügel lauerten dann nämlich stets Überraschungen unangenehmer Art. Drücken konnte sich niemand davor, es kam ein jeder an die Reihe. Doch als erster wußte man nie, welche Art von Quälerei heute "dran" war und konnte sich daher auch nicht auf Abwehr einstellen. Entweder gab es für jeden einen Fußtritt, oder was am häufigsten geschah, eine Ohrfeige. Dann wieder hielt er eine Holzlatte in der Hand und schlug jedem damit auf den Kopf. Das war sein Morgengruß.

Die Kartoffelschäler im Küchengebäude waren bevorzugte Objekte seiner Quälereien. Wenn die meist älteren Gefangenen in langer Reihe über ihre Arbeit gebeugt saßen, zog er plötzlich ohne jeden Anlaß einen großen, eisernen Schlüssel aus der Tasche und hämmerte damit dem just vor ihm sitzenden Häftling immerzu auf dem geschorenen Kopf herum. Große Freude bereitete es ihm außerdem, seinem Opfer den Schlauch der Wasserleitung in den Kragen zu stecken und dann den Hahn aufzudrehen. Bei diesem Schauspiel, daß er mitunter bis zu einer halben Stunde ausdehnte, schüttelte er sich vor Lachen.

Im Winter machte er sich einen Spaß daraus, sämtliche Fenster im Schälraum aufzureißen, so daß die eiskalte Luft von draußen ungehindert in den Raum strömte. Er ersann einfach jede Möglichkeit, den Menschen Böses zuzufügen. Sein Spitzname, der natürlich niemals laut ausgesprochen wurde, lautete "Der Küchenschreck".

Am Marterpfahl

"Feierabend", rief der Capo, "antreten zum Einrücken!"

Die letzten Kartoffeln plumpsten in die Bassins, und Minuten später standen wir fertig angetreten vor dem Wirtschaftsgebäude, bereit zum Einrücken in den Block. Unser Capo wollte just das Kommando zum Abmarsch geben, da näherten sich zwei Blockführer unserer Gruppe. Sie befahlen dem Capo, uns in den Dushraum zu dirigieren und folgten uns dann. Im Bad wurden wir von ihnen durchsucht, und so manche verbotene Dinge kamen dabei zum Vorschein.

Es bestand nämlich die strenge Vorschrift, außer einem Taschentuch nichts Weiteres mit sich zu führen. Andernfalls erfolgte eine Strafmeldung.

Die meisten von uns hatten Zigaretten bei sich. Das Rauchen im Lager war zwar erlaubt, jedoch nur während der Freizeit. Auch ich hatte Pech. Zwei Zigaretten betrug die Ausbeute bei mir, und meine Häftlingsnummer fand ihren Platz im Notizbuch eines der Blockführer.

Eine Woche später ging es zur Strafvernehmung und wieder eine Woche darauf ins Revier zur "Untersuchung". Hände vorzeigen, fertig. Also eine Stunde am Pfahl hängen.

Sechsenddreißig Männer stapften über den schmalen Hof des Arrestgebäudes, dem berüchtigten "K.A.". "Abteilung halt!"

Die Urteile wurden verlesen. Bei mir hieß es: "Eine Stunde Pfahl wegen Ungehorsams!"

Eine lange Reihe Holzpfähle stand auf dem Hof, anzusehen wie Wäschepfähle. Je vier Mann mußten sich mit dem Rücken an einen solchen Pfahl stellen. Die Hände wurden in Wollsocken gesteckt und auf dem Rücken zusammengekettet. Dann ein wahnsinniger Schmerz plötzlich! Ich schwebte frei, etwa zwanzig Zentimeter über dem Boden in der Luft. Mir war, als würde ich auseinandergerissen. Der Schmerz in meinen Armen! Diese Qual war gar nicht zu beschreiben. Ich hätte am liebsten laut geschrien, so wie die anderen neben mir. Doch nein, ich biß die Zähne zusammen. Nur ein gepreßtes Stöhnen zeugte von der Pein, die ich erlitt.

Die Luft war erfüllt von Schmerzensschreien. Mein Nebenmann versuchte krampfhaft, mit seinen Füßen einen Halt bei mir zu suchen. Das verdoppelte die Qual für mich. Jede geringe Bewegung verursachte eine Steigerung der Schmerzempfindung in den Armen. Ich versetzte ihm daraufhin einen Tritt vor das Schienbein. Als Reaktion darauf erfolgte ein wütendes Geschimpfe auf polnisch. Dann wieder stieß er wilde Schreie aus. Ähnliches spielte sich fast an jedem der Pfähle ab. Der gräßliche Schmerz machte wahnsinnig.

Mir brach der Schweiß aus, obwohl es eigentlich recht kühl war. Tropfen sammelten sich auf meiner Stirn. Wie lange mochte ich wohl schon hängen? Hier wurden Minuten wirklich zur Ewigkeit. Ich schwor tausend Eide, niemals mehr auch nur einen Krumen Tabak in der Tasche zu tragen.

Der SS-Hauptscharführer sah auf seine Taschenuhr. Meine Augen verfolgten jede seiner Bewegungen. Ob die Stunde schon um war? Doch nein, er steckte die Uhr gleichgültig wieder ein. Darauf begab er sich zum Hundezwinger und spielte mit den Hunden. Sollte seine Uhr stehengeblieben sein? So lange konnte doch eine einzige Stunde nicht sein.

Mein Nebenmann hatte sich inzwischen beruhigt. Er murmelte jetzt eigenartige, eintönige Worte im Selbstgespräch vor sich hin. Ich verstand die Worte nicht, doch dann begriff ich. Er betete.

Da endlich war es soweit. Auf's neue vernahm ich das Klirren der Ketten. Diesmal jedoch klang es wie Musik in meinen Ohren. Die Kette gab nach, und ich stand wieder mit den Füßen auf der Erde. Meine Arme waren völlig gefühllos, wie abgestorben. Doch ich war froh, diese qualvolle Stunde überstanden zu haben. Es war die längste Stunde meines Lebens.

Der neue Lagerführer

Eine kleine, schmächtige Gestalt in spiegelblanken Stiefeln und weiten Breecheshosen, auf dem Kopf das "Schiffchen" mit silbernem Rand, ließ sich vom Pförtner das Tor aufreißen und lenkte seine Schritte ins Lager. Man sah es diesem Mann an: Er legte keinen geringen Wert auf seine äußere Erscheinung. Die Uniform saß tadellos und war aus feinstem Tuch. Elegant von oben bis unten, wie aus dem Ei gepellt. Hin und wieder verhielt er seinen Schritt und betrachtete aufmerksam irgendeine Kleinigkeit am Wege. Eine Blume auf dem sonst eintönigen Rasenstück oder ein abgetrenntes Zündholz, das laut Lagerordnung da nicht hingehörte und seine Stirn zum Runzeln veranlaßte. Sein Gesicht schimmerte fahl als gelber Fleck aus dem Grau der Uniform heraus. Ein Gesicht, aus dem zwei böse funkelnde Augen nach geeigneten Opfern Ausschau hielten. So schaute er aus, der neue 1. Schutzhaftlagerführer, SS-Hauptscharführer Egon Zill aus Plauen.

In diesem Frühjahr, kurz nach unserer Rückkehr aus Flossenbürg, kam er zu uns nach Dachau, als Nachfolger des berüchtigten Schlägers Kantschuster, der in ein anderes Lager versetzt worden war. Zill hatte bis jetzt seinen Dienst im Frauen-KZ Ravensbrück versehen.

Er liebte es, hin und wieder eine Ansprache zu halten. Anlässlich der Flucht dreier Häftlinge fühlte er sich wieder einmal berufen, vor das Mikrophon zu treten, um uns auf die Folgen einer solchen Freveltat hinzuweisen: "Ich warne jeden von euch, aus dem Lager zu entfliehen. Unser Arm reicht weit! Auch jene drei werden wir wieder einfangen und ich werde sie euch dann selber vorführen. Allerdings erst nach Ausheilung ihrer Verletzungen. Deutlicher brauche ich wohl nicht zu werden."

Jenen Arbeitskommandos, die im Bereich der Truppenunterkünfte beschäftigt waren, galt sein besonderes Augenmerk. Diese Kameraden erhielten wohl gelegentlich von mitleidigen Soldaten ein Stück Brot oder sonst etwas Eßbares zugesteckt. Zill ließ speziell diese Kommandos beim Einrücken ins Lager nackt ausziehen und peinlichst durchsuchen. Wehe dem, der etwas bei sich hatte. Eine Stunde Pfahl oder der Block war ihm sicher.

Doch alle diese Kontrollen erbrachten nicht den erhofften Erfolg. Der Hunger war größer als die Furcht vor der schweren Bestrafung. Zill tobte und ließ seinen Zorn an den Kommandoführern aus. Diese wiederum machten den Capos das Leben schwer und umkreisten wie Schäferhunde ihre Arbeitskommando. Alles vergebens!

"Ich werde eine neue Lagerstrafe einführen", tönte eines Abends nach dem Zählappell die bekannte Stimme im sächsischen Tonfall aus dem Lautsprecher, "und zwar eine Stunde Pfahl und gleich anschließend 25 auf den Arsch!"

Ich weiß nur, daß auch diese unmenschliche, drakonische Strafe nicht den von ihm gewünschten Erfolg gebracht hat. Die Zahl der zur Bestrafung gelangenden Häftlinge wuchs weiter an und erreichte Rekordhöhe. Wenn sich dann die Körper der Mißhandelten in wildem, entsetzlichen Schmerz krümmten, dann blickten zwei kalte, gelbgrüne Augen teilnahmslos auf die Szene. Hinter diesen Raubtieraugen brütete dann vielleicht ein teuflisches Gehirn neue, noch schrecklichere Grausamkeiten aus.

Schützenfest

Wie an jedem Tag, so saß ich auch heute wieder, bewaffnet mit dem Schälmesser, über dem Kartoffelkorb gebeugt. An diese stumpfsinnige Arbeit hatte ich mich inzwischen gewöhnt. Auch die schikanösen "Fröhlereien" nahm ich

als unvermeidlich und daher mit Gelassenheit hin. Man mußte sich mit den Dingen abfinden, wie sie momentan geboten waren. Auch für mich ergab sich später gewiß noch die Gelegenheit zum Wechsel in eine andere, weniger eintönige Beschäftigung. Vorläufig jedoch mußte meine Hand völlig auskuriert sein.

Mir fiel auf, daß in den Küchenräumen eine besondere Geschäftigkeit herrschte, die dem Anschein nach aber mit der Zubereitung der Speisen in keinem Zusammenhang stehen konnte. Ich bemerkte fremde, nicht zur Küchenverwaltung gehörende, ranghohe SS-Leute im Gespräch mit Küchenchef Mai. Es schien, als gebe es Unstimmigkeiten. Mehrmals suchten sie die Häftlingstoilette auf; sicherlich nicht, um sie zu benutzen. Was mochte da vor sich gehen?

Der Hauptscharführer der Küchenverwaltung kam zu uns in den Schälraum und verkündete: "Ab sofort ist es verboten, beim Aufsuchen der Toilette aus dem Fenster zu sehen. Wer dennoch das Verbot mißachtet, wird ohne Warnung erschossen. Draußen im Hof steht ein Posten, der den strikten Befehl hat, sofort zu schießen, sobald sich ein Gesicht am Fenster zeigt."

Das Küchengebäude grenzte nämlich mit seiner Rückfront an den Hof des Arrestbaus. Ich war gelegentlich schon in der Häftlingstoilette auf den Klo- deckel gestiegen, weil es dort unten im Hof fast immer etwas zu sehen gab. So hatte ich einmal einen SS-Mann beobachtet, der einem nur mit Badehose bekleideten Häftling genüßlich mit dem Ochsenziemer auf das Gesäß prügelte. Doch mußten zu diesem Zeitpunkt andere Dinge in Vorbereitung sein, denn das Schauen aus dem Fenster war schon immer verboten.

Man konnte uns freilich verbieten, unsere Augen in eine bestimmte Richtung zu lenken, doch unsere Ohren blieben dagegen für alle Geräusche empfänglich, die aus dem Arresthof durch die Küchenfenster zu uns in den Raum gelangten. So brauchten wir auch nicht lange über Ursache und Zweck der Geheimniskrämerei zu rätseln. Das plötzlich einsetzende Knattem einer Gewehrsalve bestätigte meine schon vorher gehegte Vermutung. Da draußen im Hof wurden Menschen erschossen. Wir aber sollten nicht Augenzeuge dieser Massaker sein, deshalb die drohende Warnung. Die Salven wiederholten sich in Abständen von zehn bis fünfzehn Minuten. Nach jeder Salve helltönende Einzelschüsse. Vermutlich der sogenannte "Gnadenschuß".

Mich erfaßte ein Schauern. Wir saßen da und schälten unentwegt Kartoffeln,

während zur gleichen Zeit nur wenige Meter von uns entfernt und nur durch eine Hauswand getrennt, in laufender Folge Menschen vom Leben zum Tode befördert wurden. Wir konnten sogar akustisch den Zeitpunkt ihres Sterbens erfassen. Die Gewehrsalven verrieten ihn uns. Sehen konnten wir das Drama nicht.

Es waren keine Häftlinge aus unserem Lager, die dort umgebracht wurden, sondern Menschen aus einem Sondertransport, wie wir später erfuhren.

Bei den Vorsichtsmaßnahmen uns gegenüber hatte man jedoch nicht bedacht, daß unten im Keller ein Kamerad von uns im Vorratskeller beschäftigt war. Dieser war infolgedessen auch nicht gewarnt worden. Bei den ersten Schüssen ging er vorsichtig an's Fenster, wich jedoch erschreckt zurück, als er den Posten auf dem Hof mit dem Gewehr im Anschlag bemerkte. Um zu erfahren, was draußen vor sich ging, bewegte er sich erneut auf das Fenster zu. So wurde er Augenzeuge der Exekutionen.

Die Mehrzahl der Todgeweihten waren Uniformierte, dem Äußeren nach von unterschiedlichem Rang. Auch einige Zivilisten waren darunter.

Die Schießerei währte den ganzen Tag. Als dann die Schüsse endlich verstummten, sahen wir wenig später die Angehörigen des Exekutionskommandos einen Besichtigungsgang durch die Küchenräume machen. Für mich ein Anzeichen, daß diese Männer nicht der Wachtruppe des Konzentrationslagers Dachau angehörten. Auf ihrem Rundgang besuchten sie auch unseren Schälraum. Ich bekam die Gelegenheit, die Gesichter dieser Männer näher zu betrachten. Es waren durchweg ganz junge SS-Soldaten, die sich da lachend und gut gelaunt durch die Räume bewegten. Man konnte meinen, sie kamen just von einem Schützenfest und hatten dort an einem Preisschießen teilgenommen. Es fehlte nur noch die Papierrose im Knopfloch. Nichts in ihrem Verhalten deutete darauf hin, daß sie soeben noch eine grausige Tätigkeit ausgeübt hatten. Es schien sie nicht im geringsten zu bewegen.

Kommandowechsel

Nach mehreren Monaten Kartoffelschälens wuchs allmählich doch eine Abneigung in mir gegen diese stumpfsinnige Beschäftigung. Gewiß, anfangs war es eine große Hilfe für mich, wegen meiner Handverletzung. Es war dann aber

der Zeitpunkt gekommen, an dem ich lieber eine andere Arbeit verrichten wollte.

Da gab es zum Beispiel die Spüler, welche mit dem Auswaschen der von den Blöcken zurückgebrachten Essenskübel beschäftigt waren. Da konnte ich doch auch mitmachen, zumal ich nicht einmal das Kommando zu wechseln brauchte. Ich wandte mich daher an den Capo. Zwar hatte ich längst bemerkt, daß dieser mich nicht leiden konnte, da ich ein "Preuße" war und er als waschechter Bayer alle Preußen haßte. Ich fragte mich, wie dieser Mann wohl zu seinem roten Winkel gekommen sein mochte. Politisch war er eine Null. Sehr klein von Wuchs, besaß er jedoch eine meisterliche Fertigkeit im Austeilen von Ohrfeigen. Kurzum, wir mochten uns beide nicht. Trotzdem wagte ich einen Versuch, und siehe da, er reihte mich in die Gruppe der Spüler ein.

Dort gab es nämlich noch andere Vorteile: Auch die leeren Essenskübel der SS-Küche wurden zu uns gebracht. In diesen befand sich fast immer noch ein beträchtlicher Teil der Speisen. Dieser wurde dann unter den Spülern aufgeteilt.

Mit dem Kübelwaschen allein war es aber nicht getan. Die Spüler mußten noch eine weitere Arbeit leisten: Kartoffeln aus dem Keller heraufschaffen. Der Capo hatte mich anfangs wegen meiner verstümmelten Hand von dieser Beschäftigung freigestellt. Doch eines Tages schickte er mich mit den anderen in den Keller. Ich strengte mich an so gut es ging, denn ich wollte auf keinen Fall diese Arbeit verlieren und wieder auf der Schälbank landen. Der gefüllte Weidenkorb drückte schwer auf den Rücken. Beide Hände mußten beim Heraustragen der Kartoffeln den Rand des Korbes fassen. Ich merkte aber entsetzt, daß ich das nicht schaffen konnte, da meine linke Hand immer kraftloser wurde. Und da passierte es auch schon: Auf der Kellertreppe entglitt mir der Korb, und sein Inhalt kullerte die Stufen hinunter. Der Capo tobte: "Du damischer Hund! Zu nix tut's ihr taugen, ihr Preißen!"

Als ich ihm erklärte, daß es nicht meine Absicht gewesen war, wurde er noch wütender: "Wos denn, frech werst auch noch? Wart's nur ab, was der Verwalter dazu meint!"

Ich saß wieder in der Schälküche und dachte darüber nach, wie ich es anstellen konnte, aus diesem Kommando herauszukommen. Ich hatte es satt, mich von diesem primitiven Menschen schikanieren zu lassen. Wie hatte doch mein Stubenältester, der Peter, zu mir gesagt? Du wirst es schon noch lernen, wie

man das macht. Als ich noch darüber nachdachte, ob es auch richtig für mich war, das Kommando zu wechseln, sah ich den Capo im Gespräch mit Oberscharführer Fröhler, dem Küchenschreck. Ich ahnte schon, was da besprochen wurde. Schon war der Capo bei mir: "Du sollst zum Verwalter kommen."

Ich ging auf Fröhler zu, baute mich vor ihm auf und wollte mich vorschriftsmäßig melden. Er jedoch fiel mir ins Wort und brüllte mich im ur-bayerischen Dialekt an. Ich verstand kein Wort. Doch die kräftige Ohrfeige, die ich von seiner schaufelgroßen Hand empfing, belehrte mich darüber, in welcher Gunst ich bei ihm stand. Nun brauchte ich auch keine Überlegungen mehr darüber anzustellen, ob ich mein Arbeitskommando wechseln würde oder nicht. Mein Entschluß stand fest. Ich würde.

Nach dem abendlichen Zählappell suchte ich den Kameraden vom Arbeitseinsatz auf und berichtete ihm von dem Vorgefallenen und meinem daraus resultierenden Wunsch nach einem anderen Kommando. "Was möchtest du für ein Kommando?" "Jedes andere, nur nicht wieder in die Küche zum Capo Schorsch." "Ich werde schauen, was sich machen läßt. Was hast du für einen Beruf?" "Ich habe Kupferschmied gelernt." "Gut. Du bekommst Bescheid. Warte noch ein paar Wochen. Ich denke, ich hab dann was für dich."

Mit meinen Freunden auf der Stube erörtere ich meine Lage und gab auch zu verstehen, daß ich eine Änderung anstrebte. Sie sicherten mir jede Unterstützung zu, ein mir zusagendes Arbeitskommando zu bekommen. Mein Freund Sepp Weber³¹ aus München gab mir den Rat, noch einige Tage oder Wochen in meiner jetzigen Beschäftigung zu bleiben, dann bestünde vielleicht die Aussicht auf ein gutes Kommando für mich. "Das gleiche habe ich bereits im Arbeitseinsatz gehört", wandte ich ein, "der Kamerad gab mir ebenfalls den Rat, noch ein paar Wochen zu warten."

Sepp schmunzelte verschmitzt: "Vielleicht meint er dasselbe. Wart's nur ab."

Ich wurde hellhörig und fragte ihn: "Sag mal Sepp, weißt du vielleicht schon etwas?"

31 Josef "Sepp" Weber, geb 11.6.1902 in München. Schutzhäftling Nr. 2102. Weber war vom 15.4.1937 bis 16.3.1943 im KZ Dachau inhaftiert. gest 4.4.1978 in München.

Sepp druckste ein wenig herum, ehe er antwortete: "Ich werd dir was sagen, paß auf. Demnächst wird ein neues Arbeitskommando zusammengestellt; ein kleines Baukommando für St. Johann in Tirol. Dort wird ein Ferienheim für die SS gebaut. Das wird er gemeint haben."

Das Gespräch mit Sepp hatte mir Mut gemacht. Tirol, - die Berge! Ich war noch nie in den Bergen gewesen und wünschte mir, daß daraus etwas werden würde. Heraus aus diesem Riesenkäfig mit seinen elektrischen Zäunen und den Maschinengewehren auf den Türmen. Das alles konnte es doch dort nicht geben. Auch kein stundenlanger Zählappell. Verschlechtern würde ich mich sicherlich nicht.

Zwei Wochen später, nach dem Zählappell, wurde ich zum Arbeitseinsatz bestellt. In gespannter Erwartung machte ich mich auf den Weg. Der Kamerad dort empfing mich mit den Worten: "Ich hab was für dich. Hast du Lust, in einem Außenkommando zu arbeiten?"

Und ob ich Lust dazu hatte. Die Antwort sprudelte nur so aus mir heraus: "Natürlich, wo soll es denn sein?" "In St. Johann in Tirol. Das Kommando, das dort die Vorarbeiten für den Bau eines SS-Erholungsheims geleistet hat, ist vor einigen Tagen zurückgekehrt und soll jetzt durch ein paar Handwerker ergänzt werden. Du gehst als Schmied mit." "Aber ich bin doch gar kein Schmied, sondern Kupferschmied. Das sind zwei unterschiedliche Berufe." "Das macht nichts, der Sepp ist doch bei dir. Der wird mit dir zusammenarbeiten."

Also hatte ich's mir doch gedacht: Der gute Sepp hatte das alles eingefädelt; natürlich.

"Wann soll es losgehen?" "Übermorgen, gleich nach dem Zählappell in der Frühe."

Auf der Stube gab es ein großes Hallo, als meine Kameraden erfuhren, daß mein Wunsch nach einem neuen Arbeitskommando sich erfüllt hatte. Mein Stubenkamerad Leopold Figl³² meinte dazu, er hätte mich auch gerne in seinem Kommando gesehen, doch dafür wäre mein Beruf nicht geeignet. Er selbst war Architekt von Beruf und im Baubüro der Kommandantur beschäftigt. Ich

32 Leopold Figl, geb 2.10.1902 in Rust. Nach 1945 Bundeskanzler und Außenminister in Österreich. Mitglied der ÖVP. gest 9.5.1965 in Wien.

mochte diesen Kameraden aus Österreich gern. Obwohl wir beide politisch nicht harmonierten, kamen wir ausgezeichnet miteinander aus. Schon in Flossenbürg waren wir gemeinsam auf der gleichen Stube gewesen. Parteien- oder Richtungsstreitigkeiten gab es sowieso nicht unter uns Häftlingen. Kameradschaft und Solidarität wurden durch keinerlei engstirnige Abgrenzung behindert.

Am Abend vor unserer Abfahrt verabschiedeten Sepp und ich uns von den Kameraden auf dem Block.

Tags darauf, nach dem Zählappell, stand das Außenkommando St. Johann in einer Stärke von zwanzig Mann auf dem Appellplatz zum Abmarsch bereit.

Sankt Johann

Unsere Fahrt ging mit dem Autobus gen Süden in die Tiroler Berge. Ein Oberscharführer namens Wilhelm sowie einige SS-Posten begleiteten uns. Nach mehrstündiger Fahrt, auf der ich durch das Busfenster eine Welt vorüberziehen sah, deren Anblick mir lange Zeit versagt blieb, erreichten wir St. Johann. Doch das war noch nicht unser Ziel. Wir mußten einen Berg hinauf, dessen Steigung unser Bus nicht überwandt.

Hoch oben am Berghang des Kitzbühler Horns stand ein Bauernhaus, das wir in ein Ferienhaus für SS-Leute verwandeln sollten. Es führte ein steiniger Weg hinauf, auf dem wir Verpflegung und Gerätschaften transportieren mußten. Auf halbem Wege konnten wir uns der Last entledigen, denn von dort nahm uns eine Seilwinde die weitere Arbeit ab.

Oben angekommen, war ich überwältigt von der herrlichen Berglandschaft ringsum. Uns gegenüber, jenseits des Dorfes, lag das Gebirgsmassiv des Wilden Kaisers. Ich hatte eine solche Landschaft noch nie gesehen, obwohl ich immer davon geträumt hatte. Daß sich dieser Wunsch ausgerechnet in meiner jetzigen Situation erfüllte, war in meinen Träumen nicht vorgesehen.

Die Stimme des Kommandoführers riß mich in die Wirklichkeit zurück. Er gab uns die Verhaltensmaßregeln bekannt: Kein Fluchtversuch, vor allem kein Kontakt mit der hier ansässigen Zivilbevölkerung und auch nicht mit den Posten. Letztere gehörten nämlich durchweg älteren Jahrgängen an und waren

uns gegenüber sehr umgänglich. Auch Kommandoführer Wilhelm war bestrebt, daß sich alles in geregelten Bahnen abspielte, ohne Schikanen und Willkür. Schließlich hatte er hier keinen Vorgesetzten zu befürchten, der ihn kontrollierte. So profitierten wir allesamt - Bewacher und Bewachte - von der Versetzung zu diesem Kommando.

Obwohl unserer Kolonne zwei Capos angehörten, unterschieden sie sich von uns anderen nur durch ihre Armbinde. Den einen kannte ich aus meinen ersten Tagen in Dachau. Es war der Kamerad aus Münster, dessen Kommando ich zugeteilt war, als ich meine erste Strafmeldung wegen "Drückens von der Arbeit" erhielt. An mich erinnerte er sich jedoch nicht mehr. Beide Capos führten quasi keine Aufsicht, wie im Stammlager Dachau üblich, sondern arbeiteten wie wir am Bau.

Wir schliefen in einem Raum des Hauses, in dem roh gezimmerte Bettgestelle in zwei Etagen übereinander standen. Vor den Ausgängen des Hauses saßen die Posten auf Stühlen und kämpften angestrengt mit dem Schlaf. Der Kommandoführer hatte einen Raum für sich.

Wir kamen mit unserer Arbeit gut voran, das Heim ging allmählich der Vollendung entgegen. Nach der Fertigstellung war geplant, eine Autostraße serpentinenförmig zum Haus hinauf zu bauen. Für diese Arbeiten waren weitere 300 Häftlinge aus Dachau vorgesehen, für deren Unterbringung ein kleines Lager errichtet werden sollte. So hatte es die SS-Führung beschlossen. Zunächst jedoch war es notwendig, für uns eine andere Unterkunft zu schaffen. Unseren Schlafräum, der uns gleichzeitig als Aufenthaltsraum während der Freizeit diente, mußten wir räumen.

Es hatten sich bereits SS-Angehörige gemeldet, die ihren Urlaub hier verbringen wollten. In einigen Tagen würde der Kommandant des Frauen-Konzentrationslagers Ravensbrück, SS-Sturmbannführer Max Koegel, mit seiner Frau hier eintreffen. Als der Kommandoführer uns diese Mitteilung machte, strich er sich mit dem Zeigefinger an der Nase herum. Diese Angewohnheit ließ erkennen, daß ihm irgend etwas nicht paßte. Verständlich, daß er keinen ranghohen Vorgesetzten hier haben wollte. Er führte auf diesem Außenposten ein freies Leben, war gewissermaßen sein eigener Vorgesetzter. Auch wir hatten von ihm nichts zu befürchten. Er ließ uns in Ruhe. Die Arbeit lief auch ohne sein Zutun. Mit Bestimmtheit würde sich das alles nach der Ankunft

Koegels ändern. Da natürlich auch uns dieser Besuch nicht gerade mit Freude erfüllte, hielten wir Rat, was zu machen sei, um das Paar wieder fortzugraulen.

Den Umzug in unsere neue Unterkunft hatten wir inzwischen vollzogen. Unterhalb des Heimes, etwa hundert Meter talwärts, stand eine alte verlassene Scheune, "Kupfermucke" genannt. Diese diente uns jetzt als neues Domizil, nachdem wir sie wetterfest und ein wenig wohnlich hergerichtet hatten. An dieser Stelle sollte auch das Lager für die Straßenbauer errichtet werden. Das dazu benötigte Material wie Pfähle und Stacheldraht war bereits eingetroffen.

Auf dem Weg, der an der Kupfermucke vorbeiführte, bemühten sich ein Mann und eine Frau, den Berg hinaufzusteigen. Sie machten durchaus nicht den Eindruck, als seien sie Einheimische. Der Mann brachte gut zwei Zentner auf die Waage. Zwar trug er keine Uniform, doch bestand kein Zweifel: Das mußte das angekündigte Ehepaar Koegel sein, denn dort oben gab es keine Sehenswürdigkeiten, die eine solch mühevollen Kraxelei lohnend machen konnte. Als dann gleich der Kommandoführer nasereibend zwei Leute bestimmte, um Koffer von der Bahnstation abzuholen, war unsere Vermutung bestätigt.

Am nächsten Morgen nach dem Mini-Zählappell wandte sich Wilhelm unvermittelt an die Capos: "Ist oben im Haus alles fertig, oder gibt es dort noch einige Arbeiten zu verrichten?"

Kurzes Schweigen, doch schon hatte einer der Capos begriffen. Natürlich wußten wir alle, daß es dort oben nichts mehr zu tun gab. Auch der Kommandoführer wußte das. "Es müssen noch einige Fußbodenbretter auf dem Dachboden genagelt werden."

Also marschierten wir mit sechs Mann nach oben, ein jeder mit einem Hammer bewaffnet. Punkt sieben in der Frühe setzte ein höllischer Lärm klopfender Hämmer auf dem Dach ein. Wie zu erwarten, erfolgte gleich darauf eine Beschwerde beim Kommandoführer.

Zwei Tage hielten sie es aus. Am dritten Tag jedoch packten sie eiligst ihre Koffer und brachen die Ferien in St. Johann vorzeitig ab. Damit taten sie uns einen großen Gefallen. Auch Wilhelm trauerte ihnen bestimmt nicht nach. Nun war er wieder Herr seines Tun und Lassens, ohne daß ihm jemand auf die Finger schaute.

Der Beginn vom Ende?

Wir begannen mit dem Aufbau des Lagers. Pfähle wurden gesetzt, Stacheldraht dran entlang befestigt. Vier Wachtürme waren gezimmert und aufgestellt worden. Unterhalb des Lagers entstand eine Baracke für die Wachmannschaft, die verstärkt werden sollte. Bald würde die Arbeit der Straßenbauer beginnen.

Sepp und ich hatten uns eine Schmiedewerkstatt bauen lassen und eingerichtet. Demnächst sollten Bauteile für die Unterkuftsbaracke der 300 Häftlinge, die zum Straßenbau eingesetzt werden sollten, hier eintreffen. Die Trasse der Straße war bereits vermessen.

Der Elektriker unseres Kommandos hatte auf dem Boden des Heimes einen alten, defekten Volksempfänger aufgestöbert und wieder betriebsfertig gemacht. Wir waren damit in der Lage, die neuesten Nachrichten zu empfangen. Der Kommandoführer hatte es längst gemerkt, ließ uns aber gewähren. Er tat so, als nähme er es nicht wahr.

So erfuhren wir am 22. Juni 1941 die Nachricht vom Überfall der Hitler-Armee auf die Sowjetunion. Diese sensationelle Meldung löste erregte Diskussionen aus und ließ uns auf eine Wende des Kriegsgeschehens hoffen. War das der Beginn vom Ende der Hitlerdiktatur? Würde die Rote Armee in der Lage sein, diesen heimtückischen Überfall zu parieren und die Nazitruppen in absehbarer Zeit aus ihrem Land zu vertreiben?

Alles Fragen, auf die noch niemand eine schlüssige Antwort geben konnte. Doch eines wußten wir mit Bestimmtheit: Dieser Angriff auf ein friedliches Land, mit dem Hitler zudem noch einen Nichtangriffs- und Freundschaftspakt abgeschlossen hatte, würde und mußte, wie und wann auch immer, das Ende des "Dritten Reiches" herbeiführen.

Sepp und ich saßen nach Feierabend vor unserer Schmiede und unterhielten uns über die neue politische Situation. Meine Frage an Sepp war, was wir wohl zu erwarten hätten, wenn die Hitlertruppen zurückgetrieben würden und die Rote Armee die deutsche Grenze überschreiten würde. Er beantwortete sie mit einem einzigen Satz: "Dann werden wir entweder von der SS erschossen oder die Russen befreien uns." "Bis Dachau ist es aber ein langer Weg für ihre Panzer. Ich glaube, die SS ist da schneller."

Wir schwiegen eine Weile und hingen unseren Gedanken nach. Dann meinte Sepp: "Wir können nur abwarten, wie sich die Lage entwickelt. Es ist noch zu früh, Prognosen zu stellen. Ich denke aber, daß unsere Gefangenschaft bald ein Ende hat."

Was meinte er wohl damit? Diesen Satz konnte man auf verschiedene Weise deuten. Der Tod beendete die Gefangenschaft ja auch. Ich unterließ es aber, ihn nach dem Sinn seiner Worte zu fragen.

Wochen waren vergangen. Unser Volksempfänger versorgte uns mit den täglichen Wehrmachtsberichten. Deren Inhalt erzeugte bei uns nicht gerade hoffnungsfrohe Stimmung. Draußen bei der Arbeit rief uns ein Posten mit freudig erregter Stimme zu: "In sechs Wochen ist Rußland besiegt! Unsere Truppen stehen bereits vor Moskau!"

Ich konnte mir nicht verkneifen, zu ihm hinaufzurufen: "Napoleon war schon mal mittendrin!"

Ich wollte ihm gern noch mehr über das bittere Ende der Soldaten Napoleons mitteilen, doch ich ließ es lieber bleiben. Es konnte schlecht für mich ausgehen.

Unserem Elektriker war es inzwischen gelungen, einige Zusatzteile für das Radio aufzutreiben bzw. zu basteln. Damit hatte er die Möglichkeit geschaffen, auch ausländische Sendungen zu empfangen. Er weihte nur mich und Sepp darüber ein, da er zu uns großes Vertrauen hatte. Für ihn aber vielleicht auch für uns war es ein Spiel mit dem Tod! Das Abhören ausländischer Sender konnte von den Nazis mit dem Tode bestraft werden. Ob aber das Wörtchen "konnte" dann auch für uns galt? Sicherlich nicht.

Ende der kleinen Freiheit

Das einzige Ritual, das wir aus Dachau mitbrachten, war die Abnahme des Zählappells früh am Morgen und nach Feierabend. Allerdings währte es hier nicht stundenlang wie in Dachau, sondern war spätestens nach fünf Minuten erledigt. Wir standen in zwei Reihen vor der Kupfermücke, Oberscharführer Wilhelm überflog mit einem Blick unser kleines Häuflein von zwanzig Seelen.

Beim Abendappell teilte er uns die Post aus und verschwand wieder. Sein Dienst war damit beendet, und es drängte ihn in den Ort hinunter, um seinen Durst zu stillen.

Wir standen wieder einmal in zwei Reihen angetreten und erwarteten das Kommando zur Abnahme des Appells. Er ließ uns heute etwas länger warten als gewöhnlich. Doch dann erschien er mit einem mürrischen Gesicht und aufgeregt die Nase reibend. Aha, er hatte also schlechte Nachrichten erhalten, die sich zwangsläufig auch auf uns auswirken würden. "Hört mal her! Morgen kommt der Schutzhaftlagerführer aus Dachau zur Besichtigung der Baustelle. Daß mir ja alles in Ordnung ist bis dahin. Gleich nach dem Frühappell werden ein paar Leute abgestellt zur gründlichen Reinigung des Lagers. Laßt mich ja nicht auffallen, sonst werdet ihr mal erleben, daß ich auch anders mit euch umgehen kann!"

Er rieb sich noch einmal die Nase und ließ uns stehen.

Am nächsten Tag kontrollierte er alle Ecken und Winkel unserer Behausung. Doch er fand nichts, was zu einer Beanstandung Anlaß geben konnte. Mit zufriedener Miene zog er sich in seine Postenbaracke zurück. Vermutlich wollte er auch dort seine Leute auf Vordermann bringen.

Am Nachmittag traf der angekündigte Besuch, SS-Hauptsturmführer Zill mit zwei weiteren SS-Offizieren bei uns ein. Wir standen in zwei Reihen, sauber ausgerichtet vor der Kupfermücke angetreten, wie es Wilhelm angeordnet hatte. Doch die Herren hatten keinen Blick für uns übrig. Wie sollten sie auch? Waren wir doch in ihren Augen nur Volksfeinde und Untermenschen, deren Arbeitskraft und handwerkliches Können es zu nutzen galt, um für sie ein schönes Ferienhaus zu schaffen. Ein Heim, in das die kostbarsten Dinge eingebaut und installiert worden waren. Dinge, die mit Sicherheit jetzt, im zweiten Kriegsjahr, Mangelware und im normalen Handel nicht mehr erhältlich waren.

Alles wird für die Rüstung bereitgestellt, so tönte es doch immer wieder aus dem Radio. Dabei sollte sogar noch eine Straße vom Dorf bis hinauf zum Heim gebaut werden. Mitten im Krieg.

Doch was ging es eigentlich uns an? Wäre das Heim nicht gebaut worden, so hätte es auch dieses Außenkommando nicht gegeben. Dann hätten wir im Stammlager Dachau mit all seinen Schikanen und Schrecken gegessen. Deshalb

konnten wir zufrieden sein, daß es so war. Außerdem war dieser Krieg nicht unser Krieg und je mehr Zement hier verbaut wurde, desto weniger Bunker und Befestigungen konnten sie bauen.

Lagerführer Zill und seine beiden Begleiter waren am gleichen Tage nach Dachau zurückgekehrt. Der Betrieb in unserem Kommando ging weiter wie bisher. Doch mir fiel auf, daß Oberscharführer Wilhelm sich öfter als sonst mit dem Finger an der Nase rieb. Die drei Besucher mußten ihm eine betrübliche Nachricht überbracht haben. Er ging auch öfter als sonst in den Ort und kehrte in der Nacht betrunken zurück.

Eines Nachts kam Wilhelm ohne Dienstmütze heim. Er hatte sie unterwegs verloren. Ohne Dienstmütze war der SS-Mann aber nur ein unvollständiger Soldat. Also mußte die Mütze gesucht werden. Als er mich vor der Schmiede stehen sah, rief er zu mir herüber: "He, Schmied! Geh her zu mir. Wir müssen ins Tal hinunter."

Wir benutzten nicht den Hauptweg, sondern einen schmalen Pfad durch den Wald. Hier erst erklärte er mir, worum es ging. "Ich habe gestern abend meine Mütze verloren, als ich diesen Pfad hinaufgegangen bin. Wahrscheinlich habe ich einen Ast gestreift, und sie ist verlorengegangen. Wir werden sie jetzt suchen."

Ich ließ mir natürlich nicht anmerken, daß ich die wahre Geschichte des trinkfreudigen Oberscharführers bereits kannte. Wir gingen den Pfad, den er seiner Ansicht nach in der vergangenen Nacht zurückgelegt hatte, abwärts ins Tal. Doch die Mütze fanden wir nicht.

Wir wußten jetzt auch, was der hohe Besuch vor einigen Tagen zu bedeuten hatte. Die beiden Begleiter Zills, zwei aus Berlin entsandte SS-Führer, sollten die Notwendigkeit für den geplanten Bau der Straße prüfen und darüber entscheiden, ob sie gebaut werden sollte oder nicht. Schon bald erfuhren wir, daß sie nicht gebaut werden sollte, weil das dafür vorgesehene Material nicht freigegeben, sondern kriegswichtigen Zwecken vorbehalten blieb. Das bedeutete: Das Kommando wurde aufgelöst, das Lager jedoch bestand weiter. Wir würden dann also nach Dachau zurückkehren. Und wir alle bedauerten das sehr.

Fast ein Jahr waren wir jetzt hier gewesen und für uns war es eine kleine Freiheit. Ein letzter Blick zum Wilden Kaiser hinauf, und abwärts ging ins

Tal, wo bereits der Bus auf uns wartete, um uns wieder in die Welt der Maschinengewehrtürme, elektrisch geladener Stacheldrahtzäune und stundenlanger Zählappelle zu bringen.

Ein schwerwiegender Entschluß

Ich gewöhnte mich schnell wieder an das Leben im Stammlager Dachau. Es hatte sich nicht viel verändert hier, abgesehen davon, daß die Zahl der Insassen enorm angestiegen war. Die Belegstärke der Blöcke war um das Doppelte gestiegen, so daß es in den Stuben jetzt sehr beengt zuging.

Ich war wieder in einem Baukommando beschäftigt. Meine Tätigkeit dort bestand in der Ausgabe von Werkzeugen. Obwohl diese Beschäftigung als "ruhige Kugel" angesehen werden konnte, sagte sie mir nicht zu. Mir fehlte das Gespräch mit meinen Freunden, die ich inzwischen im Lager kennen- und schätzengelernt hatte. Hier aber saß ich in meiner Werkzeughütte, und die Leute des Kommandos erhielten von mir Schaufel und Pickel und gingen wieder. Außerdem saß oftmals der Kommandoführer bei mir in der Hütte, besonders wenn es regnete.

Nein, das war nichts für mich. Ich mußte aber zugeben, daß manch einer meiner Kameraden froh gewesen wäre, an meiner Stelle hier zu sitzen, anstatt Mörtel auf das Baugerüst zu tragen.

Ich hatte mir mehr als einmal die Frage vorgelegt, ob ich es mit meiner Einstellung und meinem Gewissen verantworten konnte, die Tätigkeit eines Funktionshäftlings auszuüben. Nur als solcher hatte ich die Möglichkeit, bei Einhaltung größter Vorsicht als Prellbock zwischen der SS und meinen mir anvertrauten Kameraden zu dienen. Ich verkannte nicht die Schwere dieser Aufgabe, zumal ich dabei keinen Argwohn bei der SS aufkommen lassen durfte. Doch ich wußte eine Anzahl Freunde, die es geschafft hatten, auf dem Mittelweg zu balancieren. Hatte ich es nicht selbst schon gespürt, wie ich von scheinbar unsichtbarer Hand in manchen kritischen Situationen vor dem Schlimmsten bewahrt blieb? Wie war es zu erklären, daß ich bei meinem Zugang auf den besten Block verlegt worden war? Oder etwa vor einem Jahr der Wechsel zum Außenkommando in St. Johann? Alle diese Dinge verdankte

ich doch den Funktionshäftlingen im Lager. Für meine Mithäftlinge etwas tun können, was ihr Los erleichterte, das wollte ich auch mir zur Aufgabe machen.

Ich sprach am Abend mit meinem Freund Sepp darüber, der inzwischen wieder in seinem früheren Arbeitskommando, den Lagerwerkstätten, als Schmied beschäftigt war. Er hatte zwar Verständnis für mein Vorhaben, gab mir aber gleichzeitig zu bedenken, daß die Erfüllung einer solchen Aufgabe nicht leicht sein würde: "Denk immer daran, daß du als Funktionshäftling sehr viel tiefer fällst als ein einfacher Häftling, wenn du dich nach Meinung der Lagerführung nicht so verhältst, wie sie es von dir verlangen. Dann wird man dich vernichten und niemand von unseren Freunden kann dir dann noch helfen." "Wir können aber doch nicht diese Funktionen den gewissenlosen und nur vor der SS dienenden Elementen überlassen, die es ja zweifellos unter den Häftlingen, auch den Roten, gibt." "Du hast ja recht, doch ich würde es sehr bedauern, wenn du daran scheiterst. Ich möchte dich als Freund nicht verlieren. Überlege es dir noch einmal gründlich."

Seine Worte hatten mich sehr beeindruckt. Der gute Sepp war besorgt um mich. Er fürchtete, daß ich dem, was ich mir vorgenommen hatte, nicht gewachsen war. Immerhin war ich erst drei Jahre im Lager, eine relativ kurze Zeit, um bereits als "gewiefter Lagerhase" zu gelten. Kannte ich doch eine ganze Reihe Kameraden, die seit der Gründung des Lagers Dachau im Jahre 1933 hier einsaßen.

Immer wieder überlegte ich mir das Für und Wider meines Vorhabens. Es konnte ein folgenschwerer Entschluß für mich sein.

Ich beschloß, den Kameraden Longinus Novara³³, einen früheren Reichstagsabgeordneten der KPD, aufzusuchen und seinen Rat einzuholen. Ich war mit ihm befreundet und wußte, daß seine Meinung bei den politischen Gefangenen Gewicht hatte. Seine Beurteilung sollte für mich maßgebend sein.

Nachdem er mir zugehört hatte, meinte er nach einigem Zögern: "Wenn du dir das zutraust und genau weißt, was du erreichen willst, so kann ich dir nur

33 Longinus Novara (oder Novarra bzw. Nowarra), geb 15.3.1888 in Hindenburg/Oberschlesien. Lebte in Berlin, KPD-Funktionär. Oertels Annahme, N. wäre KPD-Reichstagsabgeordneter gewesen, läßt sich nicht belegen. Ab 3.9.1940 im KZ Dachau, ab 22.10.1944 im KZ Neuengamme. Starb am 3.5.1945 beim Untergang der "Cap Arcona" in der Lübecker Bucht.

raten: Bewirb dich! Wir brauchen zuverlässige Kameraden für unsere Aufgabe und ich denke, du wirst uns nicht enttäuschen. Hast du eine Verbindung?" "Ja, den Sepp Weber." "Gut, laß ihn das in die Wege leiten. Der Sepp ist mit dem Lagerältesten befreundet. Ich könnte es auch arrangieren, doch möchte ich der Lagerführung gegenüber nicht zu sehr in Erscheinung treten. Du wirst wissen, warum ich mich zurückhalten muß."

Er brauchte mir das nicht näher zu erklären. Ich war längst darüber informiert, daß es einen Kreis politischer Häftlinge im Lager gab, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten zu versuchen, vertrauenswürdige und zuverlässige Kameraden in wichtige und entscheidende Funktionen zu bringen. Zu diesem Kreis gehörte auch Longinus Novara.

Am nächsten Abend auf der Stube. Sepp sah mich fragend an: "Na, willst du immer noch Capo werden, oder hast du es dir anders überlegt?" "Von Capo werden war doch gar keine Rede. Es gibt doch auch andere Funktionen im Lager, ich denke da an Schreibstube oder Stubenältester. Kannst du mir da behilflich sein? Longinus meint das." "Ich sehe schon, du gibst dein Vorhaben nicht auf. Also werde ich versuchen, dir zu helfen. Morgen rede ich mir Karl Krapp, dem Lagerältesten. Du sagtest vorhin, du wärest gerne Stubenältester?" "Ja, daran habe ich gedacht. Ich glaube, das würde ich auch schaffen."

Einige Tage später. Ich stand vor dem Lagerältesten, der mich mit kritischem Blick musterte: "Hast du das Zeug dazu, eine Herde in Schach zu halten? Und zwar so, daß weder du, noch ich und auch deine Leute nicht auffallen?" "Ich denke schon. Jedenfalls werde ich mich bemühen." "Ich werde dich dem Rapportführer vorstellen. Der wird die Entscheidung treffen. Morgen früh wird dein Kommando ohne dich ausrücken."

Jetzt konnte ich nicht mehr zurück.

Am nächsten Tag auf dem Appellplatz. Neben mir standen noch einige Kameraden, die für irgendwelche Tätigkeiten vom Lagerältesten oder vom Arbeitseinsatz vorgeschlagen worden waren. Rapportführer Hofmann steuerte auf unsere Gruppe zu, um sich über die vorgeführten Häftlinge und deren voraussichtliche Verwendung zu informieren. Mich musterte er kurz und wandte sich dann an den Lagerältesten: "Was soll mit dem?" "Ich möchte ihn als Stubenältesten für 14/3 vorschlagen, Herr Rapportführer." "Warum? Gibt es dort keinen?" "Der bisherige kommt auf einen Russenblock." "Gut, der nächste."

Das war alles. Diese drei Worte besiegelten meinen Einsatz als Stubenältesten auf Block 14, Stube 3.

Der Blockälteste 14 stellte mich der Stubenbelegschaft vor, die mich neugierig und auch ein wenig abwägend anstarrte. Meine "Herde", wie sich der Lagerälteste ausdrückte, zählte etwa hundert Mann. Die sollte ich nun "in Schach halten". Meine erste Maßnahme würde es sein, das volle Vertrauen dieser Männer zu gewinnen. Ob ich es schaffen konnte?

Block 14 / Stube 3

Die Belegschaft meiner Stube setzte sich zusammen aus Jugoslawen (Slovenen), Polen und einigen Deutschen. Ausnahmslos alles Träger des roten Winkels. Unter den Deutschen befanden sich auch Häftlinge der sogenannten "Sonderaktion Wehrmacht". Das waren Wehrmichtsangehörige, die vor dem Krieg wegen Verstößen gegen die Disziplin (wie beispielweise Überschreitung der Urlaubszeit, Aufsässigkeit gegenüber Vorgesetzten und ähnlichen Delikten) mehrfach mit Arreststrafen belegt worden waren. Diese Soldaten waren in einer Strafeinheit zusammengefaßt und wurden bei Kriegsausbruch in das KZ Sachsenhausen eingewiesen. Ein Teil dieser Leute kam schließlich zu uns. Etwa sechs bis acht von ihnen hatte ich nun auf meiner Stube. Sie galten als politische Gefangene, trugen den roten Winkel, jedoch abweichend von der Norm, mit der Spitze nach oben. Einige Kameraden vom Personal benachbarter Blöcke warnten mich und meinten besorgt: "Mit diesen rauhen Burschen wirst du deine Last haben. Mit denen sind nicht einmal die berüchtigten 'Spieße' der Wehrmacht fertig geworden."

Ich muß zugeben, daß mir nicht ganz wohl zumute war bei dem Gedanken, meine Funktion ohne Strafmeldungen und Austeilen von Ohrfeigen durchführen zu wollen. Doch meine Besorgnis wich sogleich, als ich einen in dieser Gruppe zu erkennen glaubte. Auch er schien mich erkannt zu haben: "Bist du nicht aus Wilhelmshaven?" "Ja, stimmt, ich kenne dich auch. Hast du im Kasernenviertel Alaska gewohnt?" "Ja! Ich heiße so, wie der Hauptmann von Köpenick, Wilhelm Voigt."

Nun ging es ans Erzählen. Wilhelm hatte es als Soldat niemals so genau genommen mit dem Zapfenstreich. Fast jeden Abend kam er zu spät in die

Kaserne. Beim Überklettern des Kasernenzauns hatten sie ihn ein paarmal erwischt. So kannte er die Arrestzelle besser als seine Mannschaftsstube und gelangte sehr rasch in die Strafkompagnie. Von dort aus war es kein weiter Weg mehr ins Konzentrationslager.

"Wenn ich an einen Gott glauben würde, dann wäre ich überzeugt, er selbst hätte dich zu mir geschickt." "Wieso denn das?"

Wilhelm sah mich verständnislos an.

"Wegen deiner Kameraden, die mit dir nach Dachau gekommen sind. Die bereiten mir ein wenig Sorgen. Ich hab den Eindruck, daß sie mir meine Arbeit nicht leicht machen werden. Es gibt nur einen, der auf sie einwirken könnte, und das bist du, Wilhelm." "Nun, Ottje", (so nannte er mich früher immer), "ich kann Dir das erklären. Wir deutschen Häftlinge haben bei Deinem Vorgänger gewisse Vorzüge genossen. Meine Kameraden fürchten nun, das sei jetzt vorbei." "Das ist auch hundertprozentig begründet. Bei mir wird niemand bevorzugt oder benachteiligt."

Meine Vermutung, daß Wilhelm einen gewissen Einfluß auf die Soldaten besaß, bestätigte sich sehr bald. Ich stieß auf keinerlei Schwierigkeiten bei ihnen. Ich fühlte mich etwas wohler in meiner Haut, und wir wurden bald darauf gute Freunde. Damit war die erste kritische Phase, die mich manche Nerven kostete, überstanden.

Die polnischen Häftlinge auf der Stube waren durchweg schon seit dem Überfall der Nazis auf ihr Heimatland in Haft. Einige von ihnen sprachen sehr gut deutsch. Sie waren wahllos aus ihren Wohnungen geholt worden. Auf ihren Karteikarten stand als Haftgrund: Deutschfeindlich. Wen wunderte das?

Sie waren durchweg gute Kameraden, die sich vorbildlich verhielten. Von einer Deutschfeindlichkeit mir gegenüber konnte keine Rede sein.

Zu erwähnen wäre da noch die Gruppe der Slowenen aus Jugoslawien. Ich bewunderte diese Männer wegen ihres gradlinigen, stolzen Wesens. Einen Freund unter ihnen zu haben, war ein großer Gewinn. Schließlich gab es noch zwei Einzelgänger auf meiner Stube: Ein alter Exilrusse und ein Armenier.

So stellte sich die Belegschaft meiner Stube als kleines Völkergemisch dar.

Als Blockführer des Blocks 14 fungierte ein junger SS-Mann. Anfangs versuchte er mehrmals, mich auf's Kreuz zu legen, indem er emsig nach Gründen

für Beanstandungen suchte. Doch da kam er bei mir nicht auf seine Rechnung. Selbst als er mit einer Nadel den Börtelrand eines Blecheimers nach winzigen Spuren von Essensresten absuchte, blieb das erhoffte Ergebnis aus. Oh ja, ich kannte inzwischen alle diese Tricks. Nach einer gewissen Zeit gab er dann auf, und ich hatte vor ihm meine Ruhe.

Die Slowenen

Einige Monate schon war ich Stubenältester, als die Anordnung erging, sämtliche Deutsche aus den Ausländerblöcken herauszunehmen und auf die deutschen Blöcke zu verlegen. Das traf auch meine Stube. Ich bedauerte das sehr, weil sich inzwischen die Kameraden, gleich welcher Nation, aneinander gewöhnt hatten und auch einige echte Freundschaften unter ihnen bestanden. So mußte ich mich leider auch von Wilhelm und dessen Kameraden trennen.

Ein Sprecher der Jugoslawen, der mir bei meinen Schreibarbeiten behilflich war, kam mit einer Bitte zu mir: "Stubenältester, jetzt ist doch eine Anzahl Plätze frei geworden in unserer Stube. Können nicht unsere Landsleute von Stube 4 zu uns verlegt werden? Dann wären wir Slowenen alle zusammen auf einer Stube." "Und die Polen, wo sollen die hin?" wandte ich ein. "Die können auf Stube 4, zu den anderen Polen verlegt werden. Dann sind die auch zusammen." "Laß mir Zeit. Ich rede mit dem Blockältesten. Versprechen kann ich nichts."

Mir paßte die Verlegerei nicht so recht. Die Angehörigen verschiedener Nationen kamen ausgezeichnet miteinander aus. Andererseits hatte ich Verständnis für das ausgeprägte Zusammengehörigkeitsgefühl der Slowenen. Aber besaßen die Polen das nicht auch? Ich nahm mir vor, mit ihnen dieses Thema vorsichtig anzuschneiden. Zu meiner Überraschung willigten sie ohne Umschweife in den Vorschlag ein. "Wenn du das möglich machen kannst, Stubowi, dann wären wir dir dankbar dafür. Am liebsten nähmen wir dich dann aber auch gleich mit!"

Jetzt erst merkte ich, wie sehr mir diese Leute an's Herz gewachsen waren. Blicke doch nur alles so wie bisher. Doch ich mochte meine Kameraden auch nicht enttäuschen. Das letzte Wort hatte ja ohnehin der Blockälteste.

Ich besuchte ihn bald darauf und unterbreitete ihm den Vorschlag. Der aber wollte davon gar nichts wissen: "Was soll das hin und her? Gibt nur unnötige Schreiberei. Nein, daraus wird nichts."

Doch ich ließ nicht locker: "Die Schreibarbeit hat doch der Blockschreiber. Fragen wir den mal."

Der Blockschreiber war nämlich Pole, und ich konnte mir nicht vorstellen, daß er sich den Wünschen seiner Landsleute entgegenstellte. Sicher würde er die kleine Mehrarbeit auf sich nehmen. Also bohrte ich weiter: "Gibst du deinen Widerstand auf, wenn der Schreiber einverstanden ist?" "Dann meinetwegen."

Als wenig später der Blockschreiber die Stube betrat, war in zehn Minuten alles geregelt. Die Verlegung konnte stattfinden.

Nun gab es viele neue Gesichter auf der Stube. Ebenso viele vertraute Kameraden vermißte ich jetzt. Auf meiner Stube lagen - mit Ausnahme des Russen und des Armeniers - ausschließlich Jugoslawen. Meine Wenigkeit nicht mitgerechnet.

Eines Morgens kam ein älterer Slowene und klagte: "Stubenältester, mir ist heute nacht mein Brot gestohlen worden!"

Das war es, was ich seit langen befürchtet hatte: Brotdiebstahl. Auf einigen Blöcken war es eine Plage. Auf unserer Stube kam bisher noch kein Diebstahl vor.

Die größte Untat, die ein Häftling seinen Kameraden antun konnte, war, ihm sein Brot zu stehlen. Ein Ausspruch der Konzentrationäre lautete: Wer seinem Kameraden das Brot stiehlt, der stiehlt ihm sein Leben.

Ich mußte versuchen, den Dieb zu fassen. Ich redete mit dem Sprecher der Slowenen. Vielleicht hatte er einen Verdacht. Immerhin kannte er seine Landsleute besser als ich. Doch er konnte mir nicht helfen und meinte: "Vielleicht ist es einer von denen aus Stube 4, die kürzlich zu uns herüber gekommen sind. Was wirst du machen, wenn du ihn erwischst?" "Das weiß ich noch nicht. Erst muß ich ihn mal haben." "Dann möchte ich dich im Namen meiner Kameraden bitten: Mach keine Strafmeldung und schlag ihn auch nicht."

Ich war ein wenig erstaunt über seine eigenartige Bitte und antwortete ihm: "Damit er weiter stehlen kann, ohne befürchten zu müssen, dafür bestraft zu werden? Das könnt ihr nicht von mir verlangen. Schließlich ist es auch meine

Aufgabe, euer Eigentum zu schützen." "Er soll ja auch bestraft werden, aber von uns." "Von Euch? Wollt ihr ihn etwa verprügeln oder gar töten? Laßt die Finger von solchen Sachen. Damit bringt ihr nur mich in Gefahr." "Nein, wir strafen ihn mit Verachtung. Niemand von uns wird ihn mehr beachten. Nicht ein einziger wird mehr ein Wort mit ihm reden. Er bleibt für uns Luft. Das ist die härteste Strafe, die einen Slowenen treffen kann."

Seine Worte hatten einen starken Eindruck auf mich gemacht. Jetzt begriff ich auch, warum man diesen Menschen einen besonderen Stolz nachsagte. Ingeheim hoffte ich, daß der nächtliche Dieb kein zweites Mal seine Kameraden bestahl.

Albin

Ich mußte versuchen, den Brotdieb zu fassen. Zu meiner Unterstützung suchte ich mir einen jungen Slowenen namens Albin von 20 Jahren, der sehr gut deutsch sprach. Ich fragte ihn, ob er mir helfen wolle, den Dieb zu fangen. Natürlich sagte er zu. So saßen wir in der folgenden Nacht versteckt hinter dem großen Kachelofen und lauschten auf verdächtige Geräusche. Um nicht vom Schlaf übermannt zu werden, unterhielten wir uns im Flüsterton. Dabei erfuhr ich den Leidensweg des Albin Vernik.

In seiner Heimatstadt Marburg an der Drau, die von den Deutschen besetzt war, machte eine starke Widerstandsbewegung den Besatzern zu schaffen. Sabotageakte, Flugblätter mit Aufrufen zum Kampf gegen die SS und Gestapo führten zu einer großen Verhaftungsaktion. In einer dieser Menschenjagden ergriff man auch Albin und sperrte ihn ins Gefängnis, das bereits mit Geiseln überfüllt war. Jeder der Gefangenen wurde von der Gestapo vernommen, so auch Albin. Man hatte in Erfahrung gebracht, daß er als Kurier der Widerstandsbewegung gearbeitet hatte und somit Verbindungsleute kennen mußte. Doch Schläge und Drohungen zeigten bei ihm nicht die erhoffte Wirkung. Er blieb fest. So versuchte man es mit anderen, noch grausameren Mitteln.

Als sich die Verhaftungen in der Folgezeit als unwirksam erwiesen, suchte man sich einige Häftlinge heraus und erschöß sie auf dem Hof des Gefäng-

nisses. Die dadurch entstandenen Lücken wurden rasch durch erneut eingelieferte Geiseln aufgefüllt.

Eines Tages, als wiederum etwa 20 Gefangene auf den Hof geführt wurden, befand sich unter ihnen auch Albin. Alle mußten sich in einer Reihe an die Gefängnismauer stellen. Ihnen gegenüber stand das Exekutionskommando bereit. Dann geschah etwas Seltsames: Einer der Gestapomänner, die Albin vernommen hatten, trat zu ihm heran und führte ihn in seine Zelle zurück. Der Mann schwieg eine Weile, als horchte er auf irgend etwas. Dann krachten plötzlich vom Hof her die Schüsse des Erschießungskommandos. Der Gestapomann beendete sein Schweigen unmittelbar darauf mit den Worten: "Siehst du, mein Junge, jetzt wärst du auch nicht mehr am Leben. Ich denke, daß du mir jetzt meine Fragen beantworten wirst."

Doch Albin blieb fest. Der Gestapomann tobte: "Ich hab dir eine Chance gegeben und du hast sie nicht genutzt. Beim nächsten Mal stirbst du mit den anderen!"

Ein paar Tage darauf führte man ihn wieder in den Hof, wo bereits 12 bis 15 Männer an der Mauer standen. Er wurde dazu gestellt und sah, wie die SS-Männer ihre Gewehre luden. Albin hatte nun mit dem Leben abgeschlossen. Doch er war stolz darauf, trotz der furchtbaren Drohungen nicht zum Verräter geworden zu sein. Da plötzlich wurde sein Name gerufen. Ein Gefängniswärter rief ihn aus der Reihe der Todgeweihten und brachte ihn in seine Zelle. Albin verstand das alles nicht, da krachten die Gewehrsalven auf dem Hof. Nun versagten seine Nerven, und er brach weinend zusammen.

Später erkannte er, daß dies alles eine Art schwerster Folter war. Doch von nun an ließ man ihn in Ruhe. Hatte ihnen seine unerschütterliche Standhaftigkeit imponiert? Auf jeden Fall waren sie wohl überzeugt davon, daß sie aus ihm nichts herausbekamen. Einige Wochen nach diesen Geschehnissen brachte man ihn nach Dachau.

Wir beide schwiegen eine Weile und hatten längst vergessen, weshalb wir hier in der Nacht Wache hielten. Es begann bereits zu dämmern, und in einer Stunde würde die Sirene das Signal zum Wecken geben.

Albin begab sich in den Schlafrum, um noch ein wenig zu ruhen. Da ich eine halbe Stunde vor der Stubenmannschaft aufstehen mußte, lohnte es sich für mich nicht mehr. So ging ich in den Waschraum, hielt meinen Kopf unter die

Brause und rasierte mich anschließend. Der Brotdieb aber blieb in dieser Nacht untätig.

Stube 14 / 3 ohne Neuigkeit?

Die Tätigkeit und die Aufgaben, die ich als Stubenältester durchzuführen hatte, waren mir bereits zur Routine geworden. Der Tagesablauf begann für mich eine Weile vor dem Wecken. Mein erster Blick galt dann den Verdunkelungen an den Fenstern des Schlafraumes. Denn es war ja Krieg, und kein Lichtschein durfte wegen eventueller Bombenangriffe nach außen dringen. Gelegentlich geschah es nämlich, daß jemand in der Nacht ein Fenster öffnete, um frische Luft hereinzulassen. Dazu aber mußte er den Verdunkelungsrahmen abnehmen. Wenn dann Morgens nach dem Wecken die Beleuchtung eingeschaltet wurde, drang der Lichtschein nach außen. Die Strafen der SS wären nicht auszudenken gewesen. Bewußte Sabotage, so hätten sie es ausgelegt. Ich mußte auf der Hut sein, um nicht durch Nachlässigkeit eine solche Situation eintreten zu lassen. So habe ich mehr als einmal Schlimmes verhüten können. Wie zum Beispiel eines Abends, als die Belegschaft sich bereits im Schlafraum zur Ruhe begeben hatte. Ich kontrollierte, wie an jedem Abend, zu dieser Zeit die leere Stube noch einmal gründlich. Da spürte ich in meiner Nase einen feinen Geruch von Rauch und fand auch bald die Ursache: Ein Spind, aus dem Rauch drang. Ich öffnete die Schranktür und sah, daß die in dem Spind hängende Montur eines Kameraden durch eine Zigarettenkippe in der Hosentasche in Brand geraten war. Rasch riß ich das Kleidungsstück heraus und löschte im Waschraum die Glut. Ein großes Loch in der Hose blieb zurück. Was war geschehen?

Der Kamerad hatte beim Ertönen des abendlichen Signals "Alles in die Baracken!" in der Eile seine Zigarette ausgedrückt und in die Hosentasche gesteckt, nicht ahnend, daß sich noch ein winziger Rest der Glut daran befand. So kam es zu dem Schwelbrand. Man muß wissen, daß das Rauchen nur in der Freizeit und dann auch nur im Freien erlaubt war. In den Blöcken herrschte strenges Rauchverbot. Mit Schrecken dachte ich daran, was geschehen wäre, wenn der Brand sich in der Nacht ausgeweitet hätte und ein offenes Feuer auf dem Block entstanden wäre. Die SS hätte mit großer Wahrscheinlichkeit die gesamte Blockbelegschaft zusammengeschossen. In ihren Augen war ein

Barackenbrand offener Aufruhr, und die Drohungen von Lagerführer Kantschuster wären mit Bestimmtheit wahr gemacht worden. Wie sagte er doch damals, bei unserer Einlieferung... "Meuterei wird im Blut erstickt. Meine Männer machen ganze Arbeit."

Ich habe natürlich den betreffenden Kameraden eindringlich verwarnt und ihn auf die möglichen Folgen einer solchen Nachlässigkeit hingewiesen. Trotzdem habe ich ihm am nächsten Morgen eine andere Hose besorgt, damit er beim Zählappell nicht auffiel. Nur das Nummernband mußte er sich selbst aufnähen. Dies alles haben wir ganz für uns behalten.

Als ich während der ersten Zeit meiner neuen Tätigkeit als Stubenältester frühmorgens wie gewohnt den Waschraum aufsuchte, tastete ich mich zunächst wie immer in der noch herrschenden Finsternis zu den Fenstern hin, um den Sitz der Verdunklungsrahmen zu überprüfen. Dabei berührte meine linke Hand etwas, das nicht dahin gehörte. Ich schaltete das Licht ein und erschrak vor dem grausigen Bild, das sich mir bot.

Am Fenster hing ein toter Häftling, dessen weit aufgerissene Augen mich anstarrten. Ich war zwar an den Anblick von Toten gewöhnt, aber das hier war anders. Ich befand mich allein in einem Raum mit dem toten Kameraden, dessen starrem Blick ich mich nicht entziehen konnte. Ich hatte den Raum betreten, um mich zu waschen, wie an jedem Morgen. Schon überlegte ich, ob ich heute darauf verzichten sollte. Doch nein, ich gab mir einen Ruck, machte meinen Oberkörper frei und wusch mich unter der sprudelnden Wasserleitung. Dabei mußte ich meine Gefühle und Empfindungen gewaltsam unterdrücken, denn es war bestimmt nicht das letzte Mal, daß ich solchen oder ähnlichen Situationen gegenüberstehen würde. Also mußte ich die Kraft aufbringen, auch damit fertig zu werden. Als ich mir dann das Hemd überstreifte, begegneten meine Augen wieder ungewollt denen des toten Kameraden. Sie waren ohne Glanz und starrten ins Leere.

Nachdem ich dem Blockältesten den Vorfall gemeldet hatte, wurde der Waschraum gesperrt. Niemand durfte ihn benutzen, bevor der Tote entfernt war. Nach dem Zählappell erschien ein SS-Mann der Politischen Abteilung und fotografierte die Leiche, so, wie sie dort am Fenster hing. Als er ging, rief er mir noch zu: "Abschneiden und waschen!"

Mir schauderte davor. Doch es half nichts, ich mußte gehorchen. Ich holte mir ein Brotmesser aus dem Spind und schnitt den Strick durch. Der Körper

plumpste auf den Steinboden. Jetzt erst sah ich mir den Toten näher an und stellte fest, daß er gar nicht zu meiner Stube, sondern zur Stube 4 gehörte. Unsere beiden Stuben lagen nämlich nebeneinander, getrennt durch Abort und Waschraum. So bat ich den benachbarten Stubenältesten, alles weitere zu erledigen. Ich muß gestehen, daß ich ein klein wenig froh darüber war, daß der Tote nicht "zu mir" gehörte.

Der Kamerad von Stube 4 war aus anderem Holz als ich. Er befand sich schon viele Jahre in Dachau und kannte sich mit solchen Vorfällen aus. Er riß dem Toten Hemd und Unterhose vom Leib, spritzte den nackten Körper mit einem Wasserschlauch ab und wusch ihm mit einem Straßenbesen den Kot ab, den jeder Erhängte in seiner letzten Sekunde von sich gibt. Bei diesem Anblick wandte ich mich ab und begab mich in meine Stube zurück. Später stand ich noch oft vor diesem oder einem ähnlichen Problem, aber auch das wurde mir schließlich zur Routine.

Meine vielleicht noch vorhandene Sensibilität stumpfte nach und nach ab, so daß mich der Anblick von Toten, ganz gleich in welcher Situation, nicht mehr sonderlich bewegte. Das gehörte zum täglichen Bild in einem Konzentrationslager. Man gewöhnte sich daran.

Totentanz mit Marschmusik

Der 1. Schutzhaftlagerführer, SS-Hauptsturmführer Zill, konnte wohl nicht verwinden, daß es in einigen KZ-Lagern Musikkapellen gab, die von Häftlingen gespielt wurden. So ein Spielzeug mußte auch er haben, koste es, was es wolle. So ließ er durch eine Umfrage im Lager ermitteln, wer von den Häftlingen Berufsmusiker war und Lust hatte, einem zu gründenden Orchester beizutreten. Es meldeten sich daraufhin eine Reihe Männer, die mitmachen wollten. Ihre Instrumente durften sie sich von daheim schicken lassen. Die Musiker wurden von der Arbeit freigestellt und erhielten eine nagelneue Kluft.

Wir schüttelten nur den Kopf über diese neue Masche des Lagerführers. Eine Musikkapelle im Konzentrationslager, wo täglich zahllose Menschen an Hunger und Erschöpfung starben oder durch brutale Mißhandlungen umgebracht wurden! Sollte das Orchester etwa von morgens bis abends unentwegt Trauermärsche spielen? Sicherlich nicht.

Beim abendlichen Einrücken der Arbeitskommandos nahm das Orchester Aufstellung am Lagertor, um den ermüdeten, von der schweren Arbeit ausgemergelten Häftlingen "den Marsch zu blasen".

An einem Sonntagnachmittag ging ich mit einem Freund auf der Lagerstraße spazieren. Das Häftlingsorchester gab gerade ein Platzkonzert. Wir blieben stehen und lauschten den Klängen eines Walzers. Alte, vertraute Melodien weckten Erinnerungen in mir und versetzten mich in die alte, ferne Welt zurück. Für einen Augenblick war die Gegenwart vergessen.

Das Lied war zuende, und wir wollten unseren Spaziergang fortsetzen, als das Arbeitskommando der Strafkompagnie ins Lager einrückte und in geschlossener Marschkolonne seinem Block zustrebte. Die Angehörigen der Strafkompagnie mußten nämlich auch an den Sonntagen arbeiten. Dafür bekamen sie an diesen Tagen kein Mittagessen.

Wir ließen den Trupp an uns vorbeimarschieren und bemerkten am Ende der Kolonne einen Häftling, der einen Schubkarren hinter sich herzog. Im Karren lag ein Toter mit eingeschlagenem Schädel. Einer der berüchtigten "Unglücksfälle" auf der Baustelle.

Der Kopf des Toten hing über den Rand der Karre hinaus. Plötzlich setzte die Musik wieder ein. Ein schmetternder Militärmarsch. Der Mann mit der Karre paßte seinen Schritt dem Takt der Marschmusik an, und wir sahen, wie der Kopf des Toten bei jedem Schritt des Karrenziehers gegen das Rad schlug. So entstand ein eigenartiges, grotesk wirkendes Bild: Der tote, blutige Kopf nickte ohne Unterlaß in rhythmischer Folge zu den Klängen des Militärmarsches. Es war grauenhaft anzusehen. Doch es kam noch schlimmer. Wir alle, die diesen makaberen Aufzug sahen, brachen in schallendes Gelächter aus. Es war gemein, doch wir wußten es nicht anders. Wir sahen nicht den toten Kameraden, sondern einen Menschen ohne Leben, der dennoch imstande war, mit seinem Kopf den Takt zur Musik zu schlagen. War das, was wir taten, nicht Wahnsinn? Waren wir denn überhaupt noch normal? Wie sagte es doch einmal ein langjähriger Konzentrationär zu mir, als ich noch ein Neuling war: "Das lernst Du auch noch." Jawohl, wir alle hatten es gelernt, wir mußten es lernen oder zugrunde gehen.

Der Kamerad damals hatte recht. Die endlose Kette erlebter Greuel bewirkten in meinem Innern eine erschreckende Gleichgültigkeit gegenüber all jenen Dingen, die ich anfangs fürchtete, und vor denen ich mich entsetzte. Wer diese

Wandlung durchgemacht hatte, der ertrag sein Los Leichter. Wohin aber diese harte Schule den Menschen bringen konnte, zeigt die eben geschilderte Begebenheit.

Invalidenvernichtung

Es war im Sommer des Jahres 1941, als eine Gruppe Männer in SS-Uniform den Appellplatz des Lagers überquerte und in einer der Baracken verschwand, die als Häftlingslazarett eingerichtet waren. Es waren SS-Ärzte in Begleitung der Lagerführung. Im Revier selbst war bereits alles für diesen Besuch hergerichtet. Der Lagerarzt rief dem Reviercapo einige Worte zu, worauf dieser sich mit einem Schreibblock versah und sich dem Zug anschließen mußte. Sie durchstreiften alle Krankenstationen und unterzogen jeden einzelnen Patienten einer Musterung. Ein kurzer Blick auf die abgemagerten Körper: "Aufschreiben."

Der Mann mit dem Schreibblock notierte eine Nummer auf das Papier. So gingen sie von Bett zu Bett, und die Reihe der Nummern auf dem Blatt wuchs dabei an. Nicht alle wurden aufgeschrieben. Nur diejenigen, bei denen auf den ersten Blick keine Aussicht auf baldige Genesung und Arbeitsfähigkeit zu erkennen war. Was bedeutete das?

Die Kommission hatte das Revier wieder verlassen und begab sich nun zu den Wohnblöcken der Invaliden und Körperschwachen. Zwei Kranke unterhielten sich leise miteinander: "Bist du auch aufgeschrieben worden vorhin?" "Ja, doch wozu mag das wohl sein?" "Sicherlich will man uns mehr zu essen geben!" "Meinst du? Oh, wie fein das wäre, sich einmal richtig sattessen zu können."

Über das Gesicht des von Hunger und Schwäche agezehrten Kranken huschte ein mattes Lächeln. Er faßte wieder Hoffnung und dachte an seine Familie daheim, die er jahrelang nicht gesehen hatte.

Diese Unterhaltung mochte so oder ähnlich oder auch überhaupt nicht stattgefunden haben. Ich weiß es nicht. Aber mit solchen oder ähnlichen Gedanken klammerten sich die bedauernswerten Menschen an die Hoffnung, daß die Untersuchungen dem Zweck dienen würden, ihre Lebenslage zu verbessern. Was ihnen wirklich bevorstand, konnten sie nicht einmal ahnen.

Auf der rechten Seite der Lagerstraße standen die Invalidenblöcke. Hier waren jene Häftlinge untergebracht, die aufgrund körperlicher Gebrechen nicht voll zur Arbeit eingesetzt werden konnten. In den letzten Wochen war die Belegschaft dieser Blöcke stark angewachsen. Ursache hierfür waren die zahlreichen Transporte, welche in letzter Zeit aus anderen Lagern nach Dachau gebracht worden waren. Meist kamen sie aus den Steinbrüchen. Hunger sowie die außergewöhnlich schwere Arbeit hatten ihre Körper zum Wrack gemacht. Viele Verstümmelte sah man unter ihnen. Alle diese Menschen, die zur Verrichtung schwerer körperlicher Arbeit nicht mehr imstande waren, transportierte man zu uns nach Dachau. Aus fast allen Lagern. Zu welchem Zweck? Wir wußten es nicht, noch nicht.

Doch die Kommission der Ärzte schien es zu wissen. Ausziehen, wurde befohlen. Völlig nackt wurden die schwachen oder verkrüppelten Gestalten den Ärzten vorgeführt. So ähnlich mußte es auf einem Sklavenmarkt zugegangen sein. Ein flüchtiger Blick aus kalten Augen entschied, ob der Gefangene den Raum durch die rechte oder linke Tür verlassen mußte. Die auf die rechte Seite Verwiesenen waren in der Mehrzahl. Ihre Namen und Häftlingsnummern wurden aufgeschrieben, während die kleinere linke Gruppe wegtreten durfte. Damit war die Untersuchung beendet, und die Ärzte verließen das Lager.

Am 15. Januar 1942, spät am Abend, wurden sämtliche Blockschreiber zur Lagerschreibstube gerufen. Der Lagerschreiber entfaltete eine Liste und verlas hundert Namen: "Diese Leute sofort vorführen!"

Erstaunte, fragende Gesichter. Ein Achselzucken des Lagerschreibers war die Antwort. Niemand wußte, was es mit diesem plötzlichen Befehl auf sich hatte. Die Schreiber eilten zu ihren Blöcken. Knapp eine halbe Stunde darauf waren die hundert Mann vollzählig zur Stelle und wurden in den Baderaum geführt. Es war ein Teil der vor etwa einem halben Jahr als arbeitsunfähig ausgemusterten Häftlinge. Einige Kriegsbeschädigte aus dem Ersten Weltkrieg waren auch darunter. Bei der Namensverlesung konnte man eine merkwürdige Feststellung machen: Alle Namen begannen mit den Anfangsbuchstaben A oder B.

Draußen fuhren geschlossene Lastwagen vor. Die SS-Männer trieben zur Eile. Unter Schimpfen und Schlägen mußten sich die Verängstigten völlig entkleiden. Danach wurden ihnen alle Prothesen, Bandagen, Brillen usw.

abgenommen, an jedem Teil ein Zettel mit dem Namen des Eigentümers befestigt und diese Gegenstände der Gefangenen-Eigentumsverwaltung übergeben. Von dort aus wurden sie zusammen mit der übrigen Privatkleidung des Häftlings an dessen Angehörige versandt. Diese Tatsache ließ eine bereits in uns vorhandene Ahnung zur furchtbaren Gewißheit werden. Die Unglücklichen sollten liquidiert werden, weil sie nicht mehr arbeiten konnten. Nur mit einem Drillichanzug und Holzpantoffeln bekleidet, zerrte man sie auf die wartenden Lastwagen, und fort ging es in die Nacht hinaus. Es waren die ersten Opfer aus Dachau für die Gaskammer.

Von nun an ging es laufend weiter. In Abständen von einer bis zwei Wochen verließ ein Transport nach dem anderen das Lager. Alle unter den gleichen Umständen und in alphabetischer Reihenfolge. Jeder Invalide konnte also schon im voraus berechnen, wann er ungefähr an der Reihe war. Bettlägrige trug man auf Bahren zu den Lastwagen. Im Lager war es streng verboten, über diese Transporte zu reden. Dieses Verbot hat natürlich nicht verhindern können, daß jeder Häftling im Lager Bescheid wußte. Wenige Tage nach Abgang eines Transportes erhielten die Angehörigen der Ermordeten die Benachrichtigung über deren Tod. Thyphus, Sepsis oder gar Fluchtversuch hieß es darin.

Wir besaßen über all jene Vorgänge genaue Informationen, weil ja in der gesamten Verwaltung Häftlinge beschäftigt waren. Vier Wochen nach dem ersten Transport kamen die Kleider und Holzpantoffeln ins Lager zurück.

Ich hatte einen in der Häftlingskammer beschäftigten Kameraden, dem die Registrierung aller ein- und ausgehenden Kleidungsstücke oblag. Von ihm erhielt ich einige Angaben über diese sowie alle anderen ähnlichen Geschehnisse. Danach wurden im Jahre 1942 insgesamt 2600 Garnituren Kleider von Linz, in dessen Nähe sich die Vergasungsstation Schloß Hartheim befand, an das Lagermagazin zurückgesandt. Diese Zahl entsprach genau der Anzahl der in dem betreffenden Jahre zum Abtransport gelangten Invaliden. 2600 Menschen wurden mit Gas umgebracht, weil die SS-Führung nach ihrer Devise verfuhr: Wer nicht arbeiten kann, soll auch nicht essen.

Später erfuhren wir dann noch, daß diese Vergasungsstation gleichzeitig auch dem KZ Mauthausen zur Tötung ihrer Invaliden diente. Häftlinge aus diesem Lager, die mit einem Transport zu uns nach Dachau gekommen waren, berichteten uns davon. Nun schwanden auch unsere letzten Zweifel am

grausamen Schicksal unserer Kameraden. Das Schloß Hartheim bei Linz war ihre letzte Station.

In Dachau selbst gab es zu dieser Zeit noch keine betriebsfertige Vergasungsanlage. Sie befand sich seit Jahren in halbfertigem Zustand. Aus irgendeinem Grunde war die "Baracke X", so nannte sich dieser Bau, erst kurz vor unserer Befreiung betriebsfertig geworden. Sabotage war ausschlaggebend dabei, denn die Anlage wurde ja von Häftlingen selbst gebaut. Nach der endgültigen Fertigstellung war sie mit Ausnahme einer Probevergasung niemals in Betrieb, da die Befreiung des Lagers kurz bevorstand.

Meine Besucher

Mit meinen Freunden im Lager hatte ich jetzt weniger Kontakt als vor meiner Zeit als Stubenältester, da ich fast ständig auf meiner Stube anwesend sein mußte. Die Blockführer konnten sehr rabiat werden, wenn sie auf ihrem Kontrollgang das Blockpersonal nicht vollständig antrafen. So suchte ich einmal meinen Bekannten im Kleidermagazin auf, um mir eine neue Häftlingsmontur zu besorgen. Als ich auf den Block zurückkehrte, empfing mich Albin, der dort den Stubendienst versah, mit den Worten: "Der Blockführer war hier und hat geschimpft, weil kein Stubenältester da war, um Meldung zu machen." "Hat er etwas Bestimmtes gewollt von mir?" "Das weiß ich nicht. Davon hat er nichts gesagt. Aber er hat die Spinde kontrolliert und viel Geschirr auf den Fußboden geworfen. Dann ist er in den Schlafraum gegangen und hat fast alle Decken durcheinander gebracht und dabei furchtbar geschrien. Ich hatte große Angst." "Wo liegt denn das Geschirr? Ich sehe nichts." "Als der Blockführer fort war, habe ich alles wieder in die Schränke getan." "Komm, wir bringen auch den Schlafraum wieder in Ordnung."

Es dauerte eine geraume Zeit, bis die Betten wieder vorschriftsmäßig geblättert waren.

Ich mußte also in Zukunft vorsichtiger sein, denn wenn der Blockführer mich erst einmal im Visier hatte, dann würde ich keine Ruhe mehr vor ihm haben. Da ich aber auf den Kontakt mit meinen Freunden nicht verzichten wollte, mußte ich einen anderen Weg finden. Ich ließ ihnen ausrichten, sie möchten mich am Abend nach dem Zählappell auf der Stube besuchen. Es war zwar verboten, fremde Blöcke zu betreten, doch zu dieser Zeit kam selten ein SS-

Mann zur Kontrolle. Sollte das jedoch trotzdem einmal der Fall sein, so konnte sich der Besucher rasch unter die Stubenbewohner mischen. Dort konnte er nicht auffallen, weil der SS-Mann die einzelnen Leute ja gar nicht kannte.

Fast jeden Abend hatte ich Besucher bei mir: Wilhelm Voigt, Sepp Weber, Longinus Novara und weitere Kameraden, die ich hier nicht alle aufzählen kann. Doch einen von ihnen darf ich nicht vergessen zu erwähnen. Er hieß Rudi, stammte aus dem Sudetengebiet und war wie ich Kommunist. In Flossenbürg hatte ich mit ihm den gleichen Spind geteilt. Wir hatten uns schon damals angefreundet und uns auch später nie aus den Augen verloren.

Wenn Rudi zu mir kam, brachte er stets eine Fülle von Nachrichten mit. Von ihm konnte man fast alles erfahren, was sich draußen in der Welt ereignet hatte und für uns von Interesse war. Seine Quellen mußten wohl die Ätherwellen sein, die sich an den Grenzen des deutschen Machtbereichs nicht aufhalten ließen. Er verriet mir nie, auf welche Weise und woher er sein Wissen bezog, und ich habe ihn auch niemals danach gefragt. Für uns galten ganz einfach die Regeln der Konspiration: Was jemand nicht unbedingt wissen mußte, das brauchte er nicht zu wissen.

Wilhelm dagegen versorgte mich mit leiblichen Dingen. Er arbeitete im Kommando Küchentransport, und wenn er mich besuchte, zog er oftmals ein Stück Wurst aus der Tasche mit den Worten: "Das hier hatten wir heute zuviel im Bestand. Das kann man doch nicht wegwerfen."

Dabei setzte er sein unschuldigstes Gesicht auf. Da seine Transportkolonne auch die Kantine der SS belieferte, brauchten wir uns beide um unser Gewissen nicht zu bangen.

Auch meine Soldaten von der "Sonderaktion Wehrmacht" hatten mich nicht vergessen. Sie rückten eines Abends mit vier Mann an, zogen Mundharmonikas aus der Tasche, ließen sich von mir zwei Löffel geben und veranstalteten ohne lange Vorrede und zur Freude aller Stubeninsassen ein fröhliches Löffelkonzert. Das waren nun die Burschen, die ich anfangs in bezug auf ihr Verhalten völlig falsch eingeschätzt, ja sogar ein wenig gefürchtet hatte. Dabei waren sie prächtige Kameraden.

Longinus besuchte mich sehr selten auf der Stube. Er vermied nach Möglichkeit alles, womit er sich gefährden konnte. Um aber mit ihm öfter in Kontakt zu kommen, dafür gab es einen anderen Weg. Die Lagerstraße. Hier

im Gewühl der flanierenden Menschen konnte man sich der Beobachtung der Spitzel mit Leichtigkeit entziehen. Leider gab es diese schabigen Kreaturen auch unter den Häftlingen.

Die Lagerstraße

Die Lagerstraße war der Ort, zu dem man sich begab, um Freunde zu treffen oder das Neueste über Welt- und Lagergeschehen zu erfahren. Sie war Treffpunkt und Nachrichtenbörse zugleich. Zwar war es an gewöhnlichen Wochentagen nicht immer möglich, sich dort aufzuhalten, weil die meisten Kameraden dann in ihren Arbeitskommandos steckten. Nur nach dem abendlichen Zählappell hatte man Gelegenheit, die Straße zwischen den Blockreihen aufzusuchen. Andere wiederum, die zum Blockpersonal gehörten, hatten nach dem Appell auf ihren Blöcken vollauf zu tun. Aber es gab den Sonntagnachmittag. Das war die Zeit des Flanierens auf der Lagerstraße. Zu dieser Zeit betrat selten ein SS-Mann das Lager. Dann waren wir quasi ungestört, und die Straße wimmelte von spazierenden Häftlingen. Man sah kleine Gruppen in angeregtem Gespräch vertieft, langjährige Bekannte trafen sich dort, neue Freundschaften wurden geschlossen.

Wer also das Neueste erfahren wollte über Politik und Kriegsverlauf, der begab sich einfach am Sonntagnachmittag auf die Lagerstraße. Es lohnte sich immer. Das größte Interesse fand natürlich die augenblickliche politische Lage. Stalingrad hatte längst die Wende des Krieges im Osten eingeleitet. Die "strategischen Rückzüge" und "Frontbegradigungen" häuften sich und wurden von der Nazi-Propaganda als Zeichen genialer Feldherrenkunst des Führers umgedeutet.

An einem solchen freien Nachmittag schlenderte ich mit meinem Freund Sepp die von Pappeln gesäumte Straße auf und ab. Unsere Unterhaltung drehte sich, wie so oft in diesen Tagen, um die künftige politische Gestaltung Deutschlands nach dem Kriege, wenn das Hitlerregime zerschlagen war. Daß dessen Ende immer näher rückte, war jetzt keine Frage mehr. Würde es wieder eine Republik nach dem Muster "Weimar" geben? Daran glaubten wir beide nicht.

Als wir eine Weile stehen blieben, um uns eine Zigarette anzuzünden, sah ich Longinus mit noch zwei Kameraden an uns vorübergehen. Einen seiner Begleiter kannte ich. Er leitete die Lagerbibliothek und hieß Kurt Schu-

macher³⁴, früher Reichstagsabgeordneter der SPD. Der dritte in der Gruppe war mir nicht bekannt. Sie begrüßten uns im Vorbeigehen mit "Servus", dem Dachauer Gruß, den die Österreicher eingeführt hatten und der danach von allen anderen Nationalitäten übernommen worden war. Den dreien sah man an, daß sie ein angeregtes Diskussionsthema haben mußten.

Sie hatten es, wie ich einige Tage später von Longinus erfuhr. Es ging in ihrem Gespräch um die Zukunft der beiden Parteien SPD und KPD nach dem Kriege.

"Weißt du, Otto, wie der Kurt zu dieser Frage steht?" "Nein, woher soll ich das wissen? Aber sag schon, es interessiert mich." "Er hat wörtlich gesagt: Wenn das hier einmal vorbei ist, dann wird es die Sozialdemokratische Partei nicht mehr geben, sondern nur noch eine einzige große Arbeiterpartei mit Einschluß der Kommunisten, deren Partei es dann auch nicht mehr geben wird. - Da staunst du, was?"

Doch auch andere, weniger brisante Dinge erfuhr man auf der Lagerstraße. Zum Beispiel die Geschichte von einem Mann, der ins KZ Dachau eingeliefert worden war, weil er den "Völkischen Beobachter" gelesen hatte. Jawohl, den "Völkischen Beobachter", das Zentralorgan der NSDAP.

Dieser Mann fuhr in München mit der Straßenbahn und las die bewußte Zeitung. Dabei hielt er sie so, daß fast alle Fahrgäste imstande waren, die Titelseite zu lesen. An sich wäre das nichts Besonderes. Diese Geschichte spielte im Jahre 1943, die Zeitung aber war vom August 1941. In riesigen Lettern stand da zu lesen: Der Feldzug im Osten entschieden! Timoschenkos Armeen zerschlagen. Deutsche Truppen stehen vor Moskau!

Natürlich währte es nicht lange, und der Mann landete schließlich bei uns in Dachau. Solche Geschichten konnte man ebenfalls auf der Lagerstraße erfahren.

34 Dr. Kurt Schumacher, geb 13.10.1895 in Kulm. 1924 - 1931 SPD-Landtagsabgeordneter in Württemberg, 1930 - 1933 SPD-Reichstagsabgeordneter. 12.7.1933 - 16.3.1943 KZ Dachau, 24.8.1944 - Oktober 1944 KZ Neuengamme. Ab 1946 Vorsitzender der SPD. 1949 - 1952 SPD-Bundestagsabgeordneter. gest 20.8.1952 in Bonn.

Mein Geburtstag

Der 19. September 1942 war für mich ein ganz besonderer Tag. Nicht weil an diesem Tag mein Geburtstag war, den gab es ja schließlich alle Jahre, nein, diesmal war alles ganz anders.

Morgens nach dem Wecken beobachtete ich das Verhalten meiner Kameraden etwas intensiver als sonst. Mir lag daran zu erfahren, ob sie wohl Kenntnis von meinem Geburtstag hatten. Ich selbst hatte es niemandem gesagt. So sehr ich mich auch bemühte, ich konnte keine Abweichung von ihrem sonstigen alltäglichen Verhalten entdecken. Der Tag verlief wie gewöhnlich. Albin übte den Stubendienst nicht mehr aus, sondern war schon seit einigen Wochen in der Lagergärtnerei beschäftigt. Sogar ihn hatte ich nicht eingeweiht.

Nach dem Zählappell teilte ich wie üblich das Abendessen aus. Ein wenig betrübte es mich doch, daß ich so ganz allein für mich in Gedanken meinen Geburtstag feiern mußte. Niemand nahm Anteil daran. Wie sollten sie auch. Hätte ich es ihnen vielleicht sagen sollen? Nein, es war besser so. Meine Gedanken weilten daheim bei Bertha. Ich wußte, daß sie jetzt ebenfalls an mich denken würde. Wie lange war es her, daß ich zusammen mit ihr meinen Geburtstag feiern konnte? Das war im Jahr 1936. Sechs Jahre waren seitdem vergangen. Wieviel aber würden es noch sein?

Mit einem Mal wurde ich aus meinen Gedanken gerissen. Ich bemerkte plötzlich eine Veränderung im Verhalten meiner Kameraden. Das übliche Stimmengemurmel war mit einem Schlage verstummt. Sie saßen schweigend an ihren Tischen, und jeder hielt seinen Blechteller nebst Löffel in der Hand. Was sollte das bedeuten? Was hatten sie vor? Da sah ich Albin auf mich zukommen, in der Hand eine rote Nelke. Ehe ich recht wußte was geschah, heftete er sie genau neben die Häftlingsnummer 432 auf meine Jacke. Dabei wurde die erste Ziffer der Nummer von der Blume so verdeckt, daß nur noch die 32 zu sehen war. Es war nämlich mein 32. Geburtstag.

Albin gratulierte mir, und im gleichen Augenblick erfüllte ein Höllenlärm die Stube, hervorgerufen durch das Schlagen der Löffel gegen die Blechteller. In Ermangelung von Musikinstrumenten brachten sie mir auf diese Weise ihr Geburtstagsständchen. Für mich aber war es das schönste Konzert. Nach dem Verstummen der Tellermusik kamen sie alle, einer nach dem anderen, zu mir

an meinen Platz und gratulierten mir. Sie hatten es also doch gewußt, aber woher?

Albin verriet es mir später. Er hatte einmal in meinem Belegschaftsbuch geblättert, in dem auch meine Personalien standen. Die ganze Zeit über hatte er sein Wissen für sich behalten, um mich dann an meinem Geburtstag damit zu überraschen. Das war ihm ja auch glänzend gelungen.

Nach der Gratulation stimmten die Slowenen ein Volkslied aus ihrer Heimat an, und als es geendet hatte, fand ich endlich Gelegenheit, mich bei ihnen zu bedanken. Sie sangen dann den ganzen Abend Lieder in ihrer Sprache. So war mir doch noch eine schöne Geburtstagsfeier beschert worden.

Später, als alle in den Betten lagen, bin ich in den Schlafsaal gegangen und habe ihnen noch einmal gedankt.

Lange Zeit noch lag ich wach in meinem Bett und ließ noch einmal das Erlebnis dieses Abends in Gedanken an mir vorüberziehen. Dabei gewann ich die Erkenntnis, daß meine Stubengenossen in mir keinen brutalen Schinder sahen, sondern mich als ihren Kameraden und Leidensgenossen betrachteten. Hätten sie mir andernfalls diese nette und herzliche Überraschung bereitet? Wohl kaum. Darüber war ich glücklich, und aus diesem Grunde war der 19. September ein ganz besonderer Tag für mich.

Als ich seinerzeit den Entschluß faßte, Funktionshäftling zu werden, betrachtete ich es als meine Aufgabe, alle Möglichkeiten auszuschöpfen, das Los meiner mir anvertrauten Kameraden erträglicher zu machen. Jetzt wußte ich, daß ich diesem Ziel bereits eine gute Wegstrecke näher gekommen war. Dieser Abend hatte mir gezeigt, daß ich durch mein bisheriges Verhalten auf dem richtigen Weg war. Der Dank meiner Freunde war der Beweis.

Repressalien

Derartige Ereignisse, wie eben beschrieben, waren beileibe kein Maßstab für das alltägliche Leben im Lager. Hatte man an einem solchen Tag auch einmal die raue Wirklichkeit vergessen, so wurde man recht bald wieder daran erinnert, wo man sich befand.

Wenige Wochen waren seit meinem Geburtstag vergangen, als der Blockschreiber meine Stube aufsuchte und mir eine Liste übergab, auf der zehn Namen standen. "Diese Leute brauchen morgen nicht zur Arbeit ausrücken", erklärte mir der Schreiber, "stelle sie morgen früh nach dem Zählappell ans Tor. Sie sollen nämlich entlassen werden." "Soll ich es den Leuten mitteilen?" "Nicht jetzt, sondern morgen früh, sonst können sie die ganze Nacht vor Aufregung nicht schlafen."

Er hatte Recht. Das Gefühl einer bevorstehenden Entlassung kannte ich von Vechta her, als ich die letzte Nacht im Zuchthaus in der Abgangszelle verbrachte. Leider wurde ja damals nichts aus meiner Entlassung.

Am nächsten Morgen rief ich die zehn Kameraden zu mir und teilte ihnen mit, daß ihre Entlassung verfügt worden sei. Zunächst ungläubiges Staunen, dann aber brachen sie in Jubel aus, schüttelten mir die Hand und konnten es kaum fassen, daß sie wieder frei sein sollten. Einer der zehn, der ein hervorragendes Deutsch sprach und daher gelegentlich als Dolmetscher für mich fungierte drückte mir fest die Hand und sagte: "Wir wünschen dir, Stubenältester, daß auch du diesen Weg recht bald gehen wirst und deine langjährige Haft dann ein Ende hat."

Nach dem Zählappell brachte ich die Leute an das Lagertor. Sie konnten ihre Freude kaum verbergen. Rasch verabschiedete ich mich von ihnen und machte mich auf den Weg zu meinem Block. Dabei konnte ich mich eines unguuten Gefühls nicht erwehren. Hier stimmte irgend etwas nicht. Entlassungen in dieser Form erschienen mir ungewöhnlich.

Bevor ich in die Lagerstraße einbog, wandte ich mich noch einmal zu ihnen um. In diesem Augenblick sah ich, wie sie soeben zum "Schubraum", der Gefangenen-Eigentumsverwaltung, geführt wurden. Das bewies mir, daß es wohl doch Entlassungen sein mußten. Denn hier erhielten die Entlassenen ihr Eigentum sowie ihre Zivilkleidung ausgehändigt. Ich war beruhigt und kehrte auf meinen Block zurück.

Was aber war wirklich mit den Häftlingen geschehen? Wir haben es einige Tage später erfahren.

In ihrer Heimat war ein Anschlag der Widerstandskämpfer gegen einen deutschen Besatzungsoffizier verübt worden. Die Nazis verfügten deshalb die

Erschießung von zehn jugoslawischen Häftlingen aus dem Konzentrationslager Dachau.

Zehn Menschen mußten für eine Tat büßen, zu der sie in keinerlei Beziehung standen, ja von der sie nicht einmal Kenntnis hatten. Wahrscheinlich haben sie davon erst kurz vor ihrem Tod erfahren. Mich hat ihr Schicksal tief erschüttert, weil ich sie alle gut kannte und schätzen gelernt hatte. Ich sah noch ihre freudigen Gesichter, als ich ihnen ihre angeblichen Entlassungen mitteilte. Statt in die ersehnte Freiheit waren sie auf hinterhältige Weise in den Tod geschickt worden.

Wie sagte doch Kamerad Branco zu mir, als er sich von mir verabschiedete? "Wir wünschen dir, daß auch du diesen Weg recht bald gehen wirst."

Er konnte nicht wissen, daß er mit diesen Worten einen furchtbaren Wunsch ausgesprochen hatte.

Häftlinge als Versuchsobjekte

Eine ungewohnte Erscheinung im Konzentrationslager: Über den Appellplatz ging ein Zivilist in Richtung Revierbaracken. Er trug einen grauen Spitzbart, und hinter seiner Nickelbrille verbarg sich ein stechender Blick. Seine rechte Hand umklammerte den Griff einer großen ledernen Tasche. In einer der Baracken des Krankenreviers verschwand er.

Dieses Bild habe ich noch in genauer Erinnerung. Erstens, weil es niemals vorkam, daß ein Zivilist, außer bei offiziellen Lagerbesuchen, das Lager betreten durfte. Zweitens, weil ich wußte, wer dieser Mann war und was er im Lager trieb. Er hieß Carl Schilling, war 72 Jahre alt und Professor. In einer der Revierbaracken hatte er sich eine Station eingerichtet, in der er Versuche an Häftlingen durchführte, die von ihm mit Malaria infiziert worden waren. Ein Slowene aus meiner Stube, ebenfalls Professor, mußte ihm dabei die Protokolle führen. Von ihm erfuhr ich Näheres über die Praktiken dieser Versuche.

Der betreffenden Versuchsperson wurde ein Kästchen mit Watte, indem sich Moskitos befanden, an Arm und Schenkel angesetzt. Nach erfolgter Infizierung durch den Stich der Anophelesmücke schickte man ihn auf seinen Block

zurück. Wenn nach etwa zwei Wochen das Fieber einsetzte, mußte er sich erneut auf der Malariastation bei Professor Schilling melden, der sofort mit seinen Experimenten an ihm begann. Über alle Erscheinungen des Krankheitsverlaufs sowie den Reaktionen auf medikamentöse Behandlungen wurde genauestens Protokoll geführt.

Die Versuchspersonen erhielten einen Ausweis, der eine eventuelle Überstellung in ein anderes Lager verhindern sollte. Die "VP's", wie sie in den Protokollen bezeichnet wurden, sollten stets griffbereit sein zu weiteren Experimenten.

Diese Versuche in der Malariastation des Professor Schilling sind erst Mitte April 1945, also unmittelbar vor der Befreiung des Lagers Dachau, eingestellt worden. Sie hatten bis dahin nachweislich 204 Häftlingen das Leben gekostet.

Doch es waren nicht die einzigen Experimente, die in den Revierbaracken von SS-Ärzten an Häftlingen durchgeführt wurden. Da gab es auch noch die Unterkühlungsversuche, die im Auftrag der Luftwaffe durchgeführt wurden. Man wollte herausfinden, wie lange ein Mensch in eiskaltem Wasser am Leben bleiben konnte. Die Versuchsperson wurde dabei in eine Fliegeruniform gesteckt und in ein Becken mit Wasser geworfen, dessen Temperatur 2 bis 3 Grad über Null betrug. Bei diesen Versuchen, die von SS-Hauptsturmführer Dr. Rascher geleitet wurden, starben bei 200 Versuchen zwischen 70 und 80 Häftlinge.

Ebenfalls für die Luftwaffe unternahm Dr. Rascher Experimente an Häftlingen für die Höhenforschung. In einer Unterdruckkammer hing die Versuchsperson an einer Art Fallschirmgeschirr schwebend im Raum. Dabei wurde der Druck in der Kammer kontinuierlich gemindert, bis der Häftling bewußtlos war. Durch ein kleines Fenster in der Außenwand der Druckkammer beobachtete Dr. Rascher die Reaktionen der Versuchsperson. Auch diese Experimente haben viele Menschen das Leben gekostet.

Ich war just fertig mit der Ausgabe der Mittagskost auf der Stube, als mir auffiel, daß Albin gar nicht zum Essenfassen erschienen war. Wo mochte er stecken? Seine Kameraden wußten es auch nicht. Er blieb während der gesamten Dauer der Mittagspause abwesend. Das war ungewöhnlich, so etwas kannte ich von ihm nicht. So hob ich ihm seine Essensportion auf und nahm mir vor, nach dem Antreten der Arbeitskommandos auf dem Appellplatz den Capo der Lagergärtnerei zu fragen. Der aber konnte mir nur berichten, daß ein

Pfleger vom Revierpersonal Albin am Vormittag ins Revier geholt hatte. "Hat der Pfleger dir nicht gesagt, zu welchem Zweck?", wollte ich wissen. "Nein, er sagte nur, der Albin Vernik komme heute nicht auf seine Arbeitsstelle zurück, sondern auf seinen Block." "Dort ist er aber bis jetzt nicht eingetroffen."

Ich kehrte auf meine Stube zurück und wartete im Laufe des Nachmittags auf Albins Rückkehr, wobei ich mir Sorgen um ihn machte. Was hatte man im Revier mit ihm angestellt? Die schlimmsten Befürchtungen hatten mich ergriffen, als ich Albin am Fenster vorbeigehen sah. Wie aber erschrak ich, als er zur Tür herein kam. Er sah so verändert aus, starrte vor sich hin und tat, als sähe er mich nicht. Wortlos setzte er sich auf einen Hocker und legte den Kopf auf den Tisch. Er mußte einen schweren Schock erlitten haben. Anders konnte ich mir sein sonderbares Verhalten nicht erklären. Als ich seine Schulter berührte, sprang er plötzlich auf und sah mich mit haßerfüllten Augen an. Er schrie mir zu: "Faß mich nicht an! Ich will von dir nichts mehr wissen! Du bist auch ein Deutscher und ihr Deutschen seid allesamt Teufel!"

Mit Bestürzung vernahm ich seinen heftigen Zornesausbruch. Das hier konnte doch mein guter Freund Albin nicht sein. Wer oder was hatte eine derartige Veränderung in ihm bewirkt? Ich wußte ja, daß im Krankenrevier die schrecklichsten Experimente an Häftlingen durchgeführt wurden. Sollte es das gewesen sein, daß ihn so verändert hatte? Ich gab nicht auf, ich mußte wissen, was da geschehen war: "Sag Albin, was haben sie mit dir gemacht? Warum beschimpfst du mich, der ich doch dein Freund bin? Weil ich ein Deutscher bin? Darum muß ich doch nicht dein Feind sein. Deine Feinde sind doch auch meine Feinde, begreifst du das nicht?"

Vergeblich wartete ich auf eine Antwort von ihm, er schwieg beharrlich. Mir tat sein Verhalten sehr weh, aber konnte ich denn wissen, was er am heutigen Tage erlebt hatte?

Später versuchte ich noch einmal, die Ursache für seinen sonderbaren Zustand von ihm zu erfahren. Er sah mich lange an, sagte dann aber mit ruhiger Stimme: "Ich weiß, du hast keine Schuld, Otto, aber ich habe etwas Schreckliches erlebt. Man wollte mich umbringen."

Ich ließ ihn reden und unterbrach ihn mit keinem Wort. Er war, so erzählte er mir, im Krankenrevier von einem SS-Arzt zu einem geschlossenen Wagen

geführt worden, welcher zwischen zwei Baracken stand. In diesem Wagen war eine Kabine eingebaut, in die er eingeschlossen wurde.

"Der SS-Mann wollte mich umbringen. Das war eine Gaskammer. Aber sie hat nicht funktioniert. Ich bekam keine Luft mehr und wurde bewusstlos. Später erwachte ich wieder und der SS-Mann hat mich fortgeschickt."

So berichtete mir Albin den Vorgang aus seiner Sicht. Ich aber wußte etwas mehr darüber. Diesen Wagen hatte ich selbst mit einigen Häftlingen vom Blockpersonal in die Blockgasse zwischen zwei Baracken schieben müssen. In dem Wagen befand sich die Unterdruckkammer, die zu Experimenten an Häftlingen benutzt wurde. Albin hatte sie für eine Gaskammer gehalten. Nach all den Schrecknissen, denen er schon vor seiner Dachauer Haft ausgesetzt war, mußte er ja das Schlimmste befürchten. Dazu noch die Erschießung seiner zehn Landsleute und Kameraden vor einigen Wochen. Überdies hatten die Unterdruckversuche bereits eine große Zahl an Menschenleben gekostet.

Albin war einer der wenigen, die einen solchen Versuch lebend überstanden haben.

Kannibalismus

Auf dem Weg zur Wäschekammer traf ich Rudi, meinen Freund aus dem Sudetenland. Nach unserer Begrüßung deutete er in die Richtung, aus der er soeben gekommen war und sagte: "Dort vor dem Baderaum habe ich etwas Schreckliches gesehen, das mich erschüttert und mit Grauen erfüllt hat. Schau einmal hin, was siehst du da?" "Einen Leichenhaufen, soviel ich von hier erkennen kann. Aber das ist doch nichts Besonderes hier. Den Anblick haben wir doch fast täglich. Daran solltest du dich inzwischen längst gewöhnt haben." "Das stimmt schon, aber das allein ist es nicht. Komm mit und schau dir die Toten einmal genau an."

Wir gingen zu der Stelle, die ihn so schockiert hatte. Hier vor dem Baderaum lag ein großer Haufen nackter Häftlingsleichen. Auch ich wurde von Grauen gepackt, als ich das sah. Aber nicht allein wegen der Toten, die dort wie aufgeschichtete Eisenbahnschwellen kreuz und quer übereinander lagen. An diesen Anblick war man hier längst "gewöhnt". Solcherart Bilder lösten in mir keine Gemütsbewegung mehr aus. Dagegen war ich abgestumpft. Nein, es war

etwas anderes, das mich so entsetzt hatte. Die Leichen waren zum Teil angefressen. Nicht etwa von Ratten oder anderen Tieren, sondern den eigenen Leidensgenossen, von Menschen. Der Hunger hatte sie zu Kannibalen gemacht. Ich besaß zwar Nerven wie Stahl, aber dieses hier war zuviel für mich. Bei dem Anblick der verstümmelten Körper, teilweise bis auf die Knochen abgenagt, wurde mir übel.

Die Toten stammten aus einem großen Transport, der aus Stuthof, einem KZ in der Nähe von Danzig, gekommen war. Beim Ausladen aus dem Güterzug stellte man fest, daß zwei Mann fehlten. Flucht? Unmöglich. Der Transportführer garantierte für seine Sicherheitsmaßnahmen. Alle Waggons waren plombiert und die Plomben nach Beendigung der Fahrt unversehrt.

Die Überlebenden wurden vernommen. Das kam es heraus: Die zwei fehlenden Häftlinge waren auf der zehn Tage währenden Fahrt getötet und vollständig verspeist worden.

Mit ihren schweren Holzschuhen hatten die vor Hunger wahnsinnig gewordenen deren Knochen und Schädel zertrümmert und mitsamt den Eingeweiden aus dem Lüftungsschlitz des Waggons geworfen, um damit die Spuren ihres grausigen Handelns zu beseitigen.

Während der gesamten Fahrt hatten die Bedauernswerten kein Essen erhalten, zehn Tage lang. Zudem waren sie bereits halb verhungert aus dem Lager Stuthof in die Waggons verladen worden. Der größte Teil des Transports starb nach seiner Ankunft in Dachau an Entkräftung, soweit sie nicht schon vorher tot aus den Waggons gezogen worden waren.

Diese grauenhafte Begebenheit trug sich im Jahr 1942 zu, drei Jahre vor unserer Befreiung. Jeder, der zu dieser Zeit Häftling in Dachau war, hat davon erfahren oder ist wie ich Augenzeuge gewesen.

Rudi und ich verließen den schrecklichen Ort und unterhielten uns noch eine Weile über das, was wir gesehen hatten. Ich sagte zu ihm: "Wenn wir jemals aus dieser Hölle wieder lebend herauskommen sollten und solche Vorkommnisse den Leuten draußen erzählen, wird man uns für geistesgestört oder zumindest für Lügner und Aufschneider halten. Am besten wird es wohl sein, man redet gar nicht darüber, denn niemand wird uns glauben."

Rudi jedoch war anderer Meinung und widersprach mir sogleich: "Nein, im Gegenteil. Wir müssen es den Menschen in Deutschland und in der ganzen

Welt kundtun, was hier in den Konzentrationslagern für Verbrechen begangen wurden. Ich hoffe, daß wir das Ende dieses Terrors überstehen und somit die Möglichkeit dazu haben."

Mit diesen Worten meines Freundes trennten wir uns. Er hatte ja recht. Alle Welt mußte es eines Tages erfahren, was die SS-Führung bis dahin mit einem dichten Mantel der Geheimhaltung verdeckt und vor der Öffentlichkeit verborgen gehalten hatte. Wer aber war besser geeignet, diesen undurchsichtigen Vorhang zu zerreißen, als wir, die wir Tag für Tag und das Jahre hindurch, Zeugen der Greuelthaten waren, ja sie zum Teil selbst am eigenen Leibe erfahren hatten.

Himmler besucht Dachau

"Sämtliche Blockältesten!"

Dieser Ruf pflanzte sich von Block zu Block fort, wenn die Lagerführung die Aufgerufenen zu sprechen wünschte.

Vom Wachlokal am Lagereingang, dem sogenannten Jourhaus, erhielt der Häftling, der dort den Pfortnerdienst versah, den Auftrag, die Blockältesten herbeizurufen. Der legte sodann beide Hände an den Mund und schrie aus Leibeskräften diesen Ruf in den Lagerbereich hinein. Auf die gleiche Weise wurden Blockschreiber, Capos, der Lagerälteste und die Blockfriseur zum Jourhaus bestellt. Letztere, wenn Neuzugänge eingetroffen waren, denen sie die Haare vom Kopf und übrigen Körper scheren mußten.

Jeder Häftling, der sich just auf der Lagerstraße befand, mußte den Ruf weitergeben, der mittels dieses "drahtlosen Telefons" bis zum letzten Block gelangte.

Wieder einmal wurden die Blockältesten verlangt. Meist bedeutete das nichts Gutes für uns, und so wartete ich gespannt auf die Rückkehr meines Blockältesten. Schon bald hörte ich ihn rufen: "Stubenälteste 3 und 4!"

Willy, so hieß er mit Vornamen, teilte uns mit, um was es diesmal ging: "Für morgen ist Besuch angekündigt. Alles muß tip-top in Ordnung sein. Es darf keinen Grund zur Beanstandung geben. Der Reichsheini selbst hat sich angesagt. Er hat den Führer der holländischen Nationalsozialisten, Anton

Mussert, zur Besichtigung des Lagers eingeladen. Wir können nur hoffen, daß die Herrschaften unseren Block verschonen."

Am nächsten Morgen hub auf dem Block ein geschäftiges Treiben an. Alles wurde auf Hochglanz gebracht, kein Staubkörnchen durfte zu sehen sein. In den Spinden mußte sich jedes Teil an seinem vorgeschriebenen Platz befinden. Als ich endlich überzeugt war, daß kein Grund zur Beanstandung mehr vorhanden sein konnte, nahm ich auf meinem Hocker Platz und übte die Meldungsformel ein. Der zahlenmäßige Stand der Stubenbelegschaft mußte gemeldet werden, die Revierbaracken gesondert. Alles mußte ohne Stottern heruntergeleiert werden, sobald die Besucher die Stube betraten. Meine Übungsversuche klappten. Aber wie würde es sein, wenn vor mir ein Haufen Uniformierter stand, deren Mitglieder mich neugierig anglotzten?

Aus diesen Gedanken wurde ich aufgeschreckt, als der Blockfriseur meine Stube betrat, um mein Haar auf die vorgeschriebene Länge von einem Milimeter zu scheren und dabei beiläufig erwähnte, der Hofmann sei im Lager, um die Blöcke zu kontrollieren.

Der Schreck fuhr mir in die Glieder, als ich den Namen Hofmann vernahm. Träger dieses Namens war nämlich kein anderer als der Schutzhaftlagerführer, SS-Obersturmführer Franz Hofmann, gefürchtet von allen Häftlingen wegen seiner Brutalität. Groß und von kräftiger Gestalt, mit einem Stiernacken und Fäusten wie Schmiedehämmer, so stapfte er durchs Lager, bereits durch seine Erscheinung Angst und Schrecken verbreitend. Ich selbst hatte ein einziges Mal mit ihm Bekanntschaft gemacht. Das war kurz nach meiner Einlieferung, als er mich in den Arrestbunker brachte und mir dabei von seinem Fahrrad aus Fußtritte in den Hintern versetzte. Damals war er noch Rapportführer des Lagers.

Eine besondere Spezialität Hofmanns bestand darin, einen Häftling mit einem einzigen Faustschlag zu Boden zu strecken. Nur einem gelang es, nach solch einem Hieb -zur Verblüffung Hofmanns- auf den Füßen zu bleiben. Nicht lange danach wurde dieser Mann entlassen. Im Lager wurde daraufhin gemunkelt, dafür hätte Hofmann gesorgt. Ich konnte mir vorstellen, daß dieser bullige SS-Mann sich niemals damit abfinden würde, einen Häftling im Lager zu wissen, der seinem gefährlichen Fausthieb standhielt.

Nun trieb er sich also im Lager herum, um die Blöcke zu inspizieren. Manch einer würde dabei wohl wieder zu Boden gehen müssen. Eine Inspektion Hofmanns hinterließ oftmals blutige Spuren und zerbrochene Gegenstände.

So hatte sich ein Blockältester einmal ein paar Blumentöpfe aus der Lagergärtnerei organisiert, um seinen Block ein wenig damit zu verschönern. Die Stubeninsassen hatten ihre Freude an den darin blühenden Blumen, und der Blockführer hatte gegen diesen Schmuck nichts einzuwenden gehabt. Eines Tages jedoch machte Hofmann seine Runde und traute seinen Augen nicht. Dort hinter den Fenstern standen wahrhaftig Blumentöpfe. Zorngeladen betrat er den Block, schritt eiligst auf das Fenster zu, kaum daß der Blockälteste seine Meldung herunterhaspeln konnte und schrie diesen an: "Blumenstöck? Was, Blumenstöck im Lager? Du Kretiner, dir werd ich helfen!"

Dann ergriff er einen Topf nach dem anderen und warf sie dem Verdutzten an den Kopf. Als der letzte Topf sein Ziel getroffen hatte, brach der Mißhandelte blutend zusammen. Hofmann aber stapfte siegesbewußt zur Tür hinaus. Den Verletzten brachte man ins Revier und viele Tage noch sahen wir ihn mit verbundenem Kopf seinen Block zum Zählappell führen. Die Attacken des Lagerführers hießen bei uns nur "Hofmanns Erzählungen".

Deshalb mein Erschrecken bei der Nachricht, Hofmann sei zur Inspektion im Lager erschienen. Glücklicherweise blieb ich von dieser Heimsuchung verschont, weil der erwartete Besuch etwas früher als vorgesehen eingetroffen war, so daß keine Zeit mehr für den inspizierenden Hofmann zur Verfügung stand.

Dann erschienen sie auch schon: Himmler und an seiner Seite ein ähnlich Uniformierter. Das mußte der holländische Naziführer Mussert sein. Hinterdrein ein Rattenschwanz von gestiefelten Uniformträgern jeglicher Art.

Ich stand in der Stube und sah sie am Fenster vorbeigehen. Plötzlich, oh Schreck, machte die Kolonne der Besucher just vor der Außentür halt. Sie besprachen sich miteinander, und ich schloß daraus, daß sie anscheinend beabsichtigten, meine Stube oder die Stube 4, die ja denselben Eingang besaß, zu besuchen. Aber noch schienen sie unentschlossen zu sein. Irgendjemand von ihnen mußte soeben einen Witz gemacht haben, denn plötzlich sah und hörte ich Himmler lauthals lachen. Alle anderen stimmten gehorsamst in das Gelächter mit ein.

Ich stand immer noch wie erstarrt in der Stube und murmelte pausenlos meine eingübte Meldung vor mich hin. Nur keinen Fehler machen, dachte ich. Wehe, wenn die Meldung nicht klappte. Sah ich doch draußen in der Gruppe die breitschultrige Gestalt Hofmanns stehen. Der würde hinterher Hackfleisch aus mir machen. Eine verpatzte Meldung vor dem Reichsheini? Nicht auszudenken!

Doch das Glück war, wie schon mehrfach in heiklen Situationen auch diesmal auf meiner Seite. Die da draußen vor der Tür waren endlich zu einem Entschluß gekommen. Sie zogen weiter zum nächsten Block. Ich sah ihnen vom Fenster aus nach und atmete auf, als ich das letzte Stiefelpaar um die Ecke verschwinden sah. So blieb mir eine Aufführung von "Hofmanns Erzählungen" noch einmal erspart.

Typhus im Lager

Zunächst wußte keiner so recht was es war, das sich lautlos und tückisch ins Lager eingeschlichen hatte. Im Januar 1943 häuften sich Krankheitsfälle, deren Verlauf und Symptome darauf hindeuteten, daß es sich hier um eine gefährliche Infektionskrankheit handeln mußte. Erfäßt von der Krankheit wurden vornehmlich Häftlinge in relativ guter körperlicher Verfassung. Insbesondere also Leute in guten Arbeitskommandos sowie Funktionshäftlinge. Die Betroffenen bekamen Fieber und fühlten sich von einer großen Mattigkeit befallen. Sehr bald schon stand mit Gewißheit fest, daß der Bauchtyphus seinen Einzug in das Lager gehalten hatte.

Die SS-Ärzte informierten umgehend die Kommandantur, die daraufhin eine Lagersperre für SS-Leute verhängte. Außer den Ärzten durften fortan nur noch Angehörige der SS, deren Tätigkeit dort unbedingt erforderlich war und die zudem eine Schutzimpfung erhalten hatten, das Lager betreten oder mit Häftlingen in Berührung kommen. Der Lagerälteste erhielt den Auftrag, sofort für umfangreiche Schutzmaßnahmen zu sorgen.

"Chlorkalk könnt ihr haben, soviel ihr wollt. Die Seuche einzudämmen und zum Abklingen zu bringen, das ist eure Sache. Wir kümmern uns darum nicht."

Das war die Reaktion der Lagerführung auf die Nachricht vom Ausbruch der gefährlichen Krankheit.

Das Blockpersonal stand nun vor der schwierigen Aufgabe, geeignete Schritte zu unternehmen, um die verheerende Seuche zu bekämpfen. Fässer mit Chlorkalk wurden ins Lager gebracht und auf die Blöcke verteilt. Damit wurden Aborte und Waschräume desinfiziert. In allen Aborten wurden Auffasser postiert, die dafür zu sorgen hatten, daß sich jeder Benutzer seine Hände in einem Becken mit Chlorwasser wusch. Immer wieder ermahnten die Block- oder Stubenältesten ihre Leute, auf peinliche Sauberkeit zu achten und alle Vorschriften bereitwillig zu befolgen.

Der Lagerälteste selbst ging von Block zu Block und machte den Leuten klar, daß sie es selbst in der Hand hatten, die Krankheit zu besiegen: "Hilfe von denen da draußen bekommen wir nicht. Beweisen wir ihnen daher, daß wir es auch ohne sie schaffen werden. Wenn wir alle mitmachen, wird es uns auch gelingen."

Inzwischen waren mehrere Blöcke geräumt worden, um die Erkrankten darin zu isolieren. Bei dem geringsten Anzeichen einer Erkrankung wurde der davon Befallene sofort von den übrigen Kameraden seines Blockes abgesondert und in eine der Isolierbaracken gebracht, um eine Ansteckungsgefahr nach Möglichkeit auszuschließen. Vielen Kameraden haben alle diese Maßnahmen nichts mehr genützt. Tag für Tag fuhr der Wagen mit den Verstorbenen zum Tor hinaus in Richtung Krematorium. Unter ihnen mancher gute Kamerad von mir.

Als eines Tages Albin zu mir kam und über Fieber und Unwohlsein klagte, da erschrak ich. Sollte ich diesen Freund auch noch verlieren? blieb diesem armen Jungen denn nichts erspart? Was hatte er in seinem jungen Leben schon schreckliches erleiden müssen. Und nun diese Krankheit. Es bestand kein Zweifel, auch ihn hatte sie getroffen. Als ich ihn zum Revier brachte, behielt man ihn gleich da.

Auf den Block zurückgekehrt, sah ich auf dem Tisch schon wieder ein paar Todesmeldungen liegen, die mir der Schreiber während meiner Abwesenheit gebracht hatte. Ich ging in den Vorraum, wo die Tafeln mit dem Belegstand hingen und löschte die dort verzeichnete Zahl, weil sie keine Gültigkeit mehr besaß. An ihre Stelle setzte ich eine neue, niedrigere Zahl. Jawohl, alles mußte seine Ordnung haben.

Wann endlich würde dieses unheimliche Sterben aufhören? Würden wir es denn überhaupt schaffen mit Hilfe der kläglichen Mittel, die uns zur Verfügung

standen, die Seuche in den Griff zu bekommen? Was geschah, wenn es uns selber traf?

Solche Gedanken schwirrten in meinem Kopf herum, als ich am Abend noch einen Spaziergang auf der Lagerstraße machen wollte. Da sah ich meinen Freund Longinus in die Blockstraße einbiegen. Ich hatte ihn schon längere Zeit nicht mehr gesehen.

"Servus, Otto. Ich wollte gerade zu dir", rief er mir entgegen, "Ich möchte dich nämlich mit ins Revier nehmen." "Ins Revier? Warum das denn? Ich bin kerngesund, zur Zeit wenigstens noch." "Darum wollen wir ja auch dafür sorgen, daß du es bleibst. Du bekommst nämlich eine Spritze verpaßt, die dich immun macht gegen den Typhus." "Hat die SS uns endlich Impfstoff zur Verfügung gestellt?" wagte ich ein wenig zweifelnd zu fragen. "Der Stoff stammt zwar aus SS-Beständen, doch wie wir daran gekommen sind, das brauchst du nicht zu erfahren. Was du nicht weißt, das kannst du auch nicht ausplaudern, auch unter der Folter nicht."

Das war wieder der typische Untergrundkämpfer Longinus Novara. Ihm saßen die konspirativen Regeln von früher immer noch im Blut. Aber er hatte ja Recht, denn gerade hier mußten sie streng befolgt werden.

"Das ist nämlich so", fuhr er fort, "wir haben beschlossen, eine Reihe unserer Kameraden und Genossen vor dieser Krankheit zu bewahren. Sieh mal, dieser Krieg und mit ihm die Nazityrannie, das alles wird bald vorbei sein. Dann werden doch Menschen gebraucht, die mithelfen, ein neues Deutschland aufzubauen und die verhindern müssen, daß die Nazis sich eines Tages, in welchem Gewand auch immer, neu formieren und etablieren. Zudem müssen die Schuldigen an diesem Krieg mit seinen unzähligen Opfern zur Rechenschaft gezogen werden. Besonders aber dürfen die Untaten der SS nicht ungesühnt bleiben. Die unmittelbaren Zeugen ihrer grausamen Verbrechen sind doch wir, die wir lange Jahre hinter Zuchthausmauern und Stacheldraht verbringen mußten. Warum sollten wir jetzt, da unsere Freiheit in greifbare Nähe gerückt ist, an einer tückischen Krankheit zugrunde gehen? Siehst du, aus diesen und noch anderen Gründen haben wir eine Reihe unserer Kameraden ausgewählt, die wir nicht als Opfer der Seuche verlieren möchten." "Aber wie komme ich denn zu dieser Ehre? Ich bin doch nur ein kleines Licht gegenüber manch anderen politischen Häftlingen im Lager. Ich denke da zum Beispiel an Ludwig

Herl³⁵, Karl Frei, Hans Kaltenbacher. Oder Rudi aus dem Sudetenland sowie Kurt Schumacher von der Lagerbücherei. Nicht zu vergessen den Generalsekretär der Kommunistischen Partei Griechenlands, Zachariadis. Ich könnte noch eine ganze Reihe Kameraden aufzählen, denen gegenüber ich doch so wichtig nicht sein kann, um mit ihnen in die gleiche Reihe gestellt zu werden." "Du magst schon recht haben, aber die von dir genannten Kameraden sind längst bedient. Du solltest dich aber auch nicht zu gering einschätzen. Als Stubenältester hast du dich doch bestens bewährt." "Andere auch." "Das stimmt, aber uns schwebt noch etwas vor, wozu auch du dich eignen wirst. Eine wichtige Aufgabe. Näheres erfährst du zu gegebener Zeit."

Mit seinen Worten hatte er mich neugierig gemacht. Aber als ich zu einer Frage ansetzte, brach er das Gespräch ab und deutete auf den Eingang vom Revier: "Komm, wir sind da."

Drinne gewann ich den Eindruck, als würden wir bereits erwartet. "Brust frei machen", hörte ich den Pfleger sagen und tat, wie mir geheißen. Den Einstich spürte ich fast gar nicht, wohl aber sah ich die abgebrochene Spitze der Nadel, die in meiner Haut steckte. Der Pfleger, ein wenig vorlegen ob dieser Panne, zog sie mit einer Pinzette heraus, und die zweite Spritze saß. Ich bedankte mich bei ihm, worauf er mir beim Weggehen noch zuflüsterte: "Maul halten!" Dann verließ ich mit Longinus das Revier, und als wir uns trennten, drückte ich dem Freund dankbar die Hand.

In meinem Inneren empfand ich ein Gefühl der Sicherheit, denn nun konnte mir der böartige Virus nichts mehr anhaben. Die quälenden Gedanken und Ängste waren wie fortgewischt. Doch was mochte Longinus vorhin mit seinen Andeutungen gemeint haben? Nun, ich würde es wie versprochen später ja erfahren. Neugierig war ich aber trotzdem schon jetzt.

Albin kehrte nach etwa sechs Wochen auf den Block zurück. Er hatte die Krankheit zwar überstanden, sah aber sehr mitgenommen aus. Seine von der Arbeit in der Lagergärtnerei erworbene frische Gesichtsfarbe war verschwunden und einer fahlen Blässe gewichen. Seine Wangen waren einge-

35 Ludwig Herl stammte aus Kornwestheim. Er war im KZ Dachau und im Außenlager Allach und ab Oktober 1944 im KZ Neuengamme inhaftiert. Herl starb am 3.5.1945 gemeinsam mit Longinus Novara beim Untergang der "Cap Arcona" in der Lübecker Bucht.

fallen, und er bewegte sich nur noch sehr schwach auf den Beinen. Ich war froh, ihn wieder auf der Stube zu haben.

Die Epidemie wurde dank unserer Maßnahmen im März 1943 zum Stillstand gebracht. In diesen knapp zehn Wochen hatte sie 967 Häftlingen das Leben gekostet. Die Quarantäne wurde aufgehoben, und alles ging wieder seinen Gang.

Meine Ablösung

In den Jahren 1942/43 begann man damit, KZ-Häftlinge als Arbeitskräfte in den Rüstungsbetrieben einzusetzen. Aus diesem Grunde wurden in allen Konzentrationslagern die Arbeitskommandos nach vorhandenen Facharbeitern überprüft. Selbst das Blockpersonal kam nicht ungeschoren davon.

So wurden eines Tages auch in Dachau sämtliche Angehörige des Blockpersonals auf den Appellplatz beordert. Mit gemischten Gefühlen erwartete ein jeder von uns das Ergebnis dieser Ausmusterung.

Der Arbeitsdienstführer fischte sich anhand der Lagerkartei jene Häftlinge heraus, die irgendwann einmal in einem Metallberuf tätig gewesen waren. In diesem Augenblick fühlte ich einen Zorn gegen meinen Vater in meinem Innern aufwallen, weil er mich einst gedrängt hatte, das Handwerk eines Kupferschmiedes zu erlernen. Freilich konnte er damals nicht wissen, daß man später einmal aus einem Kupfer- einen Waffenschmied machen könnte.

Mein Versuch, dem Arbeitsdienstführer begreiflich zu machen, daß ich seit nunmehr 15 Jahren kein Stückchen Kupfer mehr bearbeitet hätte, half mir nichts. Unbeeindruckt verwies er mich zu der Gruppe der bereits "Ausgemusterten", die ein wenig abseits mit herabhängenden Mundwinkeln dastanden. Es hatte sich für ihn gelohnt. Die Ausbeute war ergiebig, ließ jedoch die Stärke des Blockpersonals merklich zusammenschrumpfen.

Meine Verlegung auf einen anderen Block erfolgte noch am gleichen Tage, kaum daß ich mich von meinen Leuten verabschieden konnte. Es war trotzdem ein herzlicher Abschied, und ich schied von ihnen mit der Gewißheit, daß ich meine Aufgabe, die ich mir anfangs gestellt hatte, als bestanden ansehen konnte. Ihre Gesichter verrieten mir, daß sie mich ungern gehen ließen. Auch

ich wäre gerne bei ihnen geblieben. Für mich, aber auch für sie würde sich jetzt wohl manches ändern. Was würde demnächst auf mich zukommen?

Ich hatte gehört, daß ganz in der Nähe von Dachau, in Allach, ein Außenlager errichtet worden war. Das war während der Zeit geschehen, als hier bei uns der Typhus grassierte. Da wir in Quarantäne lagen, hatte man Häftlinge aus den Lagern Sachsenhausen und Buchenwald zur Errichtung dieses Außenlagers angefordert. Bald schon hörten wir von den unerträglichen Zuständen, die dort herrschen sollten. Der größte Teil des Häftlingspersonals sollten Kriminelle und Asoziale sein.

Die Häftlinge jenes Lagers wurden beim Bau einer bombengeschützten Bunkerhalle beschäftigt, welche zur Aufnahme von Maschinen für die Fertigung von Flugzeugmotoren bestimmt war. Das Bauvorhaben führte die Firma Dykerhoff im Auftrage der Bayerischen Motorenwerke (BMW) München-Allach durch. In absehbarer Zeit sollten auch Häftlinge zur Fertigung der Motoren dort eingesetzt werden. War das der Grund, warum das Interesse der SS den Metallarbeitern unter uns galt?

Auf dem Block, auf dem ich jetzt lag, sah ich viele bekannte Gesichter wieder. Der Rudi wohnte auf der gleichen Stube wie ich, ebenso Leopold Figl. Von Rudi erfuhr ich, wie eh und je, stets das Neueste. Er wußte über alles Bescheid, was in der Welt geschah.

Dann kam der Tag, an dem ich einem Arbeitskommando zugeteilt wurde. Es war jedoch nicht das Außenkommando Allach, sondern die Waffenmeisterei, eine SS-eigene Fabrik zur Fertigung von Kleinteilen für Waffen. Das Werk stand auf dem Gelände der Kommandantur und wurde geführt und beaufsichtigt von Angehörigen der Waffen-SS. Das war für uns zum Vorteil, denn diese waren meist ältere Jahrgänge, von denen wir keine Schikanen zu erwarten hatten. Der Leiter des Werkes war ein SS-Sturmabteilführer, und als Capo führte ein österreichischer Häftling unser Arbeitskommando. Ein ruhiger, sympathischer Kamerad, der im spanischen Bürgerkrieg auf seiten der Republikaner gekämpft hatte.

Ich wurde an eine Fräsbank gestellt und angelehrt, die Drallspur an der Hülse einer Gewehrgranate einzufräsen. Diese Arbeit fand ich höchst langweilig und geistlos. Vor allem widerstrebte es mir, an der Herstellung von todbringenden Dingen beteiligt zu sein. Auch hatte ich hier nicht die geringste Möglichkeit, das Los meiner Kameraden in irgendeiner Weise zu erleichtern. Das war es ja,

was ich mir zur Aufgabe gestellt hatte, als ich mich entschloß, Funktionshäftling zu werden. Darum mußte ich versuchen, schnellstens von hier wegzukommen. Doch wie? Dies war ein Rüstungsbetrieb. Hier konnte man nicht einfach das Kommando wechseln, auch mit Hilfe einflußreicher Kameraden nicht.

Ein Vorfall in der Werkstatt machte mich nachdenklich. Ein russischer Häftling, den man an eine Maschine gestellt hatte, damit er irgendein Waffenteil fertigte, schaltete plötzlich seine Maschine ab und stellte sich untätig daneben. Das konnte nicht gutgehen und mußte schlimme Folgen für ihn haben. Eine Weile geschah nichts, dann aber hatte ein SS-Mann den tatenlosen Häftling erspäht. Er ließ ihn durch den Dolmetscher fragen, was das bedeuten solle. Ob er nicht wisse, daß er wegen Arbeitsverweigerung oder gar Sabotage sehr schwer bestraft werden könne? Der Russe ließ ihm daraufhin sagen, lieber würde er sich aufhängen lassen, als Waffen herzustellen, die dazu bestimmt seien, seine Landsleute und Brüder zu töten.

Der Vorfall wurde dem Sturmbannführer gemeldet. Das Unglaubliche geschah: Dem SS-Offizier imponierte offensichtlich die mutige Haltung des Russen. Fortan brauchte der Mann die Maschine nicht mehr zu bedienen, sondern bekam stattdessen einen Besen in die Hand, um damit die Werkhalle zu fegen.

Über den Vorfall habe ich lange nachdenken müssen. Hier war ein, wenn auch vielleicht seltener Beweis, daß dieser SS-Führer eine gewisse Achtung vor der Einstellung eines russischen Häftlings hatte, der lieber sterben wollte, als Waffen zur Vernichtung seiner Landsleute herzustellen. Er hätte es sich auch leichter machen können und mit Sicherheit ein Lob von höchster Stelle erhalten, wenn er den Verweigerer zur Meldung gebracht hätte. Doch er tat es nicht. Ich mußte den Versuch wagen, diesen Mann anzusprechen. Doch was sollte ich ihm sagen? Das gleiche wie der Russe? Nein, so ging es nicht.

Ich beschloß, mir bei meinem Freund Longinus Rat zu holen. Als ich ihm mein Anliegen vorbrachte, schwieg er eine Weile. Mir schien, als dächte er nach. Dann fragte er unvermittelt: "Hast du Lust, als Capo nach Allach zu gehen?"

Ich war überrascht. Daran hatte ich gar nicht gedacht. So antwortete ich ihm: "Das ist ja die Schwierigkeit. Ich kann aus diesem Kommando nicht heraus, weil es ein Rüstungsbetrieb ist." Darauf antwortete er lakonisch: "Allach auch."

Zunächst war ich verblüfft. Er hatte ja recht. Das war vielleicht die Lösung. Dann sprach er weiter auf mich ein: "Du erinnerst dich sicherlich noch daran, daß ich dir einmal sagte, wir hätten für dich noch eine besondere Aufgabe, zu der du dich gut eignen würdest. Das habe ich damals gemeint: Allach. Wir müssen den kriminellen Leuteschindern dort unbedingt das Handwerk legen. Einige gute Leute von uns sind bereits da. Doch sie schaffen es nicht. Den Ludwig Herl haben sie schon verprügelt, trotzdem er nur einen Arm hat und sich deswegen nicht wehren kann." "Was kann ich tun, um das Kommando zu wechseln?" "Du wartest ein paar Wochen, dann sprichst du einfach den Sturmbannführer an und bittest ihn um Ablösung, da du die Möglichkeit hättest, als Capo nach Allach versetzt zu werden. Soviel wir erfahren haben, ist dieser Mann äußerst zugänglich."

Erleichtert ging ich auf den Block zurück. Ich wußte nun, was ich zu tun hatte. Ich wartete einige Wochen ab. Dann faßte ich eines Morgens beim Ausrücken zur Arbeitsstelle den Entschluß, den SS-Führer anzusprechen. Dann aber, beim Betreten der Werkhalle, kam die Enttäuschung. Der Sturmbannführer hatte in dieser Woche keinen Dienst, sondern sein Vertreter, der sich ein wenig unnahbar und reserviert den Häftlingen gegenüber verhielt. Es schien mir daher ratsam, lieber noch eine weitere Woche zu warten.

Endlich war es dann soweit. Der Sturmbannführer schlenderte gemächlich durch die Werkhalle. Als er in meine Nähe kam, stellte ich meine Maschine ab, ging auf ihn zu und brachte mein Anliegen vor: "Herr Sturmbannführer, ich möchte Sie bitten, mich von diesem Kommando zu entbinden. Ich habe Gelegenheit, als Capo nach Allach zu kommen."

Er schaute mich prüfend an, sah dann auf die Häftlingsnummer an meiner Jacke und fragte: "Wie lange sind Sie schon im Lager? Ich sehe an der niedrigen Häftlingsnummer 432, daß Sie schon sehr lange hier sein müssen." "Ich bin bereits sechs Jahre in Haft", gab ich ihm zur Antwort. "Gut, melden Sie sich beim Arbeitseinsatz im Schutzhaftlager. Ich werde veranlassen, daß Sie von diesem Kommando freigestellt werden."

Ich bedankte mich bei ihm und war innerlich froh, daß es geklappt hatte und ich dieses Kommando verlassen konnte.

Von Dachau nach Allach

Einige Tage noch stand ich an der Fräsmaschine, dann aber erhielt ich vom Arbeitseinsatz den Bescheid, mich am nächsten Morgen nach dem Zählappell bereitzuhalten für die Überstellung nach Allach. So würde ich nun zum drittenmal -nach Flossenbürg und St. Johann- das Stammlager Dachau verlassen.

Am gleichen Abend sprach ich noch mit Longinus. "Du wirst es nicht leicht haben", sagte er, "das sind ausgekochte Burschen, die dort das Sagen haben. So leicht werden sie sich nicht entmachen lassen, zudem sie noch als Rückendeckung den Jarolin als Lagerführer haben. Ich brauche dir wohl nicht zu erklären, was dieser Mann für ein Unmensch ist. Du kennst ihn ja aus dem Arrestbau. Laßt euch aber trotzdem nicht unterkriegen. Vielleicht gelingt es uns, noch einige Kameraden von hier zu eurer Verstärkung herüberzuschicken."

Noch wußte ich nicht, was mich in Zukunft erwartete. Wie dem auch sei, zunächst war ich erst einmal froh, keine Granathülsen mehr fräsen zu müssen. Doch war Allach nicht ebenfalls eine Waffenschmiede? Waren die dort gefertigten Motoren nicht dazu bestimmt, Flugzeuge anzutreiben, die Tod und Verderben für die Menschen in den von Hitlertruppen überfallenen Ländern brachten?

Lange noch lag ich wach an diesem Abend und bemühte mich, Ordnung in das Wirrwarr meiner Gedanken zu bringen. Was war richtig? Was war falsch? Ich gelangte zu keinem Ergebnis. Schließlich beendete der Schlaf meine fruchtlose Grübeleien.

Am nächsten Morgen waren meine Gedanken wieder klar. Hatte ich mir nicht eine Aufgabe gestellt, die zu erfüllen ich als meine Pflicht ansah? Den Bau der Motoren konnte ich nicht verhindern, wohl aber versuchen, unbillige Härte und schikanöse Behandlung meiner Kameraden nach Möglichkeit einzudämmen oder gar zu vereiteln. Leicht würde es nicht sein, aber ich mußte es versuchen.

Am nächsten Morgen. Der Zählappell war beendet, jedoch dem Ruf "Arbeitskommandos formiert" brauchte ich nicht zu folgen. Ich sah die Kommandos nacheinander zum Lagertor hinausmarschieren, auch die Waffenmeisterei, heute allerdings ohne mich. Der Appellplatz leerte sich bis auf die sogenannten "Uneingeteilten". So wurden die Neuzugänge sowie jene Häftlinge

bezeichnet, welche einem anderen Arbeitskommando zugeteilt werden sollten. Zu letzteren gehörte ich.

Eine kurze Besichtigung durch Rapport- und Arbeitsdienstführer, dann hieß es: "Zurück auf den Block und in einer Stunde mit den persönlichen Sachen wieder hier auf dem Platz sein."

Vom Stubenältesten ließ ich mir einen kleinen Karton geben und verstaute darin meine Utensilien wie Rasierzeug, Schreibsachen und einen Kanten Brot.

Auf dem Wege zum Appellplatz begegnete ich meinem Freund Leopold Figl aus Österreich. Er trug Hosen, die ihm viel zu kurz waren, dazu eine schäbige Häftlingsjacke ohne Nummer. Auf seinem Kopf saß eine gestreifte Mütze ohne Schirm, die ihm ebenfalls nicht paßte. Bisher hatte er stets eine blaue Schirmmütze getragen. Als ich ihn jetzt in diesem Aufzug sah, mußte ich lauthals lachen. Auch er zeigte ein fröhliches Gesicht. Ich erriet natürlich sofort, was die Maskerade zu bedeuten hatte. So sahen Häftlinge aus, deren unmittelbare Entlassung bevorstand. Es war nämlich üblich, daß diese ihre Montur, soweit sie noch in Ordnung war, mit anderen Kameraden tauschten, die nicht so gut "betucht" waren.

Ich gratulierte dem Freund zu seiner Entlassung und er verabschiedete sich von mir mit den Worten: "Ich wünsche dir, daß auch du bald wieder in Freiheit sein wirst!"

Dann eilte er mit raschen Schritten dem Schubraum zu, um seine Privatsachen und die Entlassungspapiere in Empfang zu nehmen.

Ein Kamerad vom Arbeitseinsatz führte mich zu einer Gruppe von etwa 200 Häftlingen, die bereits in Marschformation angetreten auf dem Platz standen. Er stellte mich hinzu und sagte: "Das sind deine Leute. Die Mehrzahl sind Russen. Behandle sie gut."

Ich war neugierig, auf welche Weise wir nach Allach gelangen sollten. Mit Bussen oder Lastwagen? Als ich noch darüber nachdachte, kam der Rapportführer mit einem älteren SS-Mann vom Rang eines Oberscharführers durch das Lagertor geschritten, und beide strebten unserem Haufen zu. Der Oberscharführer zählte durch und verglich die Anzahl der angetretenen Häftlinge mit der Zahl auf seiner Liste. Daraus schloß ich, daß er der Transportführer sein mußte. Er gab das Kommando zum Abmarsch, und wir marschierten zum Lagertor hinaus.

Draußen empfing uns eine Abteilung SS-Posten mit Gewehren, um unseren Zug zu eskortieren. Von Bussen oder Fahrzeugen war nichts zu sehen. So erreichten wir kurz darauf die Landstraße und ich wußte jetzt, daß uns ein Fußmarsch von etwa 18 Kilometern bevorstand.

Nach fast drei Stunden erreichten wir unser Ziel und wankten mit wundgelaufenen Füßen und erschöpft durch das Tor zum Lager hinein.

Das Außenlager Allach

Zunächst einmal möchte ich auch dieses Lager mit ein paar informierenden Worten beschreiben. Die gesamte Anlage machte auf mich einen deprimierenden Eindruck. Hinter elektrisch geladenem Stacheldrahtzaun und umrahmt von hölzernen Wachtürmen standen einfache Holzbaracken, bekannt als Wehrmacht-Pferdeställe. Die Wände einer solchen primitiven Behausung waren fensterlos, nur hoch oben an der Decke befand sich eine schmale Erhöhung mit einem Lichtband aus Glas. Da hindurch quälte sich mühsam das Tageslicht, um das Dunkel im Innern der Baracke ein wenig aufzuhellen. Der Fußboden war aus Beton. Als Schlafgelegenheit dienten dreistöckige Holzgestelle mit je einem Strohsack und einer Wolldecke pro Schlafplatz. Spinde gab es keine, außer im abgeteilten vorderen Teil der Baracke, in dem das Blockpersonal hauste. Hier gab es auch zwei Fenster. Wahrscheinlich waren einst die Pferdepfleger zweckentsprechend hier untergebracht.

Waschräume und Toiletten befanden sich draußen in einer besonderen Baracke. Ebenso Schreibstube, Arbeitseinsatz und Küche.

Während der Nacht stand mitten in der Wohnbaracke ein großer Eisenkübel. Dieser wurde von allen Insassen des Blocks zur Verrichtung ihrer Notdurft benutzt und erfüllte die ohnehin stickige Luft mit einem entsetzlichen Gestank. Morgens nach dem Wecken trugen zwei Häftlinge den Kübel hinaus, um ihn in der Toilette zu entleeren. Diese Prozedur erinnerte mich an die Ruhrepidemie 1939/40 in Flossenbürg.

Als Konzentrationslager hergerichtet war dieses Lager, wie bereits erwähnt, von Häftlingen aus Sachsenhausen und Buchenwald, während es zuvor mit sowjetischen Kriegsgefangenen belegt war.

Das Kommando über das Außenlager hatte der SS-Obersturmführer Josef Jarolin. Sein Werdegang glich dem vieler SS-Leute in den Totenkopfverbänden: Verkehrspolizist in München, nach Eintritt in die SS Mitglied der Wachmannschaft des Konzentrationslagers Dachau. Später dort als Hauptscharführer im Arrestbau tätig und danach Rapportführer im Schutzhaftlager. Zuletzt Obersturmführer und Kommandant des Außenlagers Allach.

Jarolin war von äußerster Brutalität. Sein größter Haß galt den kommunistischen Häftlingen und den Russen. Dagegen hielt er mehr von Kriminellen und Asozialen, weniger von politischen Häftlingen. Es sei denn, es handelte sich um ehemalige Fremdenlegionäre oder solche Häftlinge, die aus unerklärlichen Gründen einen roten Winkel trugen, jedoch die Bezeichnung "Politische" kaum für sich in Anspruch nehmen konnten.

Mit Vorliebe bediente er sich der Spitzel und Zuträger, die es ja leider auch gab. Sein Spitzname war "Der Panzergeneral". Ich habe von niemandem erfahren können, warum.

Der Gegenspieler Jarolins war Hauptscharführer Eberle, der zwar niedriger von Rang, jedoch für den Panzergeneral unentbehrlich war. Er war Rapportführer und ihm verdankte Jarolin, daß der Lagerbetrieb reibungslos funktionierte. Das aber wußte auch Eberle und konnte deswegen gelegentlich gegen seinen Vorgesetzten opponieren.

Der Belegstand des Lagers betrug in den Jahren 1943/44 rund 3.500 Häftlinge. Geplantes Ziel war ein Gesamtstand von 12.000 Mann einschließlich Bunkerbau.

Der Maschinenpark zur Fertigung von Flugzeugmotoren nebst Zubehör sollte unter die Erde verlegt werden. Bei meiner Ankunft in Allach war das erste der vorgesehenen Bunkergewölbe gerade in Bau. Es ist niemals fertig geworden. Von weiteren geplanten ganz zu schweigen.

Alle Häftlinge waren zum Einsatz als billige Zwangsarbeiter für die Bayerischen Motorenwerke (BMW) München-Allach bereitgestellt. Das Werk lag etwa eine halbe Stunde Fußmarsch vom Lager entfernt. Auf dem Wege dorthin mußte eine Fernstraße überquert werden. Zur Verhinderung von Verkehrsstörungen baute man eigens eine Brücke über die Straße.

Die Arbeitszeit der Häftlinge betrug einschließlich zweier Pausen zwölf Stunden. Dabei wurde in den Werkhallen in zwei Schichten gearbeitet, so daß

für jede Halle zwei Arbeitskommandos bereitgestellt wurden. Beim Bunkerbau wurde nur in Tagschicht gearbeitet. Am Sonntag ruhte die Arbeit.

Arbeitskommando Fertigung II

Ich brauchte einige Tage, um mich in der neuen Umgebung einzuleben. Das hier war kein Vergleich zu Dachau mit dessen übertrieben peinlichen Ordnungs- und Sauberkeitsfimmel. Dachau galt als Besuchs- und Vorzeigelager. Daß das äußerlich beeindruckende Bild dort nur mittels harter, drakonischer Lagerstrafen erzielt wurde, blieb den Besuchern ja verborgen. In Allach hingegen ging es einzig und allein darum, das Arbeitskräftepotential der Häftlinge auszubeuten und dem steigenden Bedarf der Rüstungsindustrie entgegenzusetzen. Da spielte ein Kaffeefleck oder eine schlecht zusammengefaltete Woldecke keine Rolle. Außerdem war Allach kein Besuchslager.

Rapportführer Eberle ließ mich ans Lagertor rufen. Dort hielt er mir einen langatmigen Vortrag über Verhaltensmaßregeln eines Häftlings, insbesondere aber über die eines Capos: "Es wird von Ihnen erwartet, daß Sie die Leute Ihres Kommandos zur größten Arbeitsleistung anhalten und jede Verfehlung zur Meldung bringen. Willkürliches Schlagen ist nicht erlaubt."

Ich war nicht wenig erstaunt. Hörte ich doch zum ersten Mal diesen Satz aus berufenem Munde. Offiziell war das Schlagen der Häftlinge schon seit geraumer Zeit verboten, doch die wenigsten hielten sich daran. Zudem wurde die Prügelstrafe ebenfalls weiterhin praktiziert, weil verhängte Lagerstrafen nicht unter dieses Verbot fielen.

Der Ausspruch Eberles machte mir Hoffnung. Konnte man hier nicht vielleicht ansetzen, um den brutalen Prügeleien des kriminellen Lagerpersonals von oben her ein Ende zu machen, indem wir gegebenenfalls den Rapportführer an seine Worte erinnerten? Die Sache hatte nur einen Haken. Wir allein waren noch zu schwach und konnten nur hoffen, daß es Longinus und seinen Freunden gelingen würde, weitere Kameraden zu uns herüber zu schicken.

Der Rapportführer schien noch auf irgend etwas zu warten, denn er entließ mich noch nicht und blickte mehrmals auf seine Uhr. Da mich die Neugier plagte, fragte ich ihn: "Herr Hauptscharführer, brauchen Sie mich noch oder darf ich zurück auf meinen Block gehen?" "Nein, nein, wir wollen noch auf

den Kommandoführer warten, der Ihr Arbeitskommando ab morgen führen wird. Da kommt er ja schon."

Es war der Oberscharführer, der uns von Dachau nach hier als Transportführer begleitet hatte. Als ich ihn mir jetzt näher betrachtete, mußte ich mich zwingen, ein ernstes Gesicht zu behalten. Lang und dürr, mit O-Beinen, die in Ledergamaschen steckten, stakste er auf uns zu. Seine äußere Erscheinung entsprach ganz und gar nicht den Vorstellungen Himmlers von einem reckenhaften SS-Mann. Er mochte etwa 55 Jahre alt sein, hatte ein gutmütiges Gesicht und sprach schwäbischen Dialekt. Mit großer Wahrscheinlichkeit ein von der Heimatreserve für diesen Dienst eingezogener SS-Mann. Er machte auf mich nicht den Eindruck, als hätte ich von ihm eine schikanöse Behandlung zu erwarten.

Wir fuhren zur Besichtigung ins Motorenwerk, das in einem Waldstück lag. Der Betriebsleiter der Halle III, Oberingenieur Beyer, führte uns durch die Halle, in der ich nur Zivilarbeiter an den Maschinen arbeiten sah. Wo blieb denn da noch eine Arbeitsmöglichkeit für die Häftlinge? Der Betriebsleiter schaffte sogleich Klarheit: "Alle Beschäftigten in dieser Werkhalle, mit Ausnahme der Einsteller und Abteilungsmeister werden durch KZ'ler ausgetauscht."

Er wies auf eine Fertigungsstraße hin und erklärte weiter: "In dieser Abteilung werden die Zylinder unserer Motoren hergestellt. Dort beginnen wir zuerst. Dafür werden etwa 200 Mann benötigt. Die übrigen Abteilungen werden nach und nach ebenfalls ausgetauscht. Zur Zeit sind hier in dieser Halle rund 1.000 Mann beschäftigt, deren Arbeit demnächst Ihre KZ'ler übernehmen werden, Herr Hauptscharführer."

Das alles mußte ich mir mit anhören. Mit einer Kaltschnäuzigkeit sondergleichen wurde hier über Menschen entschieden, die aus ihren Heimatländern rigoros verschleppt wurden und nun gezwungen werden sollten, das Kriegsmaterial ihrer Feinde durch Fleiß und Kräfteinsatz zu vermehren.

Der Mann aber, der diese Menschen geringschätzig als "KZ'ler" bezeichnete und sie bereits als Schachfiguren in seinem Planspiel einsetzte, dieser Mann trug keine SS-Uniform, sondern einen weißen Kragen und sorgfältig gebügelte Hosen. Nicht einmal ein Parteiabzeichen konnte ich auf seinem Revers entdecken. Waren denn alle Deutschen so geworden? Ich begriff das einfach nicht.

Wir führen ins Lager zurück, und der Rapportführer entließ mich mit den Worten: "Sie wissen jetzt, wo sich Ihre Arbeitsstelle befindet. Morgen früh rücken Sie als Capo mit einem Kommando von 200 Leuten aus. Suchen Sie sich aus ihnen noch einen Hilfscapo zu Ihrer Unterstützung heraus. Es sind ein paar Deutsche darunter. Alles weitere erfahren Sie morgen von Oberscharführer Burkhart, dem Kommandoführer."

Vom Arbeitseinsatz erhielt ich eine Liste mit den Namen der Leute meines künftigen Kommandos. Den größten Teil stellten die Russen und Polen. Auch einige Franzosen waren darunter.

Als Hilfscapo wählte ich mir einen elsässischen Kameraden, weil dieser die französische Sprache beherrschte und deswegen noch als Dolmetscher dienen konnte. Elsässer galten als Deutsche. Damit konnte ich mich dem Vorwurf entziehen, ich bevorzuge Ausländer und stelle Deutsche an die Maschinen. Als offizieller russischer Dolmetscher wurde mir ein Ukrainer mit Namen Grotzki zugeteilt.

Am Morgen nach dem Zählappell bemühte ich mich, mein Kommando zusammenzustellen. Das war nicht so einfach, wie ich gedacht hatte. Die Leute des Kommandos lagen zwar zum größten Teil auf dem selben Block, aber auch jene, welche nicht dazu gehörten, versuchten eifrig, sich in mein Kommando einzuschleichen. Sie wollten lieber im Werk als beim Bunkerbau arbeiten. Da ich aber meine Leute ja noch gar nicht kannte, blieb mir nichts anderes übrig, als meine Liste hervorzuholen und sie namentlich aufzurufen. Das war ungeheuer zeitraubend und veranlaßte den Rapportführer, laut schreiend und in Hörweite der anderen Capos mich der Unfähigkeit zu bezichtigen: "Wenn Sie nicht bald zum Tor hinaus sind, werde ich Ihnen Beine machen!"

Ein Arbeitskommando nach dem anderen zog an meinem wirren Haufen vorbei und zum Lagertor hinaus. Ihre Capos, zum größten Teil Kriminelle und Schläger, lachten schadenfroh und riefen mir hämische Bemerkungen zu. Ein elendes Gefühl überkam mich. Ich fühlte mich plötzlich hilflos und verlassen und wünschte, auf der Stelle im Boden zu versinken.

Schließlich aber schaffte ich es doch noch und marschierte, zwar als letzter, jedoch ohne Verspätung mit dem Arbeitskommando Fertigung II zum Tor hinaus zur ersten Schicht in den BMW-Werken München-Allach.

Der erste Tag bei BMW

Im Werk erwartete uns bereits Betriebsleiter Beyer mit zwei Abteilungsleitern sowie einigen Einrichtern. Nachdem die Postenkette innerhalb der Halle gebildet war, bekamen die Häftlinge des Kommandos ihre Arbeitsplätze zugewiesen. Jeder Einrichter, durchweg deutsche Zivilarbeiter, nahm seine ihm zugeteilte Gruppe mit, um sie für ihre künftige Tätigkeit anzulernen.

Ich konnte vorerst nur dastehen und zusehen, wie sich allmählich das Arbeitskommando in viele kleine Grüppchen aufteilte und nach und nach zwischen den Maschinen verschwand. Der Kommandoführer neben mir meinte: "Die Kerle kann man ja gar nit überblicke, um zu sehe, ob sie auch schaffe!"

Ich versuchte ihn zu beschwichtigen, indem ich ihn darauf hinwies, daß ja Laufband und Maschinen das Arbeitstempo bestimmten. Er brummelte vor sich hin und entfernte sich in Richtung Postenkette.

Als ich einen Einrichter ansprach, sah mich dieser mit einem abweisenden Gesicht an. Die Unterhaltung mit den Werksangehörigen war uns zwar verboten, aber der Kommandoführer hatte sich inzwischen zu den Posten begeben. Von dort aus konnte er mich nicht sehen. Außerdem machte dieser Mann auf mich nicht den Eindruck eines scharfen Wachhundes, vor dem ich mich fürchten mußte. So wagte ich es, das Verbot zu mißachten und redete den Einrichter an. Der aber rief mir durch den Lärm der Maschinen hindurch zu: "Uns ist die Unterhaltung mit Sträflingen, die nicht ausschließlich die Arbeit betrifft, verboten!"

Ich mochte die Bezeichnung "Sträflinge" nicht gerne hören. Schließlich waren wir ja auch keine. Dieser Mann verband mit dem Wort "Sträflinge" sicherlich die Vorstellung, wir alle seien Schwerverbrecher und Mordgesellen, von denen man sich tunlichst fernzuhalten hatte. Die Gefangenen-Nummer auf der gestreiften Kluft sowie unsere kahlgeschorenen Schädel trugen zweifellos dazu bei, diesen Eindruck noch zu verstärken. Wie dem auch sei, ich mochte und wollte das Wort "Sträflinge" aus seinem Mund nicht hören und sagte zu ihm: "Wir sind keine Sträflinge, sondern Schutzhäftlinge, die wegen ihrer politischen Einstellung in Haft gehalten werden. Sehen Sie zum Beispiel die zwei Russen dort neben der Maschine. Die beiden haben ganz gewiß keine strafwürdigen Taten begangen. Sie sind eben nur das, was auf der Karteikarte als Haftgrund verzeichnet steht: Deutschfeindlich. Wundert Sie das? Können

Sie von den beiden sowie deren Landsleuten erwarten, jenen Menschen freundlich zugetan zu sein, die ihr Land überfallen und verwüstet haben? Von denen sie mit Gewalt aus ihren Heimorten in ein fremdes Land verschleppt wurden, tausende Kilometer weit? Sollen und können die etwa deutschfreundlich sein, wenn sie, wie jetzt zum Beispiel hier, dazu gezwungen werden, Waffen und Geräte herzustellen, die gegen ihr Vaterland gerichtet sind?"

Der Mann schwieg. Vielleicht dachte er ein wenig über meine Worte nach, ich hoffte es wenigstens.

Es war natürlich sehr riskant von mir gewesen, auf diese Art mit einem mir völlig fremden Menschen zu reden, dessen Einstellung ich nicht einmal kannte. Doch mein Zorn über dessen Bemerkung "Sträflinge" hatte mich zu dieser Unvorsichtigkeit verleitet. Ich konnte nur hoffen, daß mich dieser Mann nicht denunzierte. Härteste Bestrafung wäre mir sicher. Schlimmstenfalls sogar ein Verfahren vor dem Sondergericht wegen Wehrkraftzersetzung. Diese Gerichte verhängten in der augenblicklichen Zeit durchweg nur Todesurteile. Erst als ich über die eventuellen Folgen meines Gesprächs nachdachte, kam mir zu Bewußtsein, in welche Gefahr ich mich begeben hatte.

Indessen schaute ich mich nach einem Platz in der Halle um, an dem ich die Essensportionen ausgeben konnte. In der zwölfstündigen Arbeitszeit waren zwei Pausen vorgesehen. Eine zum Empfang der Zusatzverpflegung, der sogenannten Brotzeit, bestehend aus 200 g Wurst oder Magarine. Die zweite Pause diente zum Einnehmen der Mittagsmahlzeit, die aus einem Liter Steckrüben- oder Kohlsuppe bestand. Abzüglich dieser Pausen betrug die reine Arbeitszeit elf Stunden pro Schicht.

Ich fand schließlich eine Stelle, die mir als Pausenplatz geeignet schien, denn die Möglichkeit zur Einnahme der Mahlzeiten in einem geschlossenen Raum mit Sitzgelegenheiten für die Häftlinge gab es nicht.

Ich entdeckte in der Halle eine freie Stelle von etwa 20 mal 30 Metern und beschloß, den Kommandoführer über die Wahl des Platzes zu informieren und sein Einverständnis zu erbitten. Auf dem Wege zu seinem Aufenthaltsraum, der ihm am Rande der Halle, wo sich die Büros befanden zur Verfügung gestellt worden war, kam mir der Dolmetscher Grotzki heftig winkend entgegen: "Capo, der Kommandoführer will dich sprechen. Er ist in seinem Zimmer."

"Hat er dir den Grund gesagt?" "Nein, ich weiß nicht warum. Er hat nur gesagt, ich soll dich holen."

Ich dachte sofort an mein Gespräch mit dem Einrichter. Sollte der Mann mich angeschwärzt haben? Mit gemischten Gefühlen klopfte ich an, trat ein und meldete mich vorschriftsmäßig beim Kommandoführer. Dann erst sah ich, daß er nicht allein war, sondern daß am Fenster ein Zivilist stand, der hinausblickte, so daß ich ihn zunächst nicht erkennen konnte. Als er sich umwandte, bekam ich einen gewaltigen Schreck. Es war Betriebsleiter Beyer. Also doch, der Einrichter mußte mich denunziert haben, anders konnte ich mir diese Zusammenkunft nicht erklären.

Jetzt wandte der Betriebsleiter sich mit den Worten an mich: "Ich benötige eine genaue Aufstellung über die Einteilung der Leute. Wir müssen wissen, wer in welcher Arbeitsgruppe arbeitet, damit die wöchentlichen Schichtmeldungen danach erstellt werden können. Darf ich Sie bitten, mir eine derartige Liste anzufertigen? Der Kommandoführer sagte mir, Sie seien im Besitz einer Namensliste, auf der die Leute Ihres Kommandos aufgeführt sind."

Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich diese Worte vernahm? Hatte ich doch das Schlimmste befürchtet. Nun aber stellte ich mit sichtlicher Erleichterung fest, daß meine Befürchtung grundlos gewesen war. Der Einrichter hatte offensichtlich nichts verlauten lassen, wenigstens bis jetzt nicht.

Es war inzwischen 12 Uhr geworden, und die Werksirene gab das Zeichen zur Mittagspause. Ich ließ die Leute antreten, zählte durch und meldete den Stand dem Kommandoführer. Danach gaben der Hilfscapo und ich das Essen aus. Es gab Steckrübensuppe, wie an jedem Wochentag. Die Leute hockten auf dem steinernem Boden und löffelten ihre Suppe aus dem Blechnapf.

Der Kübel mit dem Essen wurde täglich von der Lagerküche zum Werk gebracht, die Zusatzverpflegung dagegen morgens beim Ausrücken mitgeführt. Nach der Mittagspause machte ich mich daran, anhand meiner Namensliste die gewünschte Aufstellung anzufertigen. So verlief dieser erste Tag im Werk "ohne besondere Ereignisse".

Die Capostube

In einem Anbau der Küchenbaracke waren die Capos untergebracht. Hier hatte ich Gelegenheit, die unterschiedlichsten Typen kennenzulernen. Je länger ich mit ihnen zusammenlebte, desto mehr war ich imstande, die "Spreu vom Weizen" zu trennen. Es waren üble Gesellen darunter, ganz gleich welcher Winkelfarbe. Sie waren zwar in der Minderzahl, dafür aber tonangebend in der Gruppe der Capos. Jeder von uns anderen vermied es, sich mit ihnen anzulegen, weil Lagerführer Jarolin derartige Elemente nur recht waren, und sie einen gewissen Schutz durch ihn genossen.

Sie waren nur auf ihren Vorteil bedacht und besaßen Privilegien auf Kosten der ihnen unterstellten Kameraden. Wer auf den Kantineinkauf verzichtete und damit die ihm zustehende Ration Tabak seinem Capo überließ, der wurde dafür auf der Arbeitstelle von diesem in Ruhe gelassen. Denen aber, die sich weigerten, solche Bestechungspraktiken mitzumachen, wurde mit schikanöser Behandlung und Prügel begreiflich gemacht, daß es besser für sie sei, sich dem eingeführten Brauch anzupassen.

Die wenigen Wochen, die ich hier war hatten genügt, mir einen Einblick über die hier blühende Korruption und Erpressung zu verschaffen. Dabei wurde mir bewußt, wie schwer es sein würde, eine Änderung dieser Zustände zu erreichen. Von der Lagerführung war keine Hilfe zu erwarten, da diese selbst korrupt war und sich nur in der Größenordnung von den schwarzen Schafen unter den Häftlingen unterschied. Nein, die Änderung mußte von uns selbst kommen. Ich mußte an Longinus und seine Worte denken: "Wir müssen den kriminellen Elementen dort unbedingt das Handwerk legen." Aber wie? Er sagte mir damals zwar, einige Leute von uns wären bereits hier, doch die waren fast alle wieder zurück ins Stammlager Dachau überstellt worden. Der Einfluß der Kriminellen bei der Lagerführung war nicht zu unterschätzen. Sie hatten das Lager aufgebaut und sich fest darin verankert.

Ich hielt mich zunächst an Ludwig Herl, einen Freund von Longinus. Er war von der Rücküberstellung nach Dachau verschont geblieben. Als er einem kriminellen Blockältesten Unregelmäßigkeiten vorwarf, wurde er von diesem verprügelt und da er armamputiert war, konnte er sich nicht einmal wehren. Er hatte hier ebenfalls die Funktion eines Blockältesten und war bei seinen Leuten sehr beliebt. Ich suchte ihn auf und wir besprachen, was zu tun war, um doch

noch eine Veränderung der Verhältnisse im Lager zu bewirken. Er meinte: "Wir dürfen uns auf gar keinen Fall darauf verlassen, daß in nächster Zeit erneut ein paar Dachauer zu uns kommen, um uns in unserem Vorhaben zu unterstützen, sondern müssen versuchen, einige der hier anwesenden Kameraden für uns zu gewinnen und ihnen klarzumachen, um was es geht. Ich bin schon länger hier als du und ich weiß, daß gute, brauchbare Leute darunter sind." "Was ist mit dem Lagerältesten? Wie steht er zu uns?" "Er ist Österreicher, ein Großbürgerlicher. Politisch steht er weit entfernt von uns, aber das braucht kein Werturteil zu sein. Allerdings soll auch er bereits auf der Kippe stehen, weil er verschiedenen Leuten unbequem geworden ist. Wenn wir einen Dachauer Genossen als Lagerältesten hätten, dann kämen wir bestimmt ein gutes Stück voran." "Das wird schwer zu machen sein. Du kennst ja den Panzergeneral, diesen Kommunistenfresser und Freund der Kriminellen."

Es war spät geworden und ich ging auf meinen Block zurück. Ja, Ludwig hatte recht. Wir mußten versuchen, geeignete Leute hier im Lager zu finden. Aber wo anfangen? Vielleicht hier auf der Capostube? Etwa bei Christel Knoll, den ich von Dachau her kannte? Er war dort Obercapo auf der Plantage gewesen, dem Arbreitskommando, dem ich nach meiner dreimonatigen Isolierhaft im Arrestbunker zugeteilt wurde. Stets sah ich ihn dort mit einem Knüppel herumlaufen. Später wurde er Blockältester auf dem Judenblock. Man schrieb ihm mehrere Morde an jüdischen Häftlingen zu. Ob es stimmte, weiß ich nicht. Ich war zur betreffenden Zeit im Außenkommando St. Johann. Dieser Mann war jetzt mein Bettnachbar. Abends vor dem Einschlafen unterhielt ich mich mit ihm. Meine Frage, ob er schon einmal einen Mithäftling getötet habe, beantwortete er nicht. Er wurde auch nicht aggressiv, wie ich befürchtet hatte, sondern blieb ganz ruhig. Für mich war das die Antwort auf meine Frage. Hier in Allach war er Capo beim Bunkerhallenbau und stand in dem Ruf, seine Untergebenen brutal zu behandeln. Immer wieder richtete ich die Frage an ihn, warum er sich so verhielt: "Warum mißhandelst du deine Kameraden? Warum tust du das?"

Meist gab er mir keine Antwort oder er sagte nur: "Das verstehst du nicht" und drehte mir den Rücken zu. Vielleicht wußte er selber keine plausible Antwort darauf. Als ich ihn einmal darauf hinwies, daß er sich durch sein Verhalten sehr viele Feinde unter den Häftlingen gemacht habe, konfrontierte er mich mit der Frage: "Wie lange bist du schon Capo?" "Seitdem ich hier bei euch in Allach bin."

Da lachte er schallend: "Hahaha! Das lernst du auch noch, du Grünschnabel. Wie willst du dich denn sonst durchsetzen?"

Ich brach das Gespräch ab, weil ich wußte, daß es zwecklos war, ihn von seinem einmal eingeschlagenen Weg abzubringen. Was mochte in diesem Mann vorgehen? War es die lange Haftzeit, die er hinter sich hatte? Doch das hatten andere auch, ohne so zu werden wie er. Immerhin gehörte er jedoch zu denen, die als erste im Frühjahr 1933 in das Konzentrationslager Dachau eingeliefert wurden. Vielleicht konnten zehn Jahre Dachau einen Menschen zu dem machen, was Christel Knoll geworden ist: Ein Menschenverächter. Ein Verächter aber auch solcher Menschen, die seine Verachtung nicht verdienten, weil sie sein eigenes Los teilten.

Es war an einem Sonntag. Wir saßen in der Capostube und genossen unsere Freizeit. Einige der Kameraden unterhielten sich, andere schrieben Briefe nach daheim. Knoll stand am Fenster und blickte auf die Lagerstraße hinaus. Draußen strichen ein paar abgemagerte, elende Gestalten umher, die bettelnd ihre Hand vorstreckten. Es waren Russen, an dem "R" auf ihrem roten Winkel zu erkennen. Sie wußten, daß auf dem Capoblock hin und wieder mal ein Stück Brot für sie abfiel.

Plötzlich lief Knoll aufgeregt zu seinem Bett hinüber, griff unter den Kopfkeil und zog eine Holzlatte, die üblicherweise zum Glätten der Bettdecke diente, darunter hervor und rannte hinaus. Ich sah dann vom Fenster aus, daß er wie rasend auf die bettelnden Russen einschlug, die voller Angst vor dem Wüterich davonliefen. Einige stürzten zu Boden, wobei sie von Knoll mit der Latte verprügelt wurden.

Ich konnte nicht umhin, Knoll am Abend, als wir zu Bett gegangen waren, wegen dieses Vorfalles anzusprechen und sein Handeln zu verurteilen: "Was hast du davon, wenn du diese armen Teufel in die Flucht schlägst, weil sie betteln? Stört es dich, daß sie Hunger haben? Hast du nie Hunger gelitten?"

Er antwortete darauf kaltschnäuzig: "Ich mag das Gesocks nicht mehr sehen."

Ich gab nicht nach: "Das 'Gesocks', wie du dich ausdrückst, trägt die gleiche Kleidung wie wir beide. Haben dir diese armen Kerle etwas zuleide getan? Hast du übrigens schon einmal daran gedacht, daß wir Funktionshäftlinge eines Tages für das was wir getan und was wir nicht getan haben, Rede und Antwort stehen müssen?" "Natürlich weiß ich das. Darum lege ich mir auch keine

Beschränkung auf. Jetzt kommt es sowieso nicht mehr darauf an. Wir alle enden an einem Strick."

Das waren die letzten Worte, die ich von ihm gehört habe. Für ihn sollte sich dieser Satz später erfüllen. Knoll wurde im Jahre 1946 im Dachauer Prozeß von einem amerikanischen Militärgericht zum Tode durch den Strang verurteilt und hingerichtet.

Nein, solche Leute für unsere Aufgabe gewinnen zu wollen, stand völlig außer Frage. Man konnte nicht den Bock zum Gärtner machen.

Ich ließ mich von der Capostube auf den Block verlegen, auf dem auch die Leute meines Kommandos lagen. Knoll wurde zurück ins Stammlager Dachau überstellt. Ich habe später nie wieder etwas von ihm gehört.

Verstärkung aus Dachau

Betriebsleiter Beyer hatte es ja bereits am ersten Tag angedeutet. Das zivile Lagerpersonal in der gesamten Werkshalle sollte durch Häftlinge ausgetauscht werden. So trafen im Lager Allach fast jede Woche Zugänge aus Dachau ein. Weitere Baracken wurden errichtet, um für die Neuankömmlinge Platz zu schaffen. Der Lagerälteste war inzwischen abgelöst worden. Man hatte ihm eine Flasche Wein untergeschoben, die dann auch prompt vom Rapportführer gefunden wurde. Die Beteuerungen des Mannes, er wisse von der Flasche nichts und sähe sie zum erstenmal, waren vergeblich. Er wurde seines Postens enthoben und zurück nach Dachau überstellt. Die Ganoven hatten ihr Ziel erreicht und hofften nun, einen der ihren in diese Funktion zu bringen. Doch daraus wurde vorerst nichts.

Mit den Transporten kamen auch alte Dachauer Kameraden, unter denen sich einige befanden, die ich gut kannte. Das waren genau die Leute, die wir hier zu unserer Unterstützung brauchten. Die Organisation in Dachau funktionierte also wieder. Wir selbst, Ludwig und ich, waren in der Zwischenzeit auch nicht untätig gewesen. Unter den Allacher Kameraden hatten wir gute Leute gefunden, die auf unserer Seite standen. Einige Blockälteste und zwei Capos konnten wir bereits zu unserem Kreis zählen. Die Kameraden vom Arbeitseinsatz sowie von der Schreibstube gehörten ohnehin dazu.

Da die Funktion des Lagerältesten vorübergehend vom Lagerschreiber und dem Arbeitseinsatz wahrgenommen wurde, mußte es doch möglich sein, von hier aus dem Obersturmführer einen der aus Dachau eingetroffenen Leute für die Stelle des Lagerältesten vorzuschlagen. Unter den Zugängen befand sich ein langjähriger politischer Häftling, der in Dachau als Capo eines Baukommandos eingesetzt war. Er hieß Carl Wagner und stammte aus Stuttgart. Dieser Mann brachte alle Voraussetzungen dafür mit, die Funktion eines Lagerältesten in unserem Sinne auszuüben. Wagner selbst war ein untadeliger Mann, der sich in Dachau seinen Leuten gegenüber stets korrekt verhalten hatte und deswegen bei ihnen auch sehr beliebt gewesen war.

Zu unserer Genugtuung akzeptierte Jarolin den Vorschlag, und Wagner wurde bereits am nächsten Tag von ihm eingesetzt. Damit war es uns gelungen, den ersten Schlag gegen die Lagerkorruption erfolgreich zu führen. Den Lagerältesten auf unserer Seite zu haben, konnte für die Aufgabe, das Personal von unredlichen Elementen zu säubern, von großem Nutzen sein. Doch die

Gegenseite blieb nicht untätig. So spann sie ihre immerhin noch bestehenden Netze zum Panzergeneral, ihrem Gönner und Schutzpatron. Zwar waren ihre Leute inzwischen zu der Erkenntnis gelangt, daß für einen Bewerber aus ihren Reihen keine Aussicht bestand, die Funktion des Lagerältesten zu besetzen, dafür aber boten sie alles auf, um den jetzigen zu Fall zu bringen. Für sie gab es keinen Zweifel: Dieser Mann war für eine Kumpanei mit ihnen nicht zu haben. Also mußte er weg.

Mit einem raffiniert ausgeheckten Plan machten sie sich ans Werk. Ihnen war bekannt, daß der Lagerführer ein Kommunistenhasser war, und hier galt es anzusetzen. Es mag für sie sicherlich nicht schwer gewesen sein zu erraten, daß die Überstellung Carl Wagners von Dachau nach Allach kein Zufall war. Was lag da näher, als durch beiläufige Bemerkungen die Aufmerksamkeit des Panzergenerals in diese Richtung zu erregen. Alles weitere lief nach Plan ab.

Die Blöcke waren zum abendlichen Zählappell angetreten. Zu unserem Erstaunen stand vor uns auf dem Appellplatz ein Tisch, auf dem ein Ochsenziemer lag. War vielleicht ein Flüchtling wieder eingefangen worden, der nun vor versammelter Mannschaft ausgepeitscht werden sollte? Bisher war es üblich gewesen, die Prügelstrafe im Block oder auf der Schreibstube zu vollziehen. So warteten wir gespannt darauf zu erfahren, was es für eine Bewandnis mit dieser neuen Praxis haben könnte.

Nach Beendigung des Zählappells wurden, wie üblich, die Strafmeldungen verlesen. Die Aufgerufenen mußten vortreten und sich in einer Reihe vor dem Tisch aufstellen. Nun aber wurde der Lagerälteste herbeigerufen und erhielt vom Panzergeneral den Befehl, die Bestrafung der Delinquenten durchzuführen. Der erste von ihnen wurde über den Tisch gelegt und Jarolin reichte dem unschlüssig dastehenden Wagner den Ochsenziemer.

Alle waren äußerst gespannt darauf, was jetzt geschehen würde. Die Hinterhältigkeit dieser geschickt eingefädelten Situation war förmlich zu fühlen. Hier mußte die Entscheidung für oder gegen Wagner fallen. Würde er in die ausgelegten Fallstricke geraten und sich darin verfangen? Das hohe Ansehen, das er bei all seinen Kameraden genoß, stand jetzt auf dem Spiel. Als die Spannung ihren Höhepunkt erreichte, rief Wagner laut, damit es alle hörten: "Ich lehne es ab, meine Mithäftlinge zu schlagen!"

Das Gesicht Jarolins schien keineswegs zornig, wie es nach dieser Szene zu erwarten war, sondern zeigte ein zufriedenes Grinsen. Der Rapportführer eilte

herbei und schon umschlossen ein Paar Handschellen die Gelenke Wagners, der sofort abgeführt und in das Arrestgebäude gebracht wurde.

Das alles lief ab wie in einem Film, der schon mehrfach geprobt wurde. Selbst an die Handschellen hatte man gedacht. Wagner wurde am nächsten Tag nach Dachau überstellt, wo er mit 25 Peitschenhieben bestraft wurde und anschließend sechs Wochen im Arrestbunker verbringen mußte.

Wir aber waren nun wieder an der Stelle, wo wir begonnen hatten. Es blieb uns Zeit, über die Frage nachzudenken, ob wir eine Niederlage erlitten hatten oder nicht. Aber hatte Carl Wagner uns nicht bereits durch seine tapfere Haltung diese Frage beantwortet?

Die Organisation lebt

Mein Arbeitskommando war inzwischen auf die Stärke von 600 Mann angewachsen. Unter den Zugängen aus Dachau entdeckte ich zwei Kameraden, mit denen ich befreundet war. Sie waren Schutzhäftlinge wie ich und ebenfalls wegen ihrer Tätigkeit für die KPD in Haft. Einer von ihnen, Peter sogar schon seit 1933. In Dachau war er lange Zeit mein Stubenältester gewesen.

Beide waren gute Kameraden, auf die man sich verlassen konnte. Wenn ich sie für mein Kommando gewinnen konnte, so hätte ich mit ihnen zwei Mitarbeiter, die mir bei meiner Aufgabe wertvolle Hilfe leisten konnten.

Ich suchte den Kameraden vom Arbeitseinsatz auf und erkundigte mich bei ihm, ob meine Freunde bereits für eine bestimmte Tätigkeit vorgesehen waren. Sie waren es nicht, wie ich zu meiner freudigen Überraschung erfuhr. Also kam ich gleich zur Sache: "Ich brauche dringend zwei Capos für mein Kommando. Der Haufen wird mir allmählich zu groß und unübersichtlich. Darum möchte ich die beiden, Peter Wening und Sepp Beyer gerne zu meiner Unterstützung haben." "Geht in Ordnung. Laß dir zwei Capo-Armbinden geben und nimm die beiden morgen früh mit ins Werk. Die Formalitäten regle ich mit dem Transportführer, das geht schon klar."

Auch einen neuen Lagerältesten hatten wir wieder. Er hieß Karl Lorenz, war Schutzhäftling und stammte aus Freiburg. Mir war nicht bekannt, welcher politischen Richtung er angehörte, und ich habe ihn auch nie danach gefragt. Jedenfalls trug er einen roten Winkel, und durch sein korrektes,

kameradschaftliches Verhalten bewies er, das er diesen zu Recht trug. Auch ihn kannte ich von Dachau her, denn wir waren mit dem gleichen Transport im Mai 1939 ins Lager eingeliefert worden. Als ich ihn jetzt wiedersah, mußte ich unwillkürlich an die ersten Tage unserer damaligen Einlieferung denken. Wir waren auf zwei verschiedenen Blöcken untergebracht, so daß wir uns zunächst aus den Augen verloren hatten. Als ich ihm dann zufällig auf der Lagerstraße begegnete, erschrak ich beim Anblick seines von der Sonne rotgebrannten, geschwollenen Gesichts. Als ich mich nach seinem Arbeitskommando erkundigte, sagte er nur: "Kiesgrube."

Das hatte ich vermutet. Die Kiesgrube war das Vernichtungskommando für Neuzugänge, in dem der Leuteschinder Stürzer sein schändliches Unwesen trieb. Lorenz sprach weiter, und aus seinen Worten klangen Verzweiflung und Mutlosigkeit: "Ich halte es nicht mehr aus. Das hier ist die Hölle. Am besten ist es, man geht in den Zaun oder eine Postenkette. Dann hat die Qual ein Ende."

Ich versuchte, ihm ein derartiges Verhalten auszureden und sprach ihm Mut zu: "Denk daran, wieviele Leidensgenossen das zu Beginn ihrer KZ-Haft auch alles durchmachen mußten. Sie haben vielleicht damals genauso gedacht, wie du jetzt. Trotzdem hat ein großer Teil von ihnen bereits viele Jahre überstanden."

Das war schon viele Jahre her, und jetzt stand er vor mir als unser Lagerältester. Ich habe mich lange mit ihm unterhalten und in diesem Gespräch die Gewißheit gewonnen, daß er ganz auf unserer Seite stand. Wir wußten, daß er kein Kommunist war, und natürlich wußte Jarolin das auch. Bestimmt hatte er sich längst durch Einsicht in dessen Akte davon überzeugt. Er war sicher, in Lorenz die richtige Wahl für diese Funktion getroffen zu haben.

Von nun an ging es Schlag auf Schlag. Rasch sprach es sich im Lager herum. Der neue Lagerälteste hatte für jeden, der sich mit Beschwerden über Benachteiligungen durch Capos oder Blockälteste an ihn wandte, ein offenes Ohr.

Jeder Hinweis wurde überprüft, und gegen zu Recht Beschuldigte wurde rigoros eingegriffen. Mancher Blockälteste fand sich plötzlich im Arbeitskommando Bunkerbau als Betonmischer wieder, wobei ihnen entmachtete Capos Gesellschaft leisteten. Da immer mehr Transporte aus Dachau eintrafen,

fiel es nicht schwer, die so entstandenen Lücken durch Leute unserer Wahl aufzufüllen.

Die Zustände im Lager hatten sich entscheidend geändert. Die Lagerkorruption war fast völlig beseitigt. Nur eines machte uns stutzig: Warum nahm der Panzergeneral diese sichtbare Veränderung so gelassen hin? Er mußte doch längst gemerkt haben, daß hier eine bestimmte Gruppe von Häftlingen versuchte, seine von ihm gezimmerte und zementierte Lagerordnung ins Wanken zu bringen. Hatte er keine Rückendeckung aus Dachau mehr? Oder gab es in den Chefetagen der Bayerischen Motorenwerke einflußreiche Leute, die dafür sorgten, daß ihm ein "Schuß vor den Bug" gesetzt wurde? Denn von ausgemergelten und geprügelten Arbeitssklaven konnte man schwerlich ein Arbeitstempo erwarten, das die Gewähr dafür bot, die schweren Verluste der deutschen Luftwaffe durch eine gesteigerte Produktion von Flugzeugteilen wieder wettzumachen. Das alles waren natürlich nur von uns angestellte Vermutungen.

Vom Arbeitseinsatz wurden mir fünf weitere Capos für mein Kommando, das mittlerweile eine Stärke von 950 Mann erreicht hatte, zugeteilt. Zivilarbeiter an den Maschinen gab es keine mehr, nur noch als Einrichter.

Meine gelbe Capo-Armbinde wurde ausgetauscht durch eine von blauer Farbe mit der Aufschrift "Hallencapo". Damit war ich nun verantwortlich für die Häftlinge des gesamten Arbeitskommandos. Die anderen acht Capos standen den einzelnen Fertigungsabteilungen vor.

Ein Abgang durch Flucht

Mit den noch verbliebenen Zivilarbeitern in der Werkhalle versuchte ich allmählich Kontakte anzuknüpfen. Selbstverständlich unter Beachtung größter Vorsicht. Konnte ich doch nicht wissen, an wen ich dabei geriet. Ich sprach mit ihnen über ihre Tätigkeit und fragte sie, ob sie mit der Leistung der ihnen zugewiesenen Häftlinge zufrieden seien. Das erschien unverfänglich und gab keinen Anlaß, diese Gespräche zu unterbinden, falls der Angesprochene seinen Vorgesetzten davon unterrichten sollte.

Auf diese Weise lernte ich die Leute im Werk etwas näher kennen und beurteilen. Bald schon hatte ich mit zwei Einstellern, Emil Schwaig und Max

Knauer ein fast freundschaftliches Verhältnis. Die beiden gaben sich als Nazigegner zu erkennen und gehörten früher der SPD an. Von ihnen erfuhr ich auch stets die neuesten Nachrichten über die politischen Ereignisse, da sie eifrige Hörer des Londoner Rundfunks waren. Daß sie so offen mit mir darüber redeten, war für mich ein Beweis ihres Vertrauens. Sie setzten voraus, daß sie mit meiner Verschwiegenheit rechnen konnten, und ich habe sie nicht enttäuscht.

Mein besonderes Interesse galt selbstverständlich dem Verlauf der jeweiligen "Frontbegradigungen" und "strategischen Rückzüge" an der Ostfront, brachten uns diese doch das Ende des Nazistaates und damit, sollten wir bis dahin am Leben bleiben, unserer Befreiung immer näher.

Die beiden konnten mir auch sagen, wem unter ihren Kollegen ich vertrauen durfte und vor welchen ich mich in acht zu nehmen hatte. Solche Hinweise waren sehr nützlich für mich, weil ich nicht gerne an die falsche Adresse geraten wollte, wenn ich mich nach der Stimmung unter der Bevölkerung erkundigte. So gelang es mir mit der Zeit, die schwarzen von den weißen Schafen zu unterscheiden.

Die Bereitstellung von KZ-Häftlingen zwecks Einsatz in Rüstungsbetrieben hatte neben der Behebung des Arbeitskräftemangels noch einen weiteren, für die SS lukrativen Nebeneffekt. Für jeden Häftling mußte das Werk einen bestimmten Betrag an das Lager zahlen. Ein Hilfsarbeiter kostete 4,- Reichsmark, ein Facharbeiter 6,- RM. Auf diese Weise brachte es das Konzentrationslager Dachau mit seinen Außenlagern auf die stattliche Summe von 2 Millionen Reichsmark im Monat. Von diesen Beträgen erhielten die Häftlinge keinen Pfennig. Dafür mußte der Betrieb zusätzlich zwischen 0,50 bis 4,- RM in Form von Prämiescheinen wöchentlich an die bei ihnen beschäftigten Häftlinge auszahlen. Für diese Scheine bekam man beim Kantineneinkauf im Lager Tabak und andere Dinge, wie Schreibmaterial, Zündhölzer sowie mitunter auch etwas Obst. Das Obst organisierte der Kantineneinkäufer bei einer nahegelegenen Gärtnerei gegen Bezahlung aus der Kantinenkasse. Wenn also ein Häftling nach einer Woche Arbeit zum Beispiel den Mindestlohn von 50 Reichspfennigen in Form eines sogenannten Prämiescheins erhalten hatte, so konnte er, falls er auf Tabak verzichtete, sich bestenfalls zwei Äpfel dafür kaufen. Für 66 Stunden harter Arbeit zwei Äpfel als Lohn.

Die Nachtschicht hatte gerade begonnen, als Peter mich in meinem Verschlag aufsuchte, um mir mitzuteilen, ein Pole in der Zylinderabteilung plane, in dieser Nacht zu fliehen. Diese Mitteilung schreckte mich auf, denn die Flucht eines Häftlings konnte schwere Folgen für das gesamte Kommando heraufbeschwören. Ich stand vor einer schweren Entscheidung. Einerseits hatte ich Verständnis dafür, daß ein gefangener Sklave sich nach der Freiheit sehnt, andererseits aber mußte ich auch an die Folgen denken, die durch eine solche Flucht ausgelöst werden konnten. Ganz abgesehen davon, daß ein Weiterkommen für den Flüchtenden im Werksgelände schier unmöglich war. Ich fragte Peter, woher er von dem Fluchtplan wisse. "In meiner Abteilung ist ein Pole, dem der Fluchtwillige seine Absicht zu fliehen unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut hat. Weil der Mann in meinem Kommando jedoch nicht möchte, daß sein Freund sich ins Unglück stürzt, hat er mich informiert und gebeten, Dich davon zu unterrichten." "Hat er dir den Namen seines Kameraden genannt?" "Ja, es ist der Pole Lusinski. Du mußt ihn kennen, da er in deinem früheren Kommando Fertigung II an einer Drehbank arbeitet. Sein Einsteller ist Max Knauer."

Auch das noch, dachte ich bei mir. Max hatte kürzlich noch den Lusinski über alle Maßen gelobt. "Mein bester und fleißigster Arbeiter", hatte er ihn gepriesen. Ich stellte mir unwillkürlich sein Gesicht vor, wenn er in dieser Nacht plötzlich die verwaiste Drehbank seines Musterknabens erblicken würde.

Ich fühlte mich in eine Lage versetzt, die für mich nicht gerade angenehm war. Darum wandte ich mich an Peter. Vielleicht konnte er mir raten, wie ich mich verhalten sollte: "Was würdest du jetzt an meiner Stelle tun?" "Ich würde den Einsteller in Kenntnis setzen. Der hat ihn ständig unter den Augen. Er braucht sich ja nichts anmerken zu lassen." "Wenn der Lusinski aber doch etwas merkt? Dann weiß er, daß sein Kamerad ihn verpiffen hat. Was das aber bedeutet, kannst du dir wohl vorstellen. Im Nu wüßten auch die anderen Kameraden davon und dann gebe ich nichts mehr für die Gesundheit oder das Leben des Mannes, der ja nur seinen Freund vor einer tödlichen Gefahr bewahren wollte."

Peter machte ein nachdenkliches Gesicht, dann meinte er: "Die Verantwortung liegt bei dir. Du mußt wissen, was du tun willst. Ich denke, daß du die richtige Entscheidung treffen wirst."

Jetzt war ich genauso schlau wie vorher. Ich überlegte noch eine Weile und wog die verschiedenen Möglichkeiten ab, die mir blieben. Meldete ich den Fluchtplan seinem Einsteller oder gar dem Kommandoführer, wäre eine schwere Bestrafung Lusinskis die Folge und sein Freund obendrein als Verräter gebrandmarkt. Verwarf ich aber diese Möglichkeit und unternahm nichts, so würde ich mit Sicherheit zur Verantwortung gezogen und bestraft werden, wenn der Fluchtversuch mißlang und es sich erwies, daß ich von dem Vorhaben gewußt und nichts dagegen unternommen hatte. Was also sollte ich tun? Die Entscheidung war nicht einfach. Ich wünschte nur, die Nachtschicht sei endlich vorüber und mein Kommando noch vollzählig.

Als ich meinen gewohnten Rundgang durch die Halle machte, winkte Max mich zu sich her. Ich erkannte an seinem aufgeregten Verhalten sofort, daß mir meine Entscheidung bereits abgenommen war. Max empfing mich mit den Worten: "Der Lusinski hat sich vor etwa einer halben Stunde zur Toilette abgemeldet und ist noch nicht zurückgekehrt. Das erscheint mir ein wenig zu lange, meinst du nicht auch?"

Ich spielte den Unwissenden und erklärte ihm, ich wolle in der Toilette nachsehen. Vielleicht sei er krank geworden und habe Durchfall.

Nun war der Stein ins Rollen gekommen, und ich konnte nichts mehr verhindern. Wie zu erwarten, fand ich Lusinski in der Toilette nicht vor, dafür aber ein aufgebrochenes Oberlichtfenster. Die Toilette befand sich außerhalb des Maschinenparks in einem Trakt, in dem sich auch die Büros und sonstige Räumlichkeiten befanden. Das Fenster, das hoch oben in der Wand eingelassen und fest verschraubt war, galt bisher als ausbruchsicher. Ab heute freilich nicht mehr.

Ich suchte den Kommandoführer in seinem Zimmer auf, um ihn von der Flucht des Häftlings in Kenntnis zu setzen. Der Oberscharführer saß auf seinem Stuhl und hatte den Kopf auf den Tisch gelegt. Kein Zweifel, er machte gerade sein Nickerchen. Es half nichts, ich mußte ihn wecken. Als er meinen Bericht vernahm, fuhr er erschrocken vom Stuhl hoch und schaute mich zweifelnd an, als habe er nicht richtig gehört. "Nein, nein, das kann doch nit möglich sein, hier kommt doch keiner naus", jammerte er.

Dann aber faßte er sich und ordnete an, sofort das gesamte Kommando zum Zählappell antreten zu lassen. Beim Durchzählen stellte ich fest, daß nur ein Mann fehlte. Lusinski war also allein geflohen.

Der Kommandoführer informierte telefonisch den Panzergeneral, der in wenigen Minuten auf seinem Motorrad angebraust kam. Kopfschüttelnd betrachtete er das zerbrochene Fenster, schrie mich an und bezichtigte den Kommandoführer der Schlafmützigkeit. Bevor er sein Motorrad wieder bestieg, wandte er sich noch einmal zu mir um und drohte, er werde mich ablösen lassen, wenn ich nicht besser aufpassen könne: "Oder liegt Ihnen gar nichts daran, wenn Ihre Leute abhauen und damit Produktionsausfälle verursachen? Vielleicht wollen Sie das sogar! Nehmen Sie sich in acht und sorgen Sie dafür, daß sich das hier nicht wiederholt!"

Damit schwang er sich auf seine BMW und fuhr knatternd davon.

Nachdem sich die Aufregung gelegt hatte, lief der Betrieb wie gewohnt weiter. Ich suchte Peter in seiner Abteilung auf und fragte ihn, wie denn der polnische Kamerad, von dem er den Fluchtplan erfahren hatte, auf den Vorfall reagierte. "Na ja, begeistert war er nicht darüber, daß du nichts unternommen hast, um die Flucht zu verhindern. Er hofft, daß sein Kamerad durchkommt." "Sag ihm, daß er sein Wissen für sich behalten und niemandem erzählen soll, daß er uns gewarnt hat." "Ich habe ihn bereits instruiert, und er hat mir sein Wort gegeben, darüber zu schweigen."

Nun, er hat Wort gehalten, und so blieb es unser Geheimnis. Übrigens hat es keine Repressalien gegenüber dem Arbeitskommando gegeben, wie ich befürchtete. Man mußte wohl Rücksicht nehmen auf den Produktionsablauf, der sonst ins Stocken geraten wäre. Stundenlanges Strafstehen in der Halle war nicht gut denkbar. Das zerbrochene Toilettenfenster wurde anderntags ausgewechselt und mit einem schweren Eisengitter versehen. Zusätzlich patrouillierte von nun an während der Nachtschicht ein Wachposten außerhalb der Werkhalle vor dem Fenster auf und ab. Hier war kein Ausbruch mehr möglich.

Beim Einmarsch am frühen Morgen durch das Lagertor mußte ich zum erstenmal außer Nennung der Kommandostärke den Zusatz anfügen: "Ein Abgang durch Flucht!"

Der neue Kommandoführer

In meinem Arbeitskommando hatte es eine Veränderung gegeben. Der Kommandoführer, Oberscharführer Burkhart, war abgelöst worden und befand sich nicht mehr in Allach. Ob seine Versetzung mit der Flucht Lusinskis zusammenhing, konnten wir nicht erfahren, schien aber durchaus möglich. Eines aber wußten wir seit langem: Das Verhältnis zwischen Lagerführer Jarolin und Burkhart war nicht das beste gewesen.

So wurde ich einmal Zeuge eines Auftritts, in dem der Panzergeneral den Kommandoführer im Beisein seiner Wachposten in herabsetzender Weise beschimpfte und ihn der Unfähigkeit bezichtigte. Daher lag es nahe, daß er die Flucht des Häftlings zum Anlaß genommen hatte Burkhart loszuwerden. Jedenfalls war der eines Tages nicht mehr da und ein neuer Kommandoführer an seiner Stelle. Dieser hatte den Dienstgrad eines Hauptscharführers, stand also eine Stufe höher als sein Vorgänger. Er hieß Geiß und war meiner Schätzung nach etwa 50 bis 55 Jahre alt. Wie er mir später versicherte, wurde er als Angehöriger der Heimat-SS zum KZ-Wachdienst eingezogen.

Auf mich machte er einen ruhigen, fast väterlichen Eindruck. Er schien das Gegenteil zu sein von den jungen, brutalen Burschen der Lager-SS in Dachau. Ich hoffte sehr, mich in der Einschätzung dieses Mannes nicht getäuscht zu haben.

Bald schon hatte ich Gelegenheit zu erfahren, ob er sich wirklich so sehr von den Dachauer Blockführern unterschied. Seit geraumer Zeit nämlich hatten einige Werkmeister es sich zur Gewohnheit gemacht, Häftlinge, die ihrer Meinung nach nicht genügend leisteten oder ihren Toilettengang zu sehr ausdehnten, mit in ihr Büro zu nehmen, um sie dort zu verprügeln. Als ich den vormaligen Kommandoführer einmal darauf aufmerksam machte, meinte der biedere Schwabe nur: "Wenn die Leut halt nit schaffe wolle, so gehört ihne de Ranze verschlage!"

Damit war für ihn die Angelegenheit abgetan.

Wie mochte wohl unser neuer Kommandoführer auf derartige Vorkommnisse reagieren, wenn er davon erfuhr? Um das zu ergründen, trug ich allen Capos auf, mir sofort zu melden, wenn sich in ihrer Abteilung ein solcher Vorfall ereignen sollte.

Sehr lange brauchte ich nicht zu warten. Ein Meister hatte wieder einmal einen Häftling auf seine Weise "bestraft". Ich wußte, daß dieser Mann ein eingefleischter Nazi war. Der Einsteller Emil hatte mich vor ihm gewarnt.

Ich suchte den Meister in seinem Büro auf und wies ihn darauf hin, daß das Schlagen der Häftlinge verboten war, ganz gleich wo und von wem auch immer. "Wollen Sie mir vielleicht vorschreiben, was ich zu tun und zu lassen habe?", raunzte er mich an.

"Im allgemeinen nicht. Ich möchte Sie nur in Ihrem eigenen Interesse darauf aufmerksam machen, daß sich Ihr Büro außerhalb der Postenkette befindet. Dieser Umstand könnte einem Häftling Gelegenheit zur Flucht bieten. Ihnen aber würde die Verantwortung dafür angelastet werden." "Das lassen Sie nur meine Sorge sein, und nun scheren Sie sich raus. Sie befinden sich momentan ebenfalls hinter der Postenkette." "Zu Ihrer Information, Herr Werkmeister: Ich besitze von unserer Lagerleitung die Befugnis, mich in besonderen Fällen auch außerhalb der Postenkette zu bewegen. Dies geschieht zum Beispiel dann, wenn ich einen durch Arbeitsunfall verletzten Häftling zur Behandlung in die Unfallstation bringen muß, die sich ebenfalls außerhalb der Postenkette befindet."

Dann verließ ich sein Büro und suchte den Kommandoführer auf, um ihn von dem Vorfall zu unterrichten. Dabei legte ich besonderen Wert darauf, die Sache mit der Postenkette in den Vordergrund zu schieben. Der Haupt­scharführer reagierte so, wie ich es im stillen gehofft hatte: "Welcher Meister war das?"

Ich nannte ihm Namen und Abteilung. Zugleich wies ich darauf hin, daß diese Gepflogenheiten einiger Werkmeister gang und gäbe seien. Geiß war empört: "Das werde ich sofort abstellen. In meinem Kommando wird niemand geschlagen, weder von mir und auch nicht von Ihnen, Capo! Wenn die Meister sich das Recht herausnahmen, sich über das Verbot hinwegzusetzen, dann werde ich das zu unterbinden wissen."

Solche Worte hatte ich bisher noch niemals von einem SS-Mann gehört. Meinte er es ehrlich, oder wollte er sich rückversichern angesichts des nahenden Zusammenbruchs Hitlerdeutschlands? Nur dumme und einfältige Menschen konnten heute noch, im fünften Kriegsjahr an den sogenannten Endsieg oder die geheimnisvolle Wunderwaffe glauben.

Nein, für einen Rückversicherer hielt ich diesen Mann nicht, sondern viel eher für einen von Grund auf ehrlichen, jedoch von der verbrecherischen Politik Hitlers enttäuschten Anhänger der Nazibewegung. Wer wollte bestreiten, daß es solche selbst unter den SS-Leuten gab?

Mir fiel noch etwas auf, als ich dem Kommandoführer von den prügelnden Werkmeistern berichtete. Er ging mit keinem Wort auf die Mißachtung der Postenkette ein, was doch für ihn das naheliegendste sein mußte. Vielmehr erboste ihn das Schlagen der Häftlinge.

Eine Unterredung zwischen ihm und Betriebsleiter Beyer hatte zur Folge, daß einige Tage später alle Abteilungen durch Rundschreiben darauf hingewiesen wurden, daß das Schlagen der Häftlinge im Werk verboten war. Sollte Anlaß zu einer Maßregelung bestehen, so sei der Kommandoführer davon in Kenntnis zu setzen, der alles weitere im Lager veranlassen würde.

Rasch sprach es sich herum im Arbeitskommando, wer den prügelnden Meistern ihr schändliches "Handwerk" gelegt hatte. In der Halle nannte man ihn bald darauf den "Papa Geiß". Doch auch für mich blieb noch ein klein wenig Lob und Anerkennung übrig. Als ich während einer Nachtschicht meine Runde durch die Abteilungen machte, verließ ein griechischer Kamerad seine Maschine, ging auf mich zu und sagte nur: "Capo, du beste Mann von ganz Lager." Sprach und kehrte an seine Maschine zurück. Diese wenigen Worte in radebrechendem Deutsch empfand ich als Bestätigung dafür, daß die Kameraden meines Kommandos mit mir als Capo zufrieden waren und mich als einen der ihren ansahen, der sich nach Möglichkeit bemühte, sie vor schikanöser Behandlung zu bewahren.

Wie gerne hätte ich Longinus Novara von unseren Erfolgen berichtet, aber wie? Es bestand nur eine Verbindung zum Stammlager Dachau durch den regelmäßigen Transport der schmutzigen Häftlingskleidung zur Lagerwäscherei, sowie der Toten zwecks Einäscherung im Krematorium. Auch ein Wagen mit Verpflegung kam in regelmäßigen Abständen zu uns nach Allach. Doch auf diesen Wegen konspirative Mitteilungen zu befördern, erschien nicht ratsam, weil sie durch zuviele Hände gehen mußten, um an die richtige Stelle zu gelangen. Nein, es mußte ein Weg gefunden werden, der all diese Risiken ausschloß.

Besuchsfahrt nach Dachau

Mir blieb keine Wahl: Um das Stammlager Dachau besuchen zu können, mußte ich einen Weg nutzen, den ich bisher wegen seiner Anrüchigkeit nicht in Betracht gezogen hatte. Kürzlich war in Dachau ein Bordell in einer Sonderbaracke eingerichtet worden. Die SS hatte 12 Insassen des Frauen-Konzentrationslagers Ravensbrück nach Dachau überstellen lassen mit der Zusicherung, nach sechs Monaten "Dienst" im Bordell winke ihnen die Freiheit. Dieses Versprechen wurde, wie wir später erfuhren, niemals eingehalten.

Von Allach fuhr an jedem Sonntag ein Lastwagen mit den Besuchern des Bordells nach Dachau. Meist waren es Leute aus dem Küchenkommando sowie einige Blockälteste und Capos. Für uns als Politische galt als striktes Gebot: Niemand von uns fährt mit. Dieser Beschluß wurde, von wenigen Ausnahmen angesehen, bisher auch eingehalten.

Doch warum sollte der Zweck die Mittel nicht heiligen? Ich erkundigte mich bei einem Kameraden, den ich als eifrigen Bordellbesucher kannte, nach Art und Umständen eines solchen Besuches. Der Mann sah mich erstaunt an, als habe er sich verhöhrt: "Nanu, du willst auch mitfahren am Sonntag? Ich denke, ihr Politischen wollt davon nichts wissen." "Wollen wir auch nicht. Trotzdem hätte ich gerne gewußt, wie das so vor sich geht. Ich bin eben ein neugieriger Mensch."

Kopfschüttelnd gab er mir Auskunft: "Wie du ja weißt, bringt uns ein LKW nach Dachau. Als Bewachung fahren zwei Posten mit. Am Lagertor empfängt uns der Rapportführer, mustert uns kurz. und dann können wir zu der bewußten Baracke gehen und uns dort anmelden." "Bringt euch jemand zu der Baracke? Ein Blockführer vielleicht?" "Nein, wir können unbewacht hingehen. Einige Mitfahrer hauen unterwegs auf der Lagerstraße einfach ab und besuchen ihre Freunde." "Wie lange währt der Aufenthalt bis zur Abfahrt?" "Zwei, manchmal drei Stunden. Wir sammeln uns dann wieder am Lagertor."

Mehr brauchte ich nicht zu wissen. Das war der Weg, nach dem ich gesucht hatte. Ganz wohl war mir nicht zumute, als ich von der Schreibstube das Formular eines Rapportgesuchs verlangte. Ich wußte ja, daß der Lager-schreiber es ausgefüllt von mir zurückerhalten mußte. Was aber sollte der von mir denken, wenn er las: Der Schutzhäftling Otto Oertel, Gefangenen-Nr. 432,

bittet gehorsamst, das Bordell besuchen zu dürfen? Ausgerechnet der Mann, der sich bei den Diskussionen über das Für und Wider eines Bordellbesuchs als ein entschiedener Gegner dieser Einrichtung bekannt hatte, tanzte plötzlich aus der Reihe? Würde das nicht wie ein Lauffeuer durch das Lager gehen, zumal ich ja über Sinn und Zweck dieses Besuches nichts verlauten lassen durfte. Nur Ludwig hatte ich eingeweiht. Der stimmte meinem Vorhaben zu und meinte: "So wie ich das sehe, ist es die einzige Möglichkeit, mit unseren Freunden in Dachau regelmäßig Kontakt zu halten."

Dann war es soweit. Ich hatte mein Rapportgesuch nebst einem Prämienschein von 50 Reichspfennigen (so billig war das) in der Schreibstube abgegeben und tags darauf, vom Rapportführer abgezeichnet, mit dem Vermerk "genehmigt" zurückerhalten. An einem Sonntagnachmittag bestiegen wir, etwa 30 Mann den LKW und fuhren in das acht Kilometer entfernte Lager Dachau.

Dort spielte sich alles so ab, wie der Kamerad es mir beschrieben hatte. Bei Erreichen der Lagerstraße zwischen den Blöcken schrumpfte die Anzahl der Teilnehmer sichtbar zusammen. Von den 30 Kameraden kam höchstens die Hälfte bis zur Sonderbaracke. Die übrigen, zu denen auch ich gehörte, verschwanden auf den verschiedenen Blöcken, um ihre Freunde zu besuchen. So einfach war das.

Zunächst suchte ich meinen Freund Rudi auf, der höchst erstaunt war, mich plötzlich in Dachau zu sehen: "Bist du zurück aus Allach?" "Nein, ich bin nur besuchsweise hier."

Ich erzählte ihm dann, auf welche Weise ich den Besuch ermöglicht hatte. Rudi lachte: "Gute Idee, werde nur ein fleißiger Puffbesucher, damit wir uns öfter sehen können."

Wir hatten uns viel zu erzählen, und ich fürchtete schon, keine Zeit mehr für Longinus zu haben. Den aber mußte ich auf jeden Fall sprechen, um ihn über die Veränderungen und Fortschritte, die wir inzwischen in Allach erzielt hatten, zu informieren.

Ich verabschiedete mich von Rudi und strebte dem Block zu, wo ich Longinus zu finden hoffte. Ich hatte Glück, er war anwesend, und wir begrüßten uns herzlich. Ich berichtete ihm ausführlich über das Erreichte bei uns, das wir zu einem nicht geringen Teil als Erfolg unserer Arbeit ansahen.

"Seid vorsichtig", meinte er dann, "man versucht in letzter Zeit in verstärktem Maß Spitzel und Verräter anzuwerben, die der Lagerführung über alles berichten sollen, was ihnen verdächtig erscheint. Es sind von seiten der SS Äußerungen gefallen über eine 'kommunistische Verschwörung', die es zu zerschlagen gilt. Sicherlich meinen sie unsere Organisation, aber sie wissen nicht, wer dazu gehört. Das aber sollen die Spitzel herausfinden." "Sind euch diese Spitzel bekannt und habt ihr eine Möglichkeit, sie auszuschalten?" "Einen dieser üblen Burschen haben wir bereits entlarvt. Es ist ein ehemaliger Kriminalbeamter mit dem Namen Heuß. Er trägt einen roten Winkel, kann aber, seinen Gesprächen nach zu urteilen, keiner bestimmten politischen Richtung zugeordnet werden. Wir kommen leider nicht an ihn heran, weil er unter dem Schutz der Lagerleitung steht. Verschiedentlich haben wir bereits versucht, ihn auf eine Transportliste zu setzen. Man hat seinen Namen jedoch immer wieder von der Liste gestrichen. Für uns ein weiterer Beweis, daß er ein Werkzeug der SS ist, das man nicht entbehren möchte. Dieser Mann ist sehr gefährlich für uns. Ich sage dir das, weil ihr damit rechnen müßt, daß demnächst auch bei euch solche üblen Elemente eingeschleust werden, wenn sie es nicht schon sind. Also höchste Vorsicht! Übrigens, daß mit dem Bordellbesuch ist gar keine schlechte Idee. Fahre aber nicht zu oft, das könnte auffallen und Argwohn wecken. Es genügt, wenn wir uns alle paar Wochen sehen und unterhalten können."

In der Hoffnung, noch jemand von meinen Freunden zu treffen, ging ich die Lagerstraße auf und ab, aber ich sah nur fremde Gesichter. So begab ich mich zum Lagertor, wo bereits einige Kameraden warteten. Als wir schließlich vollständig zur Stelle waren, bestiegen wir den LKW zur Rückfahrt. Kurz vor dem Zählappell trafen wir wieder in Allach ein.

Die neue Wachmannschaft

Wieder einmal gab es Veränderungen im Lager Allach, die auch äußerlich in Erscheinung traten. Statt der feldgrauen SS-Uniformen der Wachposten war jetzt das blaue Tuch der Luftwaffe vorherrschend, da man die SS-Posten durch Angehörige dieser Waffengattung ausgewechselt hatte. Die Reichsführung der SS war anscheinend zu der Erkenntnis gelangt, daß es eigentlich Aufgabe der Luftwaffe sei, die Wachposten zu stellen. Schließlich waren ja die Flugzeugmotoren, die hier in Allach gefertigt wurden, für sie bestimmt. Außerdem

brauchte man die SS-Männer dringend für andere "Aufgaben". So oder ähnlich mögen die Überlegungen des Reichsheinis gewesen sein.

Es waren Angehörige einer Genesungskompanie, die uns von nun an bewachen mußten. Im Fronteinsatz verwundet, befanden sie sich jetzt auf dem Wege der Genesung, an deren Ende abermals die Front mit erneuter Verwundung oder gar Tod auf sie lauerte. Zur Zeit genügte es, daß sie in der Lage waren, ein Gewehr zu tragen und notfalls auch damit zu schießen.

Wir merkten sehr bald den Unterschied zwischen den beiden Waffengattungen, der nicht nur in der Farbe ihrer Uniformen bestand. An ihrem Verhalten uns gegenüber stellten wir sehr bald fest, daß sie den ihnen aufgezwungenen Dienst nur ungern versahen. Davon aber konnten wir nur profitieren.

Ich überlegte, wie ich mit ihnen in Kontakt kommen konnte, um zu erfahren, wie sie uns Häftlinge einschätzten. Was mochte man ihnen für Schauermärchen über uns erzählt haben? Genau das gleiche wie den Zivilarbeitern im Werk?

Einfach jemand von ihnen anzusprechen, das war zu riskant. Sie durften mit Häftlingen keine Unterhaltung führen. Das war schon bei den SS-Posten so und galt auch für sie. Meinen Kommandoführer, Papa Geiß, brauchte ich nicht zu fürchten, so genau kannte ich ihn bereits. Aber es war so wie mit den Zivilarbeitern: Ich konnte nicht wissen, wen ich vor mir hatte.

Doch schon nach ein paar Tagen war das keine Frage mehr. Ich richtete es bei meinen Rundgängen in der Halle stets so ein, daß mein Weg betont nahe an den Posten vorbeiführte. Es dauerte auch gar nicht lange, bis mich einer von ihnen ansprach.

Dazu muß man wissen, daß der Wachdienst in der Halle für sie höchst langweilig war. Sie konnten keine Unterhaltung führen, da die Abstände zwischen ihren Stehplätzen zu groß waren. Während der Nachtschicht sah ich oftmals einige von ihnen gegen den Schlaf ankämpfen. Um sich die Langeweile zu vertreiben, suchten sie sich ihre Gesprächspartner unter den Capos.

Der Posten nun, der mich angesprochen hatte, fragte mich nach der Dauer meiner Haftzeit, dem Grund meiner Inhaftierung und vielen anderen Dingen. Als ich ihm auf seine Frage, woher ich stamme, meinen Heimatort nannte, konnte er seine Überraschung kaum verbergen: "Wilhelmshaven? So ein Zufall. In unserer Kompanie ist nämlich jemand, der auch von dort stammt. Er hat sogar heute Nacht Dienst hier. Drüben an der Ecke, der Lange dort, das ist

er. Er heißt Hagenau. Reden Sie ruhig mit ihm, der ist ganz in Ordnung." "Ich glaube, ihr seid alle in Ordnung", erwiderte ich. "Fast alle", meinte er darauf, "aber das werden Sie schon herausbekommen."

Ich war nun brennend daran interessiert, diesen Menschen aus meiner Heimatstadt kennenzulernen. Lange brauchte ich nicht nach ihm zu suchen. Dort in der Ecke stand ein Posten, auf den die Bezeichnung "Der Lange" paßte. Ich ging sehr nahe an ihm vorbei und rief: "Was macht Schlicktau? Steht es noch?"

Mit einer Mischung von Staunen und Überraschung sah er mich an, als versuche er sich an irgend jemand zu erinnern. Dann fragte er zurück: "Nanu, kennen wir uns?" "Noch nicht", erwiderte ich, "aber ich erfuhr von einem Ihrer Kameraden, daß Sie aus Wilhelmshaven, meiner Heimatstadt, sind."

Nun ging es ans Erzählen. Ich ließ fast alle Vorsicht außer acht und fragte ihm die Seele vom Leib. Erfuhr ich doch endlich Dinge, die mir Bertha in ihrem Brief nicht mitteilen durfte. Ich wußte plötzlich, welche Stadtteile in Trümmern lagen und wie die Menschen daheim den Schrecknissen des Krieges gegenüberstanden. "Fast jede Nacht ist Fliegeralarm und treibt die Bewohner in die Luftschutzbunker. Nach der Entwarnung bleibt ihnen nur noch wenig Zeit zum Schlafen, weil sie bei Tagesanbruch ihrer Arbeit nachgehen müssen. Manch einer kommt aus dem Bunker und sieht von seinem Haus nur noch die rauchenden Trümmer." "Das nehmen die Menschen alles widerstandslos hin?" "Was sollen sie machen? Wer zum Beispiel so redet, wie ich jetzt zu Ihnen, muß damit rechnen, daß er denunziert wird. Dann ist es nicht mehr weit zum Gefängnis oder KZ. Spitzel gibt es überall, vor allem da, wo man sie nicht vermutet. Oftmals gar in der eigenen Verwandtschaft. Daher wagt auch niemand, gegen den Strom zu schwimmen. Viele wollen es auch gar nicht, denn sie träumen vom Endsieg. Leider ist das so."

Nun verstand ich auch, warum dieser Krieg so lange dauerte. Dieser Mann hatte mich mit seinen Worten nachdenklich gemacht. Ich bewunderte seinen Mut, den er mir gegenüber bewies. Er kannte mich doch erst wenige Minuten. Als ich mich anschickte, meinen Rundgang fortzusetzen, gab ich ihm noch einen Rat: "Sie werden es vielleicht nicht glauben, aber auch unter uns Häftlingen gibt es üble Elemente, vor denen man sich in acht nehmen muß. Ich sage Ihnen das, damit Sie vorsichtig bei Ihren Unterhaltungen sind. Zu mir aber können Sie ruhig Vertrauen haben. Haben Sie in der nächsten Nacht wieder Dienst hier in der Halle III?" "Ja, bis Ende der Woche bin ich zur Nachtschicht

eingeteilt." "Dann unterhalten wir uns Morgen weiter über unser Schlicktau. Tschüß!"

Hoher Besuch im Werk

Die Tagschicht hatte vor etwa einer halben Stunde begonnen, als der Panzergeneral auf seiner BMW in die Halle geritten kam. Das war ungewöhnlich, denn zu solch früher Tageszeit, es war noch nicht einmal sieben Uhr, hatte er noch nie unser Arbeitskommando inspiziert. Meist erschien er am Nachmittag oder noch lieber während der Nachtschicht, weil er dann hoffte, schlafende Posten zu überraschen. Da er zu dieser Tageszeit kaum damit rechnen konnte, jemand in diesem Zustand zu erwischen, mußte es einen besonderen Grund für seinen Besuch geben.

Den gab es auch, wie ich sehr bald darauf vom Kommandoführer erfuhr. Luftwaffenmarschall Milch³⁶ hatte sich zur Besichtigung seiner Waffenschmiede angesagt.

Eine hektische Geschäftigkeit setzte ein, nachdem der Panzergeneral die Halle wieder verlassen hatte. Die gepflasterten Wege rund um den Maschinenpark wurden fein säuberlich gefegt, damit kein Metallspan den Boden verunzierte. Zwischen den Maschinen in den Fertigungsabteilungen die gleiche Prozedur. Es ging zu wie in Dachau, wenn dort ein Besuch angekündigt war.

Als dann endlich am Nachmittag der prominente Gast nebst Gefolge die Halle betrat, achtete keiner von denen auf weggeworfene Schraubenmuttern oder verirrte Drehspänne auf den Wegen. Die Besucher verhielten sich so, als befänden sie sich in einem Museum und besichtigten eine Ausstellung darin. Die Ausstellungsstücke stellten wir dar.

Die fachkundige Führung hatte selbstverständlich Betriebsleiter Beyer übernommen. Als die Gruppe in meine Nähe kam, sah ich ihn an der Spitze der Kolonne neben dem Marschall und dem Lagerkommandanten von Dachau, SS-

36 Erhard Milch, geb 30.3.1892 in Wilhelmshaven. Ab 1940 Generalleutnant der Luftwaffe. Wurde am 17.4.1947 in Nürnberg zu lebenslanger Haft verurteilt, jedoch bereits am 4.6.1954 aus der Haft entlassen. gest 25.10.1972 in Wuppertal.

Sturmbannführer Martin Weiß. Dahinter im gemächlichen Schritt der Panzergeneral. Ein paar Offiziere der Luftwaffe bildeten den Abschluß.

Als der Kommandant mich sah, winkte er mich zu sich heran. Ich riß meine Mütze herunter, nahm Haltung an und haspelte meine Meldung herunter, die ich vorher leise eingeübt hatte. Kommandant Weiß darauf: "Capo, sorgen Sie dafür, daß Ihre Leute alles daransetzen, die Produktion zu steigern. Wenn Sie das schaffen, bekommen Sie von mir die Genehmigung, Ihre Haare stehen zu lassen."

Damit setzte sich die Kolonne wieder in Bewegung und entschwand meinen Blicken. Ich aber stand da und dachte über die Worte des Kommandanten nach, die mir noch in den Ohren klangen. Demnach konnte fortan jeder Eingeweihte an der Beschaffenheit meiner Haartracht Zuwachs oder Rückgang der Produktion ablesen. Da es jedoch nicht in meiner Macht stand, das Tempo der Maschinen und Laufbänder zu beschleunigen, mußte ich wohl weiterhin mit meinem kahlgeschorenen Schädel vorlieb nehmen.

Was aber, wenn die Produktion plötzlich zu sinken begann? Würde man mir dann, der Konsequenz wegen, die Kopfhaut abziehen? Ein schrecklicher Gedanke, der mich bis in die Nacht hinein verfolgte. Ich sah im Traum meinen Skalp am Hosenträger des Betriebsleiters Beyer baumeln.

Seit dem Besuch waren mehrere Wochen verstrichen, meine Haare jedoch über die vorgeschriebene Länge von 3 Millimeter nicht hinausgekommen. Ein Zeichen, daß die Produktion auf der Stelle trat. Was mir eigentlich ganz recht war, denn mein Krieg war das ja nicht.

Mein Landsmann hatte wieder einmal Wachdienst und wir unterhielten uns über frühere Begebenheiten in unserer Stadt. Wir hatten uns schon sehr angefreundet und dutzten uns längst. Es war schön, von alten Zeiten zu reden und dabei in Gedanken daheim zu sein. Doch ich merkte meinem Freund an, daß ihn heute etwas bedrückte. Er war nicht so gut aufgelegt wie sonst und schien auch meinem Beitrag zu unserer Unterhaltung nicht recht zu folgen. Dann brach ich das augenblickliche Thema ab und fragte ihn unvermittelt, was los sei mit ihm: "Dich bedrückt doch etwas. Mir kannst du es ruhig anvertrauen."

Er schien auf meine Frage gewartet zu haben, denn ohne Zögern antwortete er mir: "Man hat uns Luftwaffen-Angehörigen anheim gestellt, der SS beizutreten. Wir würden dann nach unserer Genesung nicht an die Front zurückversetzt,

sondern von der SS-Kommandantur Dachau als fester Bestand in das Wachpersonal integriert."

Das war es also, was seine Stimmung so verdüstert hatte. Offensichtlich war er von diesem Angebot nicht sehr begeistert. "Was willst du machen?", fragte ich ihn. "Ehe ich eine SS-Uniform anziehe, lasse ich mich lieber an der Front totschießen." "Wie denken deine Kameraden denn über das Angebot?" "Die sind geteilter Meinung. Die Mehrzahl von ihnen ist nicht bereit, darauf einzugehen. Immerhin ist der Übertritt ja freiwillig." "Und wenn man euch eines Tages dazu zwingt, was ja nicht auszuschließen ist?" "Dann werde ich und mit mir viele meiner Kameraden darum ersuchen, an die Front versetzt zu werden. Du weißt sicherlich, daß Luftwaffe und SS sich gegenseitig nicht mögen. Sie werden uns nicht zwingen." "Wart's nur ab. Wir haben auch nicht gedacht, daß man uns Häftlinge zwingen würde, Kriegsmaterial herzustellen."

Da wir den Kommandoführer auf uns zukommen sahen, trennten wir uns, denn ich wollte Papa Geiß keine Schwierigkeiten bereiten, indem ich mich vor seinen Augen mit einem Wachposten unterhielt. Geiß wußte ohnehin davon, aber es gab genügend Leute hier in der Halle, die das nicht unbedingt sehen mußten.

Zwei Ohrfeigen

Mitternacht war vorüber. Ich suchte meinen Vorschlag auf, um die heutige zahlenmäßige Stärke der einzelnen Abteilungen in eine Liste einzutragen. Vor Ende der Nachtschicht mußte diese Liste im Büro abgegeben werden. Mitten in meiner Tätigkeit wurde ich plötzlich gestört. Ein russischer Häftling kam zu mir und klagte mit weinender Stimme: "Capo - Meister hat mich geschlagen." "Welcher Meister?" "Komm mit. Ich zeigen."

Er führte mich zu dem "Meister", wobei ich sofort sah, daß es sich um einen Einsteller handelte. Für die Leute meines Kommandos war jeder, der Zivilkleidung trug, ein Meister.

Ich ging zu dem Einsteller und fragte ihn: "Dieser Mann hier hat mir berichtet, Sie hätten ihn geschlagen. Stimmt das?" "Ja, das stimmt. Und wenn er weiter so faulenz, bekommt er noch mehr." "Ist Ihnen nicht bekannt, daß das Schlagen von Häftlingen im Werk verboten ist? Haben Sie das Rundschreiben nicht

gelesen?" "Was geht es mich an. Die Russen sind alle faul, die kann man nur mit Schlägen zur Arbeit anhalten. Außerdem geht Sie das nichts an. Ich lasse mir doch von Ihnen keine Vorschriften machen. Sie sind doch nur ein Sträfling."

Das war zuviel für mich. Hatte ich bisher mit großer Mühe meinen Zorn zurückhalten können, nach diesen Worten brannte bei mir die Sicherung durch. Mit meiner Beherrschung war es vorbei. Ich holte aus und verabreichte dem Mann links und rechts je eine Ohrfeige. Der Einsteller war so verduzt, daß er nicht einmal Anstalten machte, sich zu wehren. Er entfernte sich mit raschen Schritten und verschwand im Büro des Betriebsleiters.

Nun erst wurde mir klar, was ich mir das eingebrockt hatte. Ein Häftling schlägt einen Zivilarbeiter, das hatte es noch nicht gegeben. Mir wurde plötzlich bewußt, was das für mich bedeuten konnte: Ablösung, Überstellung nach Dachau, Arrestbunker, Prügelstrafe und als letztes mit großer Wahrscheinlichkeit die Verschickung in ein Lager, in dem nach der Devise "Vernichtung durch Arbeit" verfahren wurde.

Die Kameraden an den Maschinen, die Zeugen des Vorfalls gewesen waren, schienen die gleichen Gedanken zu haben. Ihre Gesichter verrieten eine Mischung von Betroffenheit und Anerkennung. Einer von ihnen, ein Russe, kam auf mich zu und sagte: "Capo, Meister immer auf Russen schimpfen und schlagen, niemals auf Polen. Er Polen immer geben Bier, dafür von Polen kriegen Tabak."

Der Kommandoführer kam aufgeregt in die Abteilung. Ich sah ihm an, daß er bereits Bescheid wußte.

"Capo, was war denn los hier? Der Beyer sagte mir soeben, Sie hätten eine Einsteller geschlagen. Ich kann das nicht glauben. Sie sind doch so ein ruhiger Mensch." "Doch, Herr Kommandoführer, es stimmt."

Ich erzählte ihm dann den ganzen Vorgang so, wie er sich abgespielt hatte. "Gut daß ich Bescheid weiß, wie es sich in Wirklichkeit verhalten hat. Wir beide müssen nämlich jetzt zum Betriebsleiter."

Im Büro empfing uns Beyer mit hochrotem Kopf und fiel sofort über mich her: "Was Sie sich heute nacht erlaubt haben, wird böse Folgen für Sie nach sich ziehen. Dafür werde ich sorgen."

Ich wollte etwas erwidern, aber er fiel mir sogleich ins Wort: "Ich will Ihre Erklärungen nicht hören. Dort steht mein Zeuge, und der ist für mich glaubwürdiger als Sie."

Damit deutete er auf den Einsteller, der ein wenig betreten dreinschaute. "Und nun zu Ihnen, Herr Kommandoführer. Ich erwarte, daß Sie den Vorfall gleich morgen früh Ihrem Lagerführer melden, damit der Capo einer empfindlichen Strafe zugeführt wird. Zudem möchte ich diesen Mann in unserem Werk nicht mehr sehen."

Am liebsten hätte ich dieses hochnäsige, arrogante Gesicht vor mir ebenfalls mit einer saftigen Ohrfeige bedacht, doch diesmal mußte ich meinen Zorn über die mir zugefügten Schmähungen gewaltsam unterdrücken.

Nun sprang der Kommandoführer für mich ein: "Herr Beyer, ich werde den bedauerlichen Vorfall selbstverständlich dem Lagerführer melden, weil es meine Pflicht ist. Damit aber ist Ihre Kompetenz, soweit Sie die Bestrafung des Capos betrifft, ausgeschöpft. Eines möchte ich Ihnen trotzdem noch sagen: Wenn ich der Capo gewesen wäre, ich hätte genau so gehandelt wie er. Auch ich hätte es nicht zugelassen, daß man meine Leute schlägt. Schließlich ist der Capo einer von ihnen. Dem Einsteller war bekannt, daß das Schlagen der Häftlinge im Werk verboten ist. Aus diesem Grund werde ich in meiner Meldung auch die Ursache des Eklats melden müssen. Damit wird aber wohl nicht zu verhindern sein, daß der Einsteller ebenfalls, und zwar von seiten der Werksleitung zur Rechenschaft gezogen werden muß."

Beyer biß sich auf die Lippen, überlegte dann kurz und entschied: "Ich schlage vor, wir alle treffen uns hier im Büro um 5 Uhr, um endgültig zu regeln, was geschehen soll. Sind Sie damit einverstanden?"

Alle waren es, auch der Einsteller, wenn auch mit einem sehr zaghaften "Ja". Ich selbst hatte sowieso die schlechtesten Karten, bis jetzt.

Draußen in der Halle besprach der Kommandoführer noch einmal mit mir die Lage. Er hoffte, daß der Betriebsleiter von der geforderten Meldung absehen würde, weil sie den Einsteller in gleicher Weise belastete. Die Aussicht auf diese Lösung schien zwar sehr gering zu sein, aber da fielen mir die Worte des Kameraden ein, der mir von Tauschgeschäften des Einstellers mit polnischen Häftlingen berichtet hatte. Als ich Geiß davon erzählte, meinte er: "Da haben wir doch etwas in der Hand gegen den Mann. Ich überlasse es Ihnen, ihm daraus einen Strick zu drehen. Sie werden verstehen, daß ich mich da ein

wenig zurückhalten muß. Es darf nicht nach einem gemeinsamen Komplott aussehen. Sie sind derjenige, der jetzt alles daransetzen muß, seine Haut zu retten. Für Sie steht sehr viel auf dem Spiel. Ich lasse Ihnen dabei freie Hand."

Ich konnte nicht umhin, diesen Mann zu bewundern. Er paßte einfach nicht in die feldgraue Uniform der SS.

Nun überlegte ich, wie ich es anstellen könnte, dem Einsteller die Tauschgeschäfte, die streng verboten waren, nachzuweisen. Es ging mir dabei nicht darum, daß der Mann wegen dieser Geschäfte gemaßregelt wurde, denn damit wäre auch den polnischen Kameraden eine Bestrafung sicher. Nein, ich wollte nur erreichen, daß der Betriebsleiter auf Drängen des Einstellers auf eine Meldung gegen mich verzichtete.

Die Normaluhr in der Werkhalle zeigte die vierte Stunde an. Eine Stunde also hatte ich noch Zeit. Eiligst rief ich meine acht Capos zusammen und erklärte ihnen kurz, was ich vorhatte. Sie alle waren von dem Plan, den ich ihnen unterbreitete, begeistert. Auf meine Anweisung hielten sie sich in der Nähe der Abteilung auf, wo der Einsteller arbeitete. Dann, auf mein Zeichen hin, eilten sie von allen Seiten gleichzeitig in die Abteilung. Nun begann eine gründliche Durchsuchung sämtlicher Spinde, auch dem des Einstellers. Der versuchte zwar zu protestieren, wurde jedoch von einem Capo sanft zur Seite geschoben. Die Ausbeute der Aktion konnte sich sehen lassen: 14 Flaschen Bier aus den Spinden von Häftlingen und aus dem Spind des Einstellers kamen 6 Päckchen Tabak, zwei Pullover und eine Ziviljacke zum Vorschein. Das war ein guter Fang.

Zu dem "beschlagnahmten" Tabak muß ich noch bemerken, daß es sich um Beutegut der SS aus dem besetzten Jugoslawien handelte. Dieser Tabak wurde nur in den Kantinen der Konzentrationslager an die Häftlinge verkauft, weil die Päckchen keine Steuerbanderolen aufwiesen. Es handelte sich also einwandfrei um Tabak von Häftlingen.

Das Aufbewahren von Zivilkleidung im Bereich einer Fertigungsabteilung, in der Häftlinge beschäftigt waren, war streng verboten, da sie als Mittel zur Flucht benutzt werden konnten. Das traf für die zwei Pullover und die Ziviljacke zu.

Wir packten die Sachen in eine Kiste, und ich benachrichtigte den Kommandoführer vom Ergebnis unserer Aktion. Der schmunzelte, als er sich das

Beutegut anschaute und meinte dann: "So, jetzt wollen wir mal hören, was der Beyer dazu sagt. Ich glaube, Capo, Sie haben damit Ihre Haut gerettet."

Pünktlich um fünf Uhr betraten wir das Büro des Betriebsleiters. Zwei Mann trugen die Kiste mit der "Konterbande" hinein. Beyer starrte auf die Kiste und schien zu ahnen, was das bedeutete. Er sah seine Felle wegschwimmen.

Geiß verlangte jetzt von ihm die Personalien des Einstellers zwecks Erstattung einer Anzeige wegen Begünstigung von Fluchtmöglichkeiten und verbotem Tauschhandel mit Häftlingen. Das Blatt hatte sich gewendet und von den Ohrfeigen, die ich dem Einsteller verabreicht hatte, war keine Rede mehr. Sie schienen nur noch eine Erscheinung am Rande zu sein.

Schließlich konnte Beyer nicht mehr umhin, den Einsteller zu fragen, ob er noch Wert auf meine Bestrafung lege. "Nein", mehr sagte der nicht.

Ich aber hatte erreicht, was ich wollte: Keine Meldung an den Lagerführer. Im Gegenzug nahm der Kommandoführer seine Forderung nach Bestrafung des Einstellers ebenfalls zurück. Dieser wurde schon am nächsten Tage in eine andere Werkhalle, in der keine Häftlinge beschäftigt waren, versetzt.

Meine Leute aber nahmen jede Gelegenheit wahr, mir die Hand zu drücken, wenn ich durch die Halle ging. Mein Ansehen bei ihnen war wieder um einige Procente gestiegen, und ich war stolz darauf. Allerdings hing der Ausgang des Falles in besonderem Maße von der Haltung des Kommandoführers Geiß ab. Ohne seine Mithilfe wäre ich mit Sicherheit erledigt gewesen.

Vertrauen

Nach der "Ohrfeigen-Affäre" ist es nie wieder vorgekommen, daß ein Häftling eines Kommandos von einem Zivilangestellten des Werks geschlagen wurde. Hatte ein Meister oder ein Einsteller eine Beschwerde vorzubringen, so wandte er sich an den Kommandoführer oder an mich. In solchen Fällen wurde die Angelegenheit ohne Strafmeldung durch Ermahnung und Aussprache bereinigt. Dieses Verfahren hatte sich zur Zufriedenheit aller Beteiligten bestens bewährt.

Als Geiß und ich uns während eines routinemäßigen Kontrollgangs über Methoden der Häftlingsbehandlung unterhielten, ergab es sich von selbst, daß dabei auch die Untaten der SS zur Sprache kamen. Ich wußte inzwischen schon längst, daß ich mit meinem Kommandoführer offen über diese Dinge reden konnte, weil er sie mehrfach mir gegenüber mißbilligt und verurteilt hatte. Dennoch war ich überrascht, als ich ihn erzählen hörte: "Capo, mein Sohn ist jetzt in dem Alter, wo er zum Militär eingezogen wird. Vor ein paar Tagen erhielt ich einen Brief von ihm, worin er mir seine Absicht mitteilte, sich freiwillig zur SS zu melden. Ich habe ihm darauf geantwortet: Wenn du zur SS gehst, dann bist du mein Sohn nicht mehr."

Bei diesen Worten traute ich meinen Ohren nicht. Hier neben mir ging ein SS-Hauptscharführer, der seinem Sohn davon abriet, Mitglied einer SS-Truppe zu werden, ihn sogar verstoßen wollte, falls er es doch tat.

Für mich bestand kein Zweifel mehr: Dieser Mann hatte mit dem Nationalsozialismus gebrochen, sah sich in seinen Idealen betrogen und distanzierte sich angewidert und beschämt vom verbrecherischen Verhalten seiner Kameraden. Für eine Umkehr war es für ihn zu spät. Daß es auch solche SS-Männer gab wie ihn, die sich ihre Menschlichkeit bewahrt hatten und auch den Mut besaßen, in ihrem Verhalten den Beweis dafür zu bringen, das soll hier gerechterweise nicht unerwähnt bleiben. Geiß war da kein Einzelfall.

Ich hatte auch längst herausgefunden, mit welchen Zivilangestellten im Werk ich offen reden konnte. Die beiden Einsteller Emil und Max betrachtete ich bereits als meine Freunde, und wir hatten auch schon Besuchspläne für die Zeit nach der Befreiung geschmiedet. Ihre Adressen besaß ich bereits.

Dann gab es da noch die Sanitätsschwester in der Unfallstation. Bei der hatte ich einen Stein im Brett. Brachte ich einen Verletzten zum Verbinden zu ihr, so

zog sie diese Tätigkeit bewußt in die Länge, um sich dabei mit mir unterhalten zu können. In ihren Äußerungen machte sie keinen Hehl daraus, eine Gegnerin des Naziregimes zu sein. Zu mir hatte sie Vertrauen, weil sie wußte, daß ich ein politischer Häftling war und als solcher zwangsläufig ein Feind der Nazis sein mußte.

Für mich waren die Unterhaltungen mit ihr immer eine angenehme Abwechslung. Wann hatte ich mich zum letzten Mal mit einer Frau unterhalten können? Wieviel Jahre war das her, seit ich überhaupt eine Frau zu Gesicht bekommen hatte?

Noch eine Möglichkeit gab es, "dienstlich" mit Zivilangestellten in Kontakt zu kommen. Das geschah immer dann, wenn ich die ausgefüllten Formulare der Schichtmeldungen im Büro abgab. In diesem Büro saßen zwei Angestellte, ein Mann und eine Frau, die beide aus München waren. Schon sehr bald stellte ich auch bei ihnen fest, daß sie keine Hitleranhänger waren. Die Frau hieß Schwaiger, der Name des Mannes ist mir entfallen. Diese beiden versorgten mich ebenfalls mit den neuesten Berichten über den Verlauf des Krieges, so daß es mir nicht schwerfiel zu erraten, daß sie eifrige Hörer des Londoner Rundfunks waren.

So kannte ich mittlerweile etliche Zivilangestellte im Werk, die ihren Äußerungen nach Gegner des Hitlerstaates und seines mörderischen Krieges waren. Warum aber ging dieser Krieg immer weiter, obwohl viele ihn gar nicht wollten und sein baldiges Ende herbeisehnten?

Als ich wieder einmal meine Schichtmeldung abgab und gleichzeitig, wie üblich die leeren Formulare entgegennahm, deutete Frau Schwaiger auf die Papiere und flüsterte mir zu: "Vorsichtig". Ich suchte sofort meinen Verschlag auf und tat, was sie mir geheiß. Ich faltete die Formulare vorsichtig auseinander und entdeckte darin ein Flugblatt des "Nationalkomitee Freies Deutschland", unterzeichnet von Feldmarschall Paulus und General Seydlitz. Dieses Komitee war nach dem Fall von Stalingrad gegründet worden und wandte sich in Flugblättern und Rundfunksendungen an die deutschen Frontsoldaten sowie an die deutsche Bevölkerung mit dem Aufruf, alles zu tun, um Hitler und seine Paladine zu entmachten und damit den Weg freizumachen für die Beendigung des Krieges und den Aufbau eines neuen Deutschlands.

Wie kam die Frau an das Flugblatt? Sie hat es mir natürlich nicht gesagt, und ich habe sie auch nicht danach gefragt. Immerhin mußte sie ein sehr großes

Vertrauen zu mir haben, denn der Besitz eines solchen Aufrufs konnte den Tod bedeuten. Oder sollte es etwa eine Falle für mich sein? Man mußte in dieser Zeit mit allem rechnen. Fände man dieses Flugblatt bei mir, so wäre mir der Gang zum Schafott sicher.

Ich verbarg das Blatt in einem sicheren Versteck innerhalb meines Verschlages. Als sich auch nach Wochen nichts ereignete, holte ich es wieder hervor und nahm es mit ins Lager. Dort kursierte das Flugblatt unter den zuverlässigsten Kameraden, bevor es von mir vernichtet wurde. Die SS hat von dem Vorhandensein des Blattes nie etwas erfahren. Ich aber hatte jetzt die Gewißheit, daß ich den beiden Büromenschen das gleiche Vertrauen entgegenbringen konnte, das sie mir gegenüber gezeigt hatten.

Diese wenigen Beispiele gegenseitigen Vertrauens beweisen, daß man in dieser unseligen Zeit nicht in jedem Mitmenschen einen Denunzianten vermuten mußte. Es gab genug Menschen, denen man vertrauen konnte. Man mußte sie nur zu finden wissen.

Eine kühne Flucht

In einer nischenartigen Ausbuchtung der Werkhalle befand sich eine Maschine, die nach dem Prinzip einer Wäscheschleuder den Späneabfall der Drehbänke durch hohe Umdrehungstouren von Ölresten befreite. Das so gewonnene Öl wurde der Wiederverwertung zugeführt. Diese Maschine bediente ein russischer Häftling meines Kommandos. Er hieß Iwan Kolisnitschenko und war 18 Jahre alt. Ich mochte diesen Kameraden gern, und da seine Kenntnisse der deutschen Sprache ausreichten, sich mit mir zu verständigen, erfuhr ich von ihm, warum er ins KZ gebracht wurde.

Die Deutschen hatten nach der Besetzung seines Heimatortes alle arbeitsfähigen jungen Männer und Frauen gewaltsam zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt. Nach tagelanger Fahrt in einem Güterzug gelangten sie bis in die Nähe von München, wo sie in einem Wohnlager für sogenannte "Ostarbeiter" untergebracht wurden. Bei schwerer Arbeit in einer Maschinenfabrik erhielten sie nur recht wenig zu essen. Als sich eine Gruppe von ihnen zusamm tat und gegen die mangelhafte Unterbringung und Verpflegung protestierte, sperrte man sie kurzerhand ein. Kolisnitschenko, den man als Rädelsführer zu erkennen glaubte, wurde in das KZ Dachau gebracht.

Von dort aus schickte man ihn mit dem nächsten Transport zu uns nach Allach. Meinem Kommando gehörte er seit dessen Bestehen an.

Kam ich einmal in die Nähe seines Arbeitsbereichs, so winkte er mich mitunter zu sich heran. Ich wußte dann jedesmal, daß er mir etwas mitzuteilen hatte. Von ihm erfuhr ich zum Beispiel, ob und wann Stalin eine Rede gehalten, was er gesagt hatte und an welcher Stelle der Front sich die Deutschen auf dem Rückzug befanden. Kein Zweifel, diese Neuigkeiten konnte er nur von jemand erfahren, der die Möglichkeit besaß, den Moskauer Rundfunk zu hören. Er selbst konnte es nicht. Das war unmöglich. Aber wie kam er trotzdem daran? Wer versorgte ihn mit solchen Nachrichten? Plötzlich dämmerte es mir: In regelmäßigen Abständen wurden die trocken geschleuderten Metallspäne mit einem Elektrokarren abgefahren, der von einem russischen Kriegsgefangenen bedient wurde. Der Gefangene war ein sogenannter Freigänger, der sich auf dem Werksgelände ohne Bewachung frei bewegen durfte. Mit seinem Karren fuhr er von Halle zu Halle und sammelte die Späne ein. Das war des Rätsels Lösung. Für diesen Mann konnte es nicht schwer sein, begünstigt durch seine relativ bewegliche Tätigkeit auf dem Werksgelände, Kontakte zu knüpfen und dabei sein Ohr an die richtige Stelle zu neigen. Wurden doch schon mehr als einmal selbstgebastelte Radiogeräte in Unterkünften sowjetischer Kriegsgefangener entdeckt und ausgehoben.

Als ich während einer Nachtschicht beim Gang durch die Halle in die Nähe der Späneschleuder kam, bemerkte ich, daß die Maschine auf vollen Touren lief, von Iwan jedoch nichts zu sehen war. Nun, dachte ich, er wird zur Toilette gegangen sein und hat vergessen, sie abzuschalten. Just, als ich mich anschickte, dies nachzuholen, kam ein Einsteller auf mich zu und jammerte: "Capo, zwei Ihrer Leute aus meiner Abteilung sind schon vor mindestens einer halben Stunde zur Toilette gegangen und noch nicht wieder zurück. Ich muß das Laufband anhalten, sonst gibt es ein heilloses Durcheinander. Die gesamte Produktion wird dadurch gestoppt."

Längst ahnte ich, was da passiert sein konnte und begab mich rasch in die Toilette. Drinnen fand ich nur einen einzigen Kameraden, von den beiden Vermißten aber keine Spur. Spontan kam mir der Gedanke, daß sich Iwan ihnen angeschlossen hatte oder umgekehrt. Daß alle drei die Halle auf dem gleichen Wege und zur gleichen Zeit verlassen hatten, davon war ich überzeugt. Ein Blick zum Fenster hinauf genügte mir, um festzustellen, daß hier

nicht der Ausgangspunkt war. Es war fest verschlossen und die Gitter davor unversehrt. Von hier aus konnten die Geflohenen nicht ins Freie gelangt sein.

Armer Papa Geiß, warum mußte gerade dir das passieren? Als ich ihn aufsuchte und ihm den Vorfall meldete, sagte er in einem seltsam ruhigen Tonfall: "Na ja, die haben wohl Heimweh gehabt. Leider aber nützt es ihnen nichts, denn sie kommen nicht weit. Lassen Sie antreten, Capo, ich rufe inzwischen den Obersturmführer an."

Der Zählappell ergab erwartungsgemäß, daß drei Mann fehlten. Nun erschien auch schon der Panzergeneral auf seinem Motorrad. Geiß erstattete ihm Bericht, und beide suchten dann den Toilettenraum auf. Ich wußte ja bereits, daß es da drinnen nichts zu sehen gab, was darauf hinweisen könnte, daß der Ausbruch an dieser Stelle erfolgt war.

Die beiden kehrten von ihrer erfolglosen Inspektion zurück und als Jarolin mich erblickte, geriet er in Wut und schrie mich an: "Sie blöder Depp, Sie sind doch völlig unfähig, um ein Kommando zu beaufsichtigen. Es ist schon das zweite Mal, daß Ihnen Ihre Leute davonlaufen. Wenn Sie in Zukunft nicht besser aufpassen können, lasse ich Sie ablösen und nach Dachau zurückschicken!"

Darauf wandte er sich dem Kommandoführer zu: "Und von Ihnen will ich morgen früh erfahren, welchen Fluchtweg die Ausreißer genommen haben. Bis dahin haben Sie Zeit, danach zu suchen."

Sprach's und ratterte mit seiner BMW davon.

Geiß machte ein unglückliches Gesicht. Unschlüssig stand er da und meinte: "Woher soll ich denn wissen, wie die drei weggekommen sind?"

Mir tat der Mann leid, und ich versuchte ihn zu beruhigen: "Ich finde das schon raus. Fest steht, daß alle drei gemeinsam geflüchtet sind, denn sie wurden zur gleichen Zeit vermißt. Das ist sicherlich kein Zufall. Also brauchen wir nur an einer Stele zu suchen."

Zunächst sah ich mich dort um, wo die Späneschleuder stand. Lange brauchte ich nicht zu suchen. Im gepflasterten Boden war eine Eisenplatte eingelassen. Als ich sie anhob, sah ich dort unten einen Versorgungsschacht mit Kabeln und Rohren, der irgendwo hinführte. Wahrscheinlich lief der Schacht unter dem gesamten Werksgelände entlang und es gab in gewissen Abständen weitere Einstiegsmöglichkeiten, durch die man wieder an die Oberfläche gelangen

konnte. Mein Kamerad Iwan mußte das gewußt haben, und ich konnte mir auch denken, von wem.

Ich war froh, daß ich Geiß mit meiner Entdeckung aus der Klemme helfen konnte. So war dem Panzergeneral der Wind aus den Segeln genommen, wenn er morgen früh von ihm den Fluchtweg erfahren wollte. Ich hätte das Wissen um diesen Weg auch für mich behalten können. Was ging das schließlich mich an? Doch es stand zu befürchten, daß unser Papa Geiß mit Sicherheit abgelöst würde, stünde er morgen früh dem Lagerführer ohne Resultat gegenüber. Die Folge wäre zweifellos ein neuer Kommandoführer in Gestalt eines scharfen, zackigen SS-Mannes jüngerer Alters. Das aber wollte ich auf keinen Fall und meine Leute bestimmt auch nicht.

Beim Einrücken des Kommandos durch das Lagertor am nächsten Morgen mußte ich nun schon zum zweiten Mal bei der Stärkemeldung einen Nachsatz anhängen: "Drei Abgänge durch Flucht!"

Eine Untersuchung des Versorgungsschachtes ergab, daß die Flüchtenden darin etwa 200 Meter weit gekrochen sein mußten, ehe sie einen Ausstieg erreichten. Iwan wird auch das gewußt haben. Der Schacht wurde unmittelbar nach dem Vorfall wenige Meter hinter der Späneschleuder zugemauert.

Einige Tage nach dem Ausbruch der Häftlinge ließ mich der Lagerführer zu sich in sein Büro bestellen. Als ich mich bei ihm gemeldet hatte, zog er gleich vom Leder: "Wie erklären Sie es sich, daß noch in keinem Arbeitskommando, außer in dem Ihren, ein Häftling entflohen ist? Nur bei Ihnen scheint das möglich zu sein. Es ist mir außerdem aufgefallen, daß Sie noch niemals eine Strafmeldung bei mir abgeliefert haben." "Herr Obersturmführer, ich habe bisher noch keine Veranlassung dazu gesehen. Die Leute machen ihre Arbeit und verhalten sich diszipliniert." "So, die Leute machen ihre Arbeit? Wie erklären Sie sich dann, daß die Produktion in Ihrer Schicht in letzter Zeit merklich zurückgegangen ist, wie mir der Betriebsleiter berichtet hat? Ihre Gegenschicht schafft wesentlich mehr. Ich habe mir die Zahlen angesehen. Darum habe ich Maßnahmen getroffen, daß in Ihrer Schicht künftig ein anderer Wind wehen wird. Ab Morgen übernimmt Hauptscharführer Stutz das Kommando."

Einen größeren Schrecken hätte mir der Panzergeneral nicht versetzen können. Stutz als künftiger Kommandoführer? Was ich befürchtet hatte, war nun doch eingetroffen: Ein junger, zackiger SS-Mann Dachauer Schule war an die Stelle

von Papa Geiß getreten. Was aber war mit ihm geschehen? Wurde er abgelöst, oder hatte er selbst um seine Versetzung gebeten? Ich wußte es nicht und konnte es auch nirgends erfahren. Auch nicht von den Kameraden aus der Schreibstube, die gewöhnlich über alles im Bilde waren.

Oberscharführer Stutz war ein gefürchteter Schläger. Noch verhältnismäßig jung, um die dreißig Jahre alt und im Saarland beheimatet. Beim Vollzug der Prügelstrafe sprang er bei jedem Hieb einige Zentimeter vom Erdboden hoch, um, wie er meinte, die Wucht des Schlages noch zu erhöhen. Er war ein Sadist, und mit diesem Mann sollte ich nun täglich elf Stunden zusammenarbeiten. Meine armen Kameraden. Sie würden es am meisten zu spüren bekommen, was dieser Wechsel bedeutete. Warum aber hatte Jarolin mich nicht abgelöst? Hatte er mit mir etwas besonderes vor? Auf jeden Fall beschloß ich, recht vorsichtig zu sein.

Die Vorsicht schien auch angebracht, denn bereits am ersten Tag versuchte der Oberscharführer während eines Kontrollgangs mich in ein politisches Gespräch zu ziehen. Er gab sich den Anschein, als habe er "die Nase voll" von seinem Dienst: "Der Krieg ist sowieso verloren, meinen Sie nicht auch, Capo?"

Darauf fiel ich nicht hinein und gab ihm zur Antwort: "Wie können Sie als SS-Mann so reden? Glauben Sie denn nicht an die Wunderwaffe, die demnächst zum Einsatz gelangen soll?"

Wenn Jarolin mich mit Hilfe dieses Mannes aufs Kreuz legen wollte, dann hatte er sich den falschen dazu ausgewählt. Solch plumpe Methoden prallten wirkungslos bei mir ab.

Meine Kameraden beteuerten mir, daß sie den Abgang von Papa Geiß sehr bedauerten. Bekamen sie doch sofort zu spüren, aus welchem Holz der neue Kommandoführer geschnitzt war. Der jagte mit eiligen Schritten durch die Abteilungen, schrie die Häftlinge grundlos an und durchsuchte deren Spinde. Fand er darin etwas Unerlaubtes, schrieb er sofort eine Strafmeldung.

Aber auch auf die Luftwaffenposten hatte er es abgesehen. Die kamen jetzt nicht mehr dazu, während der langen Nachtschicht mal für einige Minuten ein Nickerchen zu machen. Die alte Feindschaft zwischen SS und Luftwaffe wurde neu entfacht. Dies alles hatte es bei Papa Geiß nicht gegeben.

Es waren etwa drei oder vier Wochen vergangen, seit Oberscharführer Stutz das Kommando übernommen hatte, als er mir freudestrahlend mitteilte, man habe zwei der geflohenen Häftlinge wieder gefaßt: "Sie befinden sich in Dachau im Arrestbunker." "Was wird mit ihnen geschehen?" "Der Obersturmführer hat beim Reichsführer um die Genehmigung ersucht, sie im Lager hängen zu lassen."

Tod durch den Strang

Es war im Frühjahr 1944. Die Arbeitskommandos waren bereits alle ins Lager einmarschiert. Auf dem Appellplatz bot sich vor unseren Augen ein ungewohntes Bild. Ein Anblick, der mich erschauern ließ. Vor dem Platz waren in Abständen von etwa zehn Metern zwei Galgen errichtet worden. Unmittelbar neben den beiden Todesgerüsten stand je ein mit Zinkblech ausgeschlagener offener Sarg, dessen Deckel daneben lag. Schon die Zusammenstellung der Requisiten zeugte von einer grausamen seelischen Tortur, denen die Todeskandidaten ausgesetzt waren, bevor sie das Podest bestiegen. Nur ein perverses Folterhirn konnte sich das ausgedacht haben.

Wir wußten, für wen die Galgen und Särge bestimmt waren: Iwan Kolisnitschenko und sein Kamerad Kowal sollten an dieser Stelle ihre Flucht mit dem Leben bezahlen. Himmler hatte es so bestimmt.

Der Zählappell war vorüber und die Blöcke just in die Baracken eingerückt, als sämtliche Blockältesten zum Lagerführer gerufen wurden. Jarolin gab bekannt: "In zehn Minuten steht das gesamte Lager blockweise angetreten auf dem Appellplatz."

Wir sollten also der Exekution unserer Kameraden zuschauen. Pfeifsignale schrillten durch das Lager, die Sirene heulte, und die Blockältesten schrien: "Alles antreten!"

Ein Block nach dem anderen marschierte auf den Platz und nahm seinen gewohnten Stammplatz ein, den er vor kurzem erst verlassen hatte. Unheimliche Stille täuschte darüber hinweg, daß hier 3.500 Menschen auf engstem Raum den Appellplatz bevölkerten. Auf allen Gesichtern der Ausdruck grimmen Zorns. Ihre Gedanken weilten bei den zwei Kameraden, die für eine kurze Zeitspanne die Last des Gefangenenseins abgestreift hatten,

soweit das überhaupt möglich war in diesem Staat mit seinen unmenschlichen Terrorgesetzen.

Sechs bis acht Schritte von mir entfernt, gerade vor meinen Augen, stand einer der Hinrichtungsgalgen. Etwa zehn Meter links davon der zweite. An beiden lehnte eine kurze Leiter und ein Hanfseil, das über zwei Rollen lief, endete in einer Schlinge, die im schwachen Wind hin und her pendelte und auf ihr Opfer wartete. Ein unbehaglicher, bedrückender Anblick, der ein eigentümliches Gefühl in mir hervorrief. Ich stellte mir vor, ich müßte das Podest besteigen mit Blick auf den neben mir stehenden offenen Sarg. Ein schrecklicher Gedanke.

Es war das erstmal, daß ich einer öffentlichen Hinrichtung beiwohnen sollte. Gewiß war die Ermordung von Menschen in Himmlers Konzentrationslagern ein fast alltägliches Geschehen, und ich habe in den langen Jahren meiner Haft viele Kameraden grausam sterben sehen. Jedoch eine Tötung in allen ihren Einzelheiten ansehen zu müssen, blieb ein außergewöhnlich grausiges Erlebnis für mich.

Laute Kommandorufe und Marschritte rissen mich plötzlich aus meinen Gedanken und lenkten meine Aufmerksamkeit auf die Vorgänge außerhalb des Lagerzaunes. Die Postenkette rings um das Lager wurde auf das doppelte verstärkt. Eine Abteilung SS, darunter sämtliche Blockführer, marschierte ins Lager und besetzte die Abmarschwege vom Appellplatz. Alle trugen Handgranaten im Koppel, und drohend starrten die Mündungen ihrer Maschinenpistolen zu uns herüber. Der Rest der Wachmannschaft stand draußen vor dem Lagereingang in Bereitschaft angetreten. Welch ein Aufwand! Erwartete man Unruhe oder gar eine Meuterei? Nach Durchführung all dieser Sicherheitsmaßnahmen erschienen die Lagergewaltigen auf dem Plan: Lagerführer Jarolin, Rapportführer Kern (Rübezahl genannt) sowie ein SS-Arzt aus Dachau und ein Oberscharführer, der mir fremd war. Ich fragte meinen Blockältesten, wer das sei, der da so finster dreinblickte. Er wußte es: "Das ist der Henker vom Krematorium Dachau."

So sah dieser Mann auch aus. Ein Gesicht, aus dem Brutalität und Grausamkeit deutlich abzulesen waren. Ein wenig verspätet kam als letzter mein Kommandoführer, Oberscharführer Stutz, angestieft. Er wollte sich das Schauspiel wohl aus nächster Nähe ansehen. Vielleicht hoffte er auch, dem Henker behilflich sein zu können.

Zwischen den beiden Galgen verhielt die Gruppe, um ihre Opfer zu erwarten.

"An denen möchte ich mal ausprobieren, ob der Strick auch hält", flüsterte mir mein Nachbar ins Ohr. Ich nickte ihm beipflichtend zu. Meine Gedanken waren mit gleichen Vorstellungen beschäftigt.

Alle Blicke richteten sich jetzt zum Lagertor, durch das die beiden Todgeweihten hereingeführt wurden. Stahlfesseln umschlossen ihre Handgelenke. Mit aufrechtem Gang und erhobenen Hauptes schritten sie der Richtstätte entgegen. Ich glaubte sogar, im Gesicht Kolisnitschenkos ein schwaches Lächeln zu erkennen. Als die beiden jedoch in die Nähe der Hinrichtungsgestelle gelangt waren, wurde die Verschiedenheit der beiden Charaktere deutlich sichtbar. Angesichts der drohend emporragenden Holzgerüste mit den offenen Särgen daneben versagten dem älteren der beiden, Kowal, plötzlich die Kräfte. Er sank in die Knie und begann laut zu schluchzen, während sein Kamerad beruhigend auf ihn einredete, um ihn zu ermutigen. Ich konnte nicht verstehen, was er sagte, aber ich bewunderte seine stolze, ruhige Haltung, die er trotz seines jugendlichen Alters von nicht einmal zwanzig Jahren bewahrte.

Faustschläge und Fußtritte belehrten den jammernden Kowal, daß er keine Gnade zu erwarten hatte. Gewaltsam zerrte man ihn zum Podest unter dem Galgen und legte ihm die Schlinge um den Hals. Er aber sprach pausenlos mit weinender Stimme auf den Lagerführer ein, der ihn daraufhin anschrie: "Wärscht du nicht ausgerückt, dann würdest du auch nicht aufgehängt. Deine Heulerei nützt dir nichts mehr!"

Kowal redete immer weiter, bis der angezogene Strick seinem Redeschwall ein Ende machte. Er hing einige Sekunden in der Luft, als plötzlich das Seil riß und er vom Podest herunterfiel. Erneut begann er, jetzt sogar laut schreiend, auf den Panzergeneral einzureden. Es war nur gut, daß der kein russisch verstand, sonst hätte er jetzt gewußt, wo sich der dritte Flüchtling verborgen hielt. Die Todesangst hatte Kowal zum Verräter gemacht. Genützt hat es ihm nichts. Beim zweiten Anlauf hielt der Strick.

Dann kam Iwan an die Reihe. Ich mußte mich zwingen hinzusehen. Wie oft hatte ich mich mit diesem braven Kameraden an seiner Arbeitstelle unterhalten. Wie oft versorgte er mich stets mit den neuesten Nachrichten, deren Quelle mir nicht zugänglich war, aus denen ich jedoch die Kraft zum Durchhalten schöpfte.

Der Henker ging mit einer eiskalten Ruhe an sein schmutziges Handwerk. Jetzt sah ich deutlich sein Gesicht vor mir, darin Bestialität und Mordlust abzulesen waren. Ob er wohl wußte, wie groß die Zahl der von ihm ermordeten Menschen war? Sicherlich nicht.

Iwan Kolisnitschenko bestieg ruhig und gefaßt das Podest unter dem Galgen, dicht vor mir. Da ich nur wenige Schritte entfernt in der vordersten Reihe im Block stand, erkannte er mich und nickte mir mit einem Lächeln zu. Unwillkürlich kam mir der Gedanke, ob ich wohl ebenfalls in einer solchen Situation so ruhig und tapfer dastehen würde. Ich glaube, ich könnte es nicht.

Iwan stand hoch aufgerichtet auf dem Podest und blickte auf die vor ihm stehende Menge, als suche er jemand darin. Dann fing er zu sprechen an. Laut und klar tönte seine Stimme zu uns herüber. Er nahm Abschied von seinen Kameraden und von seinem Leben. Das tödliche Seil umschlang bereits seinen Hals.

Rapportführer Kern paßte die Ansprache des Delinquenten durchaus nicht. Wütend sprang er auf das Podest, doch vermochte er nicht, trotz Faustschläge in das Gesicht seines wehrlosen Opfers, diesen zum Schweigen zu bringen. Darauf würgte er ihn mit seinen riesigen Händen an der Kehle, während der Henker langsam das Seil anzog. Der Körper pendelte nun frei in der Luft und ich sah entsetzt, wie die gefesselten Arme sich krampfhaft im Todeskampf wanden. Iwan wurde mit gewollter Langsamkeit erdrosselt. Nie habe ich diesen Anblick vergessen können.

Nun fühlte sich der Panzergeneral berufen, angesichts unserer noch am Galgen hängenden, toten Kameraden drohende Worte an die versammelte Lagerbelegschaft zu richten: "Schaut sie euch gut an. So ergeht es allen, die zu fliehen versuchen. Wir fangen einen jeden wieder ein. Gnade gibt es nicht. Nach der Ergreifung wartet der Strick auf ihn. Das, was ihr heute gesehen habt, soll zur Abschreckung dienen. Der Reichsführer hat es befohlen!"

Nachdem der Arzt den Tod der beiden festgestellt hatte, nahm man ihnen die Fesseln ab und entkleidete sie völlig. Die zwei länglichen, zinkbeschlagenen Kisten nahmen die abgezehrten und nackten, leblosen Körper auf. Das Krematorium in Dachau war ihre letzte Station. Irgendwo in der Sowjetunion werden zwei Elternpaare auf die Rückkehr ihrer verschleppten Söhne gewartet haben. Sie haben sie nie wiedergesehen und auch niemals erfahren, was aus ihnen geworden ist.

Ich habe mir, als das scheußliche Schauspiel vorüber war, von meinem Dolmetscher den Inhalt der Worte Kolisnitschenkos an die versammelten Kameraden übersetzen lassen. Sie lauteten sinngemäß so: Kameraden, wir sterben in dem Bewußtsein, daß ihr unseren Tod rächen werdet. Eure Befreiung ist nicht mehr fern. Russische Brüder, grüßt mir mein Vaterland, wenn ihr heimkommt. Es lebe Lenin! Es lebe Sta...!

Sein letztes Wort, das der höchsten Person seines Vaterlandes galt, konnte er nicht mehr vollenden. Zwei Bestien in Menschengestalt hatten ihn in diesem Moment erstickt.

Die Drohung Jarolins mit der Abschreckung hatte wenig Erfolg. Zwei Tage später flohen fünf Mann aus meinem Kommando. Mich aber nannte man im Lager fortan den "Flüchtlingscapo".

Der Spitzel Heuß

Es waren wieder einmal Häftlinge geflohen. Es stellte sich heraus, daß die fünf durch einen Versorgungsschacht entwichen waren. Der Einstieg zu diesem Schacht befand sich mitten in der Werkhalle.. Jarolin tobte und besuchte fortan mehrmals täglich den Betrieb, um gemeinsam mit Kommandoführer Stutz die Halle nach weiteren Schwachpunkten abzusuchen. In der Tat gab es noch mehrere Stellen, die einen Zugang zu den Versorgungsschächten ermöglichten. Fieberhaft wurden Maßnahmen getroffen, um diese Fluchtmöglichkeiten auszuschalten.

An jedem der Punkte wurde ein Häftling als Aufseher postiert. Diese unterstanden nicht dem Fertigungsbetrieb und wurden auch nicht vom Werk bezahlt. Der Panzergeneral hatte sie eigens im Lager ausgesucht und ihnen schwerste Bestrafung angedroht, falls künftig an den von ihnen bewachten Schwachpunkten einem Häftling die Flucht gelingen sollte. Auch bei Betriebsleiter Beyer wurde Jarolin vorstellig und verlangte, daß sofort alle nach außen führenden Versorgungsschächte der Halle zugemauert werden müßten. Falls dies wegen der darin befindlichen Leitungen nicht möglich sei, sollten feste Gitter den Schacht sichern.

Nach Abschluß dieser Maßnahmen hatte der Panzergeneral für mich noch eine besondere Überraschung parat. Er hatte aus Dachau den Lagerstipzel und

früheren Kriminalbeamten Heuß, vor dem Longinus mich bereits gewarnt hatte, angefordert und ihn durch den Arbeitseinsatz meinem Kommando zuteilen lassen. Sofort suchte ich die Kameraden vom Arbeitseinsatz auf und fragte dort: "Was soll ich mit dem Mann? Ich weiß von keiner Anforderung seitens der Werksleitung. Wo soll er denn arbeiten? Vielleicht die Halle ausfegen? Alle Maschinen sind besetzt, und an jedem Fluchtloch steht bereits ein Aufseher." "Der Lagerführer hat es so bestimmt. Der Heuß soll den Aufsehern zugeteilt werden und soll so etwas wie ein Capo sein und sie kontrollieren." "Ihr wißt doch hoffentlich, wer und was der Heuß ist?" "Ja, leider. Aber wir können von uns aus nichts dagegen tun. Die Dachauer Kameraden sind froh, daß sie diesen Schurken losgeworden sind. Nun haben wir ihn auf dem Hals."

Es half mir nichts. Ich mußte den üblen Burschen in meinem Kommando dulden. Als erstes warnte ich alle meine Freunde unter den Zivilisten im Werk vor diesem Mann. Sie konnten sich vielleicht nicht vorstellen, daß es unter den Häftlingen Kreaturen gab, die ihre Kameraden im Auftrage der Lagerführung bespitzelten. Der Einsteller Emil rief empört aus: "Wenn der hier bei meinen Leuten rumschnüffelt, schlage ich ihn in die Flucht."

Es war mir inzwischen klar geworden, daß Heuß die Aufgabe hatte, mich und meine befreundeten Capos zur Strecke zu bringen. Ich haßte diesen Mann, der die gleiche gestreifte Montur sowie die gleiche Farbe des Winkels trug wie ich. Schon seine äußere Erscheinung wirkte abstoßend: Tiefliegende Augen, die nicht imstande waren, jemandem frei ins Gesicht zu sehen, darunter eine lange, spitze Nase, die so recht geeignet schien, überall herumzuznüffeln. Mit schlürfendem Gang schlich er unentwegt durch die Halle, von Zeit zu Zeit sein Notizbuch zückend, um darin etwas zu notieren. Wahrscheinlich währte er sich immer noch als Kriminalbeamter.

Wenn er mich ansprach, ließ ich ihn bewußt merken, daß ich seine Anwesenheit oder gar eine Unterhaltung mit ihm nicht wünschte. Doch das schien ihn gar nicht zu stören. Einmal beobachtete ich, wie er dem Kommandoführer einen Zettel reichte. Soweit durfte er mich eigentlich nicht übergehen. Also stellte ich ihn zur Rede: "Was war das für ein Zettel, den du dem Stutz gegeben hast?" "Eine Strafmeldung." "Weswegen und gegen wen?" "Ein Russe hat seine Maschine verlassen und sich mit einem Landsmann von ihm unterhalten, obwohl die Maschine nicht abgeschaltet war." "Ist das so schlimm, daß er dafür bestraft werden muß?" "Eine Maschine ohne Aufsicht könnte durch Ausfall zu einer Störung der laufenden Produktion führen."

Darauf wollte ich ihm just eine passende Antwort geben, hielt mich aber zurück, um ihm keine Handhabe gegen mich zu reichen. So leicht wollte ich es ihm nicht machen. So sagte ich nur zu ihm: "Das Schreiben von Strafmeldungen überlasse in Zukunft mir oder den anderen Capos. Deine Aufgabe ist es nicht." "Doch. Der Obersturmführer hat mich dazu ermächtigt, weil du ihm ja keine lieferst."

Da hatte ich's. Nun erst wurde mir bewußt, was mir noch bevorstand. Dieser Schuft würde mich eines Tages wie eine reife Frucht auf den Tisch des Panzergenerals legen und wahrscheinlich anschließend daran meine Stelle einnehmen. Das wäre für ihn die Krönung der Intrigen.

Wie konnte man diesen Mann unschädlich machen? Das war nicht einfach, weil er quasi unter der Schirmherrschaft des Panzergenerals stand. In einem Dachauer Kommando hatte man bereits einmal versucht, ihn zwischen zwei Puffer von Güterwaggons zu dirigieren, doch der Versuch mißlang, und er erhielt ein anderes Arbeitskommando. Nun aber hatte ich ihn im Nacken.

Die Kameraden von meinem Kommando ahnten längst, was das plötzliche Auftauchen des Spitzels zu bedeuten hatte. Sie befürchteten nicht zu unrecht, daß nach der Ablösung des guten alten Papa Geiß nun wohl die Reihe an mir war. So war ich gar nicht sonderlich überrascht, als sich zwei russische Kameraden meines Kommandos erboten, Heuß umzubringen. Ich wies deren Idee selbstverständlich zurück und machte den beiden klar, welche Folgen eine solche Tat für das gesamte Lager haben würde. Sie aber meinten: "Wir haben einen guten Plan. Heuß wird verschwinden und nie gefunden werden."

Es konnte nicht ausbleiben, daß sich mit der Zeit eine spannungsgeladene Atmosphäre im Kommando gebildet hatte. Der Spitzel Heuß füllte fleißig die Seiten seines Notizbuches mit irgendwelchen imaginären Berichten, deren Inhalt er mir natürlich vorenthielt. Die Kameraden an den Maschinen wiederum zankten sich mit den Aufsehern herum, deren Anwesenheit sie für überflüssig hielten. Sie fühlten sich von ihnen ständig beobachtet und schlossen daraus wohl mit Recht, daß deren Tätigkeit nicht nur in der Beaufsichtigung von Schlupflöchern bestand, sondern vorrangig in der Bespitzelung ihrer Mithäftlinge.

Ich selbst hatte mehrfach beobachtet, daß Heuß mit dem gezückten Notizbuch vor ihnen stand und eifrig schrieb. Jarolin konnte zufrieden sein mit dem perfekten Instrumentennetz, das die gesamte Werkhalle überzog und von Heuß,

der ja von seiner früheren Berufstätigkeit ein gewisses Maß an Sachverstand mitbrachte, geknüpft worden war.

Zwei meiner Capos, Peter und Sepp, trugen sich bereits mit dem Gedanken zu fliehen. Die politische Lage war ohnehin so, daß mit einem baldigen Ende des Krieges und damit auch mit dem Zusammenbruch des Hitler-Staates zu rechnen war.

Aus Dachau gelangte die Nachricht zu uns, daß dort etwa hundert unserer besten Kameraden in Isolierung und Arrest waren. Aus Spitzelberichten hatte Schutzhaftlagerführer Campe eine "kommunistische Verschwörung" konstruiert. Aus all diesen Maßnahmen, dort wie hier in Allach, konnte man den Schluß ziehen, daß auch die SS das Ende kommen sah und daher ihre gewohnte Selbstsicherheit in eine hektische Nervosität umgeschlagen war. Was aber würden sie am Ende mit uns Häftlingen machen? Niemand von uns konnte es wissen.

Für mich wurde es immer schwieriger, meinen Leuten beizustehen, wenn es Unannehmlichkeiten für sie gab. Mein Bestreben, als Prellbock zwischen oben und unten zu dienen, war begrenzt, zumal ich nicht damit rechnen konnte, von meinem jetzigen Kommandoführer Unterstützung zu erhalten. Ich hatte das Gefühl, jetzt unmittelbar vor dem Abgrund zu stehen, vor dem mich Sepp Weber damals gewarnt hatte, als ich mich entschloß, Funktionshäftling zu werden. Er sagte: "Denke immer daran, daß du sehr viel tiefer fällst als ein einfacher Häftling..."

War es nun soweit? Alles deutete darauf hin, und ich konnte nichts tun als abzuwarten.

Dann traf mich ein neuer Schlag. Meine beiden Freunde Peter und Sepp wurden eines Abends nach dem Einrücken zum Lagertor bestellt. Von dort kamen sie nicht zurück, sondern in den Arrestbau. Ich spürte einen grenzenlosen Haß in mir gegen den Spitzel Heuß aufsteigen. Ohne Frage, das war sein Werk. Ich mußte an die beiden russischen Kameraden denken, die ihn aus dem Wege räumen wollten. Doch rasch verscheuchte ich den Gedanken daran wieder. Dieser Mann war es nicht wert, daß brave Kameraden für ihn ihr Leben aufs Spiel setzten.

Einige Tage darauf erfuhr ich, daß Peter und Sepp zunächst nach Dachau und von dort mit einem Transport in das KZ Buchenwald gebracht worden waren. Wie lange würde es noch dauern, bis ich an der Reihe war? Dies alles stand

wahrscheinlich mit den Dachauer Vorkommissen in Verbindung. Auch dem Panzergeneral lag wohl daran, gewisse Erfolge in der Zerschlagung einer "kommunistischen Verschwörung" vorzuweisen.

Auch meine Freunde unter dem Lagerpersonal spürten, daß sich gegen mich etwas zusammenbraute. Ich sprach mit dem Lagerältesten in der Hoffnung, vielleicht von ihm etwas Näheres zu erfahren, da er ja täglich mit der Lagerführung in Berührung kam. Als ich ihm meine Besorgnis vorbrachte, meinte er: "Der Jarolin will dich weghaben, doch da ist jemand, der seine Hände dazwischen hält, nämlich Rapportführer Eberle. Der fürchtet, daß durch eine weitere Reduzierung des eingearbeiteten Häftlingspersonals sehr bald wieder die früheren Verhältnisse mit Korruption und Schiebereien geschaffen werden. Er weiß, daß ihm das zusätzliche Arbeit und Ärger bringen wird." "Der Lagerführer heißt aber Jarolin und ist Obersturmführer, steht also zwei Rangstufen höher als Eberle", wandte ich ein. "Das ist schon richtig, aber Jarolin ist ohne Eberle aufgeschmissen. Der macht doch die ganze Arbeit." "Hast du eine Ahnung, ob ich als nächster auf der Abschußliste stehe?" "Ich weiß nicht. Soweit lassen sie sich von mir nicht in die Karten sehen."

Ich war nach diesem Gespräch nicht viel schlauer geworden. Auf dem Wege zu meinem Block begegnete ich den beiden russischen Kameraden, die mir auf drastische Weise den Heuß vom Leibe schaffen wollten. Es schien mir, als wäre diese Begegnung kein Zufall, denn sie kamen gleich zur Sache: "Sollen wir dir Heuß' Grab zeigen?"

Ich starrte die beiden erschrocken an, wobei ich wohl ein ziemlich dummes Gesicht gemacht haben mußte. Sie lachten und gaben mir zu verstehen, daß er noch am Leben sei, sein Grab jedoch bereits auf ihn warte. Damit führten sie mich zu einem Platz hinter den Baracken, wo zur Zeit Splittergräben ausgehoben wurden. In diesen Gräben wurden hohe, halbrunde Betonbogen eingelassen und mit Erde zugedeckt. Die Gräben sollten uns bei Fliegeralarm Schutz vor Granat- und Bombensplittern bieten. Meine beiden Kameraden deuteten auf einen Graben, in dem bereits die Betonbogen eingelassen, jedoch noch nicht mit Erde bedeckt waren.

"Da, an der Seite, neben dem Bogen, da legen wir ihn rein, wenn er tot ist, Capo. Dann kommt Erde obenauf, und niemand wird ihn finden."

Es war eigenartig, aber diesmal machte ich nicht einmal den Versuch, ihnen ihr Vorhaben auszureden. Ich schwieg und ließ sie allein.

An diesem Abend fand ich lange Zeit keinen Schlaf. Ich kannte meine beiden Kameraden zu gut, um zu wissen, daß sie ihre Arbeit verwirklichen würden. Vor allem jetzt, da sie von mir keinen Widerspruch vernommen hatten. Machte ich mich damit zum Mitschuldigen? Wenn sie es taten, dann doch vornehmlich für mich. War das, was sie planten, nun Mord, oder war es eine Hinrichtung? Meine Gedanken kamen nicht zur Ruhe. Hatte dieser Unmensch nicht den Tod verdient? Mußten diese abertausende braven, unschuldigen Menschen hier in den Lagern sterben, während dieses herumschleichende Scheusal sich seines Lebens erfreute und nach immer neuen Opfern ausspähte, wobei er obendrein noch den Schutz seines Auftraggebers, SS-Obersturmführer Jarolins, genoß? Nein, das Schicksal des Spitzels war mir völlig gleichgültig geworden, und ich fürchtete nur noch um das Leben meiner beiden Kameraden. Ich wünschte plötzlich, ihr Vorhaben möge gelingen. Mit diesem Gedanken schief ich ein.

Der Sturz

Es war Sonntag und für die Arbeitskommandos ruhte die Arbeit im Werk. Ich nutzte diesen Tag, um einen Brief an daheim zu schreiben. Jeder Häftling durfte zweimal im Monat seinen Angehörigen schreiben, und heute war mein Schreibtag. Der Blockälteste hatte mir, weil er ohnehin einen Spaziergang auf der Lagerstraße machen wollte, seinen Platz im vorderen Teil der Baracke zur Verfügung gestellt. So konnte ich in Ruhe und ohne Störung meinen Brief schreiben. So hoffte ich jedenfalls. Beim Fortgehen rief er mir noch zu: "Laß dir nur Zeit. Ich bin erst kurz vor dem Zählappell wieder zurück."

Obwohl er einen grünen Winkel trug, also zu den Kriminellen zählte, war er doch ein guter Kamerad, der seine Leute anständig behandelte. Nicht immer entschied die Farbe des Winkels über gut und böse.

Ich hatte meinen Brief noch nicht beendet, als der Blockälteste unerwartet und aufgeregt wieder zur Tür hereinkam und rief: "Der Heuß ist auf der Lagerstraße überfallen worden."

Wie elektrisiert fuhr ich von meinem Hocker hoch und fragte ihn: "Von wem? Ist ihm etwas geschehen? Was weißt du darüber?"

Ich hatte Mühe, meine Erregung zu verbergen und erwartete gespannt seine Antwort. Sollten meine beiden Kameraden ihr Vorhaben ausgeführt haben und

war dabei etwas schiefgelaufen? Die Antwort des Blockältesten brachte sofort Klarheit: "Der Heuß war auf dem Wege zum Lagertor, da kam ihm der Blockälteste von 10, der Gerlach, entgegen. Ehe sich der Spitzel versah, erhielt er von Gerlach eine gehörige Tracht Prügel, in deren Verlauf er mit dem Kiesboden der Lagerstraße Bekanntschaft machte. Ein Blockführer hat die Szene vom Lagertor beobachtet. Er kam hinzu und nahm die beiden mit in Jarolins Büro." "Woher weißt du das alles?" "Ich habe alles mit angesehen."

Ich packte hastig mein Schreibzeug zusammen und machte mich auf den Weg zur Schreibstube. Vielleicht erfuhr ich dort, wie die Sache ausgegangen war. Für den Blockältesten 10 sah ich schwarz. Jarolin würde toben. Wie konnte sich auch jemand erdreisten, seinem tüchtigen Informanten ein Leid zuzufügen? Wie erwartet erfuhr ich in der Schreibstube, was inzwischen weiter geschehen war. Gerlach kam in Arrest. Heuß auch, aber nicht zur Bestrafung, sondern zu seinem Schutz. Für ihn war eine Zelle möbliert worden, deren Tür unverschlossen blieb. Außerdem durfte er sich im Bereich der Mannschaftsunterkünfte frei bewegen. Die Lagerschreibstube erhielt den Auftrag, ihm täglich die Verpflegung in die Zelle zu bringen.

Ich sah ihn fortan nur noch im Arbeitskommando, wo er weiterhin, als sei nichts geschehen, seiner schmutzigen Tätigkeit nachging. Der Blockälteste, der ihn verprügelt hatte, kehrte nach ein paar Tagen wieder auf seinen Block zurück. Eine Bestrafung für seine Tat ist niemals erfolgt. Möglich, daß der Panzergeneral wohl den Verrat liebte, im Grunde jedoch den Verräter verachtete, so daß er ihm die Prügel wohl gönnte.

Die beiden russischen Kameraden waren verärgert: "Der Blockowi 10 hat unseren Plan kaputtgemacht. Heuß wäre längst in seinem Grab. Jetzt kommen wir nicht mehr an ihn heran."

Im Lager selbst war Heuß nicht mehr zu sehen, außer beim Zählappell sowie beim Aus- und Einmarschieren des Kommandos. Umso erstaunter war ich, als er eines Abends nach dem Zählappell meinen Block betrat. Er blickte unsicher umher, bis er mich erspäht hatte: "Du sollst zum Obersturmführer kommen, jetzt gleich." "Was will der von mir, und warum mußt du mir das ausrichten? Das ist doch Angelegenheit der Schreibstube." "Er hat dir etwas mitzuteilen und hat mich beauftragt, dich mitzubringen."

Woran erinnerte mich diese Situation plötzlich? Ach ja, an meine Verhaftungen in früherer Zeit. Es fehlte nur noch der Nachsatz: "Leisten Sie keinen Widerstand, sonst muß ich von der Schußwaffe Gebrauch machen."

Es war eine regelrechte Verhaftung, wobei sich Heuß so richtig in seinem Element fühlte. Er konnte seinen Beruf nicht verleugnen. Mir blieb keine Wahl, ich mußte ihm folgen. Wir passierten das Arbeitstor und betraten die Baracke, in der die Lagerführung residierte. Wie gut er sich hier auskannte. Zielstrebig steuerte er in dem langen, dunklen Korridor das Büro des Lagerführers Jarolin an. Auf sein Klopfen hin ertönte von drinnen ein "Herein". Beim Eintritt meldete ich mich vorschriftsmäßig. Heuß brauchte das nicht, er sagte nur: "Ich bringe Ihnen den Hallencapo Oertel, Herr Obersturmführer!" "Es ist gut, Sie können gehen."

Als Heuß sich zur Tür wandte, blickte er kurz zu mir herüber, und ich sah, wie ein zufriedenes Grinsen über sein Gesicht zog. Als er draußen war, begann die Vernehmung.

Der Panzergeneral stand von seinem Stuhl auf, reckte sich in seiner ganzen Größe und schrie mich an: "Jetzt habe ich genug von Ihnen, und da meine Ermahnungen bei Ihnen nicht gefruchtet haben, bekommt ein anderer Ihr Kommando. Sie sind als Capo nicht mehr zuverlässig!"

Damit riß er mir die Armbinde ab und die Trillerpfeife von der Brust. Beides warf er in den Papierkorb. Dann legte er los: "Ich habe Berichte vorliegen, nach denen Sie die Produktion im Werk sabotieren." "Darf ich fragen, Herr Obersturmführer, worin diese angebliche Sabotage bestanden haben soll?" "Sie lassen fast in jeder Schicht das gesamte Kommando zum Zählappell antreten und zwar während der Arbeitszeit. Dabei entstehen bei einer Kommandostärke von fast 1.000 Mann Arbeitsausfälle von vielen Stunden." "Die Zählappelle habe ich eingeführt, seitdem aus meinem Kommando, wie Sie ja wissen, mehrmals Häftlinge verschwunden sind. Ich wollte damit den Vorsprung der Flüchtlinge verkürzen. Je eher ich weiß, daß jemand fehlt, desto eher kann die Suchaktion einsetzen."

Darauf wußte er zunächst nichts zu antworten, denn es klang logisch. Er konnte ja nicht wissen, daß mich Peter auf diesen Gedanken gebracht und mir sogar vorgerechnet hatte, wieviele Arbeitsstunden im Monat dadurch verloren gingen und im Endeffekt vielleicht den Krieg verkürzen halfen. Der Spitzel

Heuß war dahinter gekommen und hatte wahrscheinlich fein säuberlich die Ausfallstunden zusammengezählt und in seinem Notizbuch festgehalten.

Nun kam die zweite Anschuldigung: "Ich weiß, daß Sie Kontakte mit Zivilisten im Werk pflegen, die das normale Maß beträchtlich überschreiten. Mit der Sanitätsschwester haben Sie zum Beispiel ein intimes Verhältnis, wie ich erfahren habe. Außerdem verbringen Sie oftmals längere Zeit in den Werksbüros, um mit den Angestellten Gespräche zu führen. Welcher Art die Gespräche sind, ist im Hinblick auf Ihre politische Einstellung wohl nicht schwer zu erraten. Sie scheinen nicht zu wissen, daß das Verbot zum Betreten der Büros für Sie genauso gilt, wie für alle anderen Häftlinge. Zur Regelung etwaiger Angelegenheiten ist der Kommandoführer da." "Mit der Sanitätsschwester habe ich kein Verhältnis. Dazu wäre auch keine Möglichkeit vorhanden, da stets, wenn ich die Unfallstation aufsuchte, ein Häftling meines Kommandos zugegen war." "Ich habe zuverlässige Beweise, auch dafür, daß Sie einer Büroangestellten einen Brief zugesteckt haben, den sie zur Post bringen sollte. Damit wollten Sie die Zensur umgehen. Das nennt man Kassiberschmuggel." "Herr Obersturmführer, der angebliche Brief, den der Häftling Heuß bei mir gesehen haben will, kann nur die Schichtmeldung gewesen sein, die ich dort jede Woche abgeben mußte." "Was reden Sie von Heuß, was hat der damit zu tun? Ich weiß das von anderen Leuten, denen Sie zwar vertrauen, die mir jedoch über alles berichten."

Da war sie wieder, die Masche mit den Freunden, die bereits alles gestanden und verraten hatten. Auf diesen Trick fiel ich nicht mehr herein. Schließlich hatte ich in derlei Dingen bisher viel Erfahrung gesammelt. All diese Anschuldigungen stammten aus Heuß' Notizbuch, da gab es nicht den geringsten Zweifel für mich. Ich stellte mir bildlich vor, wie der Spitzel die Tür der Unfallstation beobachtete und dabei mit einem Auge auf die große Werksuhr in der Halle schielte, um anschließend die Zeit zwischen Ein- und Ausgang in sein Notizbuch einzutragen.

Der Panzergeneral nahm wieder an seinem Schreibtisch Platz, griff zum Telefon und bestellte einen Blockführer zu sich ins Büro: "Bringen Sie die Schlüssel zum Arrestbau mit!"

Nun brauchte ich nicht mehr darüber zu rätseln, was mir bevorstand. Das war der Sturz, den ich befürchtet hatte. Was aber hatte ich falsch gemacht? Der

diensthabende Blockführer kam, um mich abzuholen. Jarolin sagte nur zu ihm: "Verschärft."

Was das hieß, war mir bekannt. Ohne Verpflegung und Bekleidung. Auf dem Flur des Arrestgebäudes bemerkte ich eine Zellentür, die offen stand. Das mußte wohl die Behausung von Heuß sein.

Der Blockführer öffnete eine Zelle und forderte mich auf, meine Kleidung abzulegen. Nur Hemd und Socken durfte ich behalten. Als sich die Zellentür hinter mir schloß und sich der Schlüssel im Schloß drehte, war mir hundeeelend zumute. Ich vernahm noch eine Weile das Geräusch von eisenbeschlagenen Stiefeln auf dem Flur, dann war alles still.

In der Arrestzelle

Wieder einmal war ich in einer engen Zelle eingesperrt, deren Fenster mit einem Eisengitter bestückt war. Wie oft nun schon? So genau wußte ich es nicht mehr. Aber diesmal gab es eine Steigerung, die ich noch nicht erfahren hatte. Bis aufs Hemd ausgezogen wurde ich bisher noch nie. Immerhin schrieben wir erst den Monat Mai, und der konnte mitunter noch sehr kalt sein. Bedauerlicherweise war er es zu diesem Zeitpunkt auch. Vergeblich versuchte ich, das durch Kälte hervorgerufene Zittern meines Körpers zu unterdrücken, es gelang mir nicht. So versuchte ich es mit Kniebeugen, um mir ein wenig Wärme zu verschaffen. Erschöpft nach dieser Anstrengung wollte ich mich aufs Bett werfen. Doch da war keines, das die Bezeichnung 'Bett' verdient hätte. Nur eine hölzerne Pritsche ohne Decken, ohne Kopfpolster, nur rohes Holz.

Neugierig sah ich mich in der Zelle um. In der Ecke ein Wasserklo, daneben ein Zapfhahn für Wasch- und Trinkwasser. Darunter stand eine Waschschißel. Dies war das gesamte Mobiliar der Zelle. Kein Eßgeschirr, kein Besteck und sei es auch nur ein Löffel, nichts. Wozu auch? Ich hatte ja Kostentzug auf Weisung Jarolins, also benötigte ich auch kein Eßgeschirr.

Wie lange würde ich wohl hier zubringen müssen? Wann würde ich zum erstenmal wieder essen dürfen? Was hatte der Panzergeneral überhaupt mit mir vor? Würde er mich ebenfalls mit einem Transport in ein anderes Lager

schicken, wie er es mit den anderen gemacht hatte? Fragen über Fragen, die in meinem Kopf herumschwirrten, und auf die ich keine Antwort wußte.

Ich war schon längst nicht mehr fähig, einen klaren Gedanken zu fassen, so sehr setzte mir die Kälte zu. Einzig und allein der Haß gegen den Spitzel Heuß, der mir das eingebrockt hatte, beherrschte mein Denken. Dieser Unmensch hauste obendrein auch noch mit mir unter dem gleichen Dach. Mein Zorn steigerte sich noch, als ich die schlurfenden Schritte des Spitzels auf dem Flur nahen hörte. Bevor er seine für ihn hergerichtete Zelle aufsuchte, verhielt er einen Augenblick vor meiner Tür. Ich vernahm ein leises, kratzendes Geräusch, das dadurch entstand, daß er die Deckplatte des Türspions beiseite schob. Mehrere Sekunden lag starrte er durch die winzige runde Scheibe in der Zellentür, um sich an meiner mißlichen Lage zu weiden und genüßlich sein Opfer zu betrachten.

Inzwischen war es dunkel geworden. Ich legte mich auf das nackte Holz und versuchte zu schlafen. Es gelang mir nicht. Die Kälte ließ es nicht zu, obwohl ich müde war nach all den Aufregungen des vergangenen Tages. Die Nacht erschien mir wie eine Ewigkeit. Ich versuchte es mit zählen sowie mit Versen, die mir von meiner Schulzeit her noch im Gedächtnis hafteten. All das half nichts, in mir war nur noch ein einziges Zittern. So blieb mir nichts anderes, als mich von Zeit zu Zeit von meinem Lager zu erheben und mit Kniebeugen aufzuwärmen.

Endlich begann es zu dämmern, und vom Lager her hörte ich Stimmen und Geräusche, die den Beginn des Dienstbetriebes ankündigten. Von meiner Liegestatt, die ich als Plattform benutzte, konnte ich das vergitterte Fenster erreichen und den Appellplatz überblicken. Ich sah die Kameraden zu den Waschräumen gehen, andere wiederum schleppten Kaffeekübel von der Küche zu ihrem Block. Die Beobachtung des Treibens da unten empfand ich als interessante Abwechslung, obwohl ich fast jeden Morgen Zeuge dieser Beschäftigung gewesen war, ohne ihr jemals besondere Beachtung geschenkt zu haben.

Die Lagersirene rief zum Zählappell. Die Blöcke marschierten zum Appellplatz und nahmen dort Aufstellung. Nach Abnahme des Appells formierten sich die Arbeitskommandos, und eine Kolonne nach der anderen zog zum Tor hinaus zu ihrer Arbeitsstätte. Alles spielte sich ab wie an jedem Morgen.

Mit Spannung erwartete ich den Abmarsch des Kommandos Halle III, dessen Hallencapo ich gestern noch gewesen war. Wer mochte nun meine Stelle eingenommen haben? Da sah ich sie auch schon kommen, meine Kameraden von Halle III. Von meinem Fensterplatz konnte ich alles gut übersehen, da der Arrestbau sich außerhalb der Lagerumwehrung, ein wenig seitlich vom Eingangstor befand.

Was ich befürchtet hatte, konnte ich jetzt mit eigenen Augen bestätigt sehen. Heuß trug die blaue Armbinde mit der Aufschrift "Hallencapo" und marschierte an der Spitze der Kolonne durch das Tor. Er hatte sein Ziel erreicht. Bei diesem Anblick steigerte sich mein Haß gegen ihn ins Unermeßliche, und ich schwor mir, falls ich diese Hölle lebend überstehen sollte, den Mann zu verfolgen, bis ich ihn aufgespürt hatte. Er sollte für alle Missetaten, die er seinen Mithäftlingen zugefügt hatte, seine gerechte Strafe erhalten.

Meine Kameraden mußten bereits erfahren haben, was mit mir geschehen war. Ich sah nämlich, wie sie dem Arrestbau zuwinkten. Das konnte nur mir gelten. Sehen konnten sie mich nicht, ahnten aber wohl, daß ich sie beim Ausrücken zum Werk beobachtete. Ihr Zuwinken war für mich ein Zeichen ihrer Solidarität.

Die Tage vergingen, und die Zellentür blieb verschlossen. Nur Abends, wenn Heuß seine Zelle aufsuchte, vernahm ich das bekannte Geräusch am Guckloch in der Tür, wenn er sein Auge gegen die Glasscheibe drückte, um sich zufrieden und lustvoll seiner schändlichen Tat zu erfreuen.

Am vierten Tag meiner Zellenhaft empfand ich plötzlich kein Hungergefühl mehr. Mein Magen hatte sich anscheinend an den Zustand gewöhnt, daß er nichts Eßbares zu erwarten hatte. Ich hatte früher einmal gelesen, daß der Mensch mehrere Wochen ohne Nahrung leben kann. Nur ohne Wasser ist er bald am Ende. Wenn man mich aber einfach in der Zelle verhungern ließ? Sicherlich keine Besonderheit in einem Konzentrationslager. Aber mit derartigen Gedanken wollte ich mich nicht quälen. Sie würden nur meine Widerstandskraft schwächen, und das wäre mit Bestimmtheit mein Ende. Nein, ich durfte auf keinen Fall den Mut verlieren. War ich nicht schon mehr als einmal, trotz aussichtsloser Lage, vor dem Schlimmsten bewahrt geblieben? Konnte es diesmal nicht auch so sein?

Wenn nur diese Kälte nicht wäre! Der Mai machte nicht die geringsten Anstalten, seine Temperatur auch nur um einige Grade zu erhöhen. Ich mußte

an die riesigen Heizkörper in der Dachauer Arrestzelle denken. Damals bin ich vor Hitze fast wahnsinnig geworden, hier jedoch mußte ich die Kälte mit Zittern und Kniebeugen bekämpfen. Mann kann Menschen auch foltern, ohne die geringsten Spuren oder gar Narben auf ihren Körpern zu hinterlassen.

Soeben hatte ich meine regelmäßigen Kniebeugen getätigt und lag erschöpft auf der Pritsche. Mehr als zwanzig hatte ich diesmal nicht geschafft. Es war bereits der siebente Tag meiner Zellenhaft, die ich ohne Nahrung und nur mit einem Hemd bekleidet verbracht hatte. Mit Schrecken hatte ich festgestellt, daß meine Kräfte enorm nachgelassen hatten. Von Morgen ab würde ich meine Übungen abstellen müssen, um jeden unnötigen Kalorienverbrauch zu vermeiden. Auf dem Flur des Arrestbaus waren plötzlich Schritte zu hören, die aber nicht von Heuß stammten. Dessen Schlurfgang kannte ich inzwischen zur Genüge. Die Schritte verhielten vor meiner Tür. Ein Schlüssel drehte sich geräuschvoll im Schloß, und in der geöffneten Tür stand Rapportführer Eberle mit einem Häftling von der Lagerschreibstube, der ein Kleiderbündel unter dem Arm trug. Es waren meine Sachen, die ich eine Woche lang entbehren mußte. "Ziehen Sie sich an und kommen Sie mit mir."

Mehr sprach Eberle zunächst nicht. Erst als er der Wache am Lagertor meinen Zugang gemeldet hatte, wandte er sich an meinen Begleiter: "Bringen Sie ihn zum Lagerältesten, der alles weitere regeln wird."

Ich konnte nicht recht klug werden aus der ganzen Angelegenheit. Was bedeutete das alles? Der Rapportführer hatte nicht die geringste Andeutung darüber verlauten lassen, was er mit mir vorhatte. Wurde vielleicht ein Transport zusammengestellt, mit dem ich in ein anderes Lager geschickt werden sollte? So wie meine beiden Capos Peter und Sepp? Aber jener Tag war ein Samstag, und an diesem Tag gingen keine Transporte.

Der Kamerad von der Schreibstube konnte mir auf meine Fragen auch keine Auskunft geben. Er meinte: "Sei erstmal froh, daß du aus dem Käfig heraus bist. Der Lorenz wird dir sagen, was dich erwartet."

Was mich erwartet? Das klang nicht gerade tröstlich. Unterwegs zum Lagerältesten begegneten wir einigen Kameraden, die ich gut kannte. Sie begrüßten mich freudig und wünschten mir einen neuen Anfang.

Auf der Lagerstraße herrschte reger Betrieb, weil Samstag war und die meiste Arbeitskommandos frei hatten. Fast jeder, der Zeit und Lust dazu hatte, hielt sich hier auf, um Freunde zu treffen. Genau wie in Dachau. Eine Gruppe

kam direkt auf mich zu und umringte mich. Es waren meine Kameraden von Halle III. Ehe ich mich recht versah, packten sie mich und trugen mich auf ihren Schultern die Lagerstraße entlang. Dieser spontane Sympathiebeweis bewegte mich sehr und gab mir die Gewißheit, daß ich meine mir damals gestellte Aufgabe als Funktionshäftling zur Zufriedenheit meiner Mithäftlinge gelöst hatte. Nachdem ich wieder festen Boden unter den Füßen spürte, reichte ich jedem der Kameraden die Hand und bedankte mich bei ihnen.

Nun suchte ich den Lagerältesten auf und war sehr gespannt darauf, welche Überraschungen, gute oder schlechte, er für mich bereit hielt. Nach der Begrüßung war seine erste Frage: "Warst du schon auf deinem Block?" "Nein, ich hatte noch keine Zeit dazu." "Dann gehe rasch zu deinem Blockältesten, der hat einen Picknapf mit Essen für dich bereitstehen. Oder hast du etwa keinen Hunger?" "Kann schon sein, aber ich spüre ihn nicht. Trotzdem werde ich sofort dafür sorgen, daß mein Magen sich wieder daran gewöhnt, seine Aufgabe zu erfüllen." "Nach dem Essen gehst du gleich zur Friseurstube und läßt dir deine Haare auf die vorgeschriebene Länge scheren. Anschließend kommst du dann zu mir."

Eigenartig. Auch er ließ keinen Ton darüber verlauten, was mir bevorstand. Warum ließ auch er mich im ungewissen?

Mein Blockältester begrüßte mich und wies zu seinem Tisch hinüber, auf dem ein Eßnapf stand, der bis an den Rand mit Milchsuppe gefüllt war: "Die ist für dich. Der Bernhard hat sie soeben herübergeschickt."

Bernhard war unser Lagerkoch. Ein prächtiger Kamerad, wenn auch mit grünem Winkel. Mein Appetit kam beim Essen, und ich verschlang die Suppe mit einem wahren Heißhunger. Rasch noch in die Friseurstube, dann war ich endlich soweit, um mich auf den Weg zum Lagerältesten zu machen.

Lorenz konnte seine Ungeduld kaum verbergen. Ich sah es ihm an, daß er förmlich darauf brannte, mich zu überraschen. Aus seinem Verhalten mußte ich schließen, daß es keine schlechte Nachricht sein konnte, die er für mich bereit hielt. Er packte mich am Arm und ging mit mir über den Appellplatz zu Block I. Drinnen rückte er endlich mit der Sprache heraus: "So, das hier ist deine neue Arbeitsstelle. Von heute an bist du der Blockälteste von Block I. Laß dir in der Schreibstube die Armbinde geben."

Ich glaubte, mich verhört zu haben. Oder träumte ich etwa? War mein Geist von der schrecklichen Arrestwoche bereits verwirrt?

Lorenz ergötzte sich an meiner Verblüffung und meinte dann: "Ich denke, du wirst auch mit dieser Aufgabe fertig werden. Das alles ist ja nicht neu für dich." "Wo ist denn der bisherige Blockälteste?" "Den haben wir abgelöst, weil er seine Kameraden mit dem Kantineinkauf betrogen hat. Wir fanden in seinem Spind eine große Menge Tabak und Zigaretten, die er ihnen unterschlagen hat." "Und wo ist er jetzt?" "Er muß nun hart arbeiten im Kommando Bunkerbau bei Dykerhoff." "Ist der Lagerführer denn damit einverstanden, daß ich sein Nachfolger werde?" "Der Jarolin weiß das noch nicht, weil er sich seit gestern in Urlaub befindet. Das war für Eberle die Gelegenheit, dich aus dem Arrest zu holen, weil er ja zur Zeit stellvertretender Lagerführer ist. Ihm hat es ohnehin nicht gepaßt, daß der Panzergeneral dich eingesperrt hat." "Und wenn Jarolin aus dem Urlaub zurückkehrt, was dann?" "Mach Dir darüber keine Sorgen. Der Alte weiß selber, wie dringend hier Lagerpersonal gebraucht wird. Nur draußen in den BMW-Werken will er dich nicht haben."

Das alles stürzte so überraschend auf mich ein, daß ich es noch gar nicht recht fassen konnte. Doch ich war froh darüber, wieder eine Aufgabe zu haben, die mir Gelegenheit verschaffen würde, das Vertrauen der Kameraden auf diesem Block zu gewinnen.

Blockältester I

Wenn ich erwartet hatte, ich könnte dort wieder anknüpfen, wo ich vor etwa einem Jahr als Stubenältester in Dachau aufgehört hatte, so irrte ich mich. Die Verhältnisse hier waren mit denen in Dachau nicht zu vergleichen. Dachau galt immerhin als Besuchs- und Vorzeigelager. Allach hingegen bestand aus einer Anhäufung von ehemaligen Pferdeställen, fensterlos und ohne sanitäre Einrichtungen. Hier für Sauberkeit und hygienische Verhältnisse zu sorgen, verlangte mir große Mühe ab, zumal außer Wasser keine Reinigungsmittel zur Verfügung standen. Sauberkeit auf dem Block aber war das erste Gebot, um den Ausbruch von Seuchen zu erschweren. So achtete ich peinlichst darauf, etwaigen Läusebefall bei den Leuten intensiv zu bekämpfen, denn diese Plagegeister galten als Überträger von Fleckfieber.

Zweimal in der Woche führte ich Kontrollen durch und erreichte damit, daß mein Block innerhalb kurzer Zeit läusefrei wurde. Jedes verlauste Hemd wurde sofort zur Desinfektionsbaracke gebracht. Als ich dennoch während

einer Kontrolle bei einem italienischen Kameraden zwei muntere Bewohner in seinem Hemd entdeckte, meinte dieser zur Entschuldigung: "Hemd schon zweimal in Desinfexi; aber Läuse nix Krematorium."

Natürlich war jede Mühe vergebens, wenn nicht alle Kameraden an sich selbst für größte Sauberkeit sorgten. Ich kam sehr rasch dahinter, daß einige von ihnen dem allmorgendlichen Waschen nicht besonders zugetan waren. Da die Waschräume sich aber außerhalb, etwa fünfzig Meter vom Block entfernt befanden, war eine Kontrolle nicht ganz einfach. Ich sprach mit dem benachbarten Blockältesten darüber und wollte wissen, wie er denn dieses Problem löste: "Ganz einfach. Wenn ich einen erwische, der nicht zum Waschen draußen war, der bezieht von mir ein paar saftige Ohrfeigen." "Davon wird er aber auch nicht sauber", warf ich ein. "Aber er wird sich's merken."

Wovon ich nicht ganz überzeugt war. Nein, ich mußte mir etwas einfallen lassen, womit ich gleichzeitig erreichen konnte, daß sich die Kameraden selbst gegenseitig kontrollierten.

Ich ließ mir von der Lagerwerkstatt eine Holztafel anfertigen. Darin wurden Nägel eingeschlagen, die der zahlenmäßigen Stärke der Blockbelegschaft entsprachen. An jedem Nagel hing eine Blechmarke mit eingestanzter Nummer. Diese Tafel brachte ich im Vorraum des Blocks, wo der Stubendienst und ich wohnten, an. Nach dem abendlichen Sirensignal "Alles auf die Blöcke" ließ ich den Leuten erklären, was es mit der Tafel auf sich hatte: Ein jeder habe die Pflicht, seinen Beitrag zur Sauberkeit auf dem Block zu leisten. Dazu gehöre aber vor allem auch die morgendliche Körperwäsche. Damit werde das Risiko der Ausbreitung von Seuchen so gering wie möglich gehalten. In Zukunft müsse jeder, der frühmorgens zum Waschraum gehe, seine Blechmarke von der Tafel nehmen und sie bei Rückkehr wieder an ihren Platz hängen.

Am folgenden Morgen postierte ich mich neben die Tafel, um zu sehen, ob meine Methode funktionierte. Sie tat es! Niemand konnte sich vor der Morgenwäsche drücken. So dachte ich. Jedoch nach einigen Tagen fiel mir auf, daß sich einige Schlauberger mit Handtuch und Blechmarke hinter den Block begaben, um dort lieber ein paar Züge aus der Zigarette zu machen, als mit Wasser in Berührung zu kommen. Diesen Drückebergern machte ich einen Strich durch die Rechnung, indem ich bei ihrer Rückkehr das Handtuch

kontrollierte. War es trocken, schickte ich sie zurück in den Waschraum. Die Ohrfeigenmethode meines Nachbarn habe ich niemals angewandt.

Auf meinem Block lagen Häftlinge des Kommandos Bunkerbau Dykerhoff sowie in einem separaten Teil der Baracke das Personal der Küche. Die vom Bunkerbau waren überwiegend Russen, während die Küchenarbeiter meist Polen waren. Block I hatte übrigens noch eine besondere Funktion zu erfüllen, die mir sehr zuwider war. Er befand sich in unmittelbarer Nähe der Wachstube und dort hielten sich die Blockführer auf. Was lag da näher, als den Vollzug der Prügelstrafe in Block I durchzuführen. Ein Tisch im Vorraum diente als Prügelbock. So kam ich nicht umhin, jedesmal Zeuge der barbarischen Prozedur und des Gejammers der Delinquenten zu sein. Man soll es nicht glauben, aber auch daran gewöhnte man sich mit der Zeit, es wurde zur Routine.

Einmal mußte ich eine solche Prügelzene mit ansehen, die ich nicht vergessen habe. Ein älterer russischer Häftling war, ich weiß nicht warum, zu 25 Hieben verurteilt worden. Der Mann war in seinem Heimatland ein angesehener Opernsänger gewesen. Als er nun von zwei Blockführern brutal über den Tisch gezogen wurde und die ersten Streiche erhielt, da fing er an zu schluchzen. Ich hatte den Eindruck, daß sein Klagen wohl weniger dem ihm zugefügten Schmerz galt, als vielmehr der Erniedrigung, die er hier erfahren mußte. Er, der in Opernhäusern vor kunstliebenden Musikfreunden seine Arien vorgetragen und den Applaus des Publikums genossen hatte, mußte nun eine derartige Schmach erleiden. Was konnte ihm dagegen der körperliche Schmerz bedeuten? Lange Zeit noch danach behielt ich sein erschütterndes Schluchzen im Ohr.

Einige Wochen schon waren vergangen, seit ich den Block I übernommen hatte. Inzwischen war auch der Panzergeneral aus dem Urlaub zurück und der Rapportführer wieder die zweite Garnitur. Der Lagerälteste hatte recht behalten. Jarolin machte keine Einwände gegen meine jetzige Funktion. Konnte ich nun sicher sein, daß mir keine Verschickung in ein anderes Lager mehr drohte? Unvorhergesehene Überraschungen waren in einem KZ keine Seltenheit. Das mußte ich schon sehr bald erfahren.

Der Lagerschreiber kam zu mir auf den Block und legte mir einen Zettel auf den Tisch. Erstaunt las ich da: Oertel morgen früh um 10 Uhr ins Revier zur ärztlichen Untersuchung. Was bedeutete das? Der Schreiber meinte: "Viel-

leicht wirst du entlassen? Jeder, der zur Entlassung vorgesehen ist, wird vorher ärztlich untersucht."

Ich wußte, daß es in Allach keinen Lagerarzt gab. Nur bei besonderen Anlässen kam einer von Dachau dorthin. Sei es bei Hinrichtungen oder Strafuntersuchungen, aber auch bei bevorstehenden Entlassungen von Häftlingen. Zwar waren Entlassungen in einem Konzentrationslager eine große Seltenheit, kamen aber hin und wieder vor. Zumeist wurden die Entlassenen nach ein paar Urlaubstagen von der Wehrmacht vereinnahmt und an die Front geschickt. Ich konnte also darüber rätseln, welche der drei Möglichkeiten mich erwartete. Die Hinrichtung konnte ich wohl bedenkenlos von der Liste streichen. Blieben noch die Strafuntersuchung und die Entlassung. Da ich jedoch eine Arreststrafe verbüßt hatte und eine nachträgliche Untersuchung mir sinnlos erschien, konnte es sich eigentlich nur um meine Entlassung handeln.

Die vage Hoffnung zerplatzte jäh, als ich am nächsten Tag vor dem Arzt stand. Der rote Zettel in seiner Hand sagte mir alles. Als er dann vorlas, was auf dem Zettel stand, da wußte ich, daß der Panzergeneral mich nicht vergessen hatte: "Der Schutzhäftling Otto Oertel, Gefangenen-Nr. 432, wird zu 15 Stockhieben verurteilt, weil er versucht hat, unter Umgehung der Zensur Briefe aus dem Lager zu schmuggeln."

"Hose runter", kommandierte der Arzt. Ich tat wie mir geheiß. "Gut, Sie sind gesund."

Die Untersuchung hatte keine zwanzig Sekunden gedauert. Ich wußte nun, was in kürze auf mich zukam und das auf meinem eigenen Block. Wie konnte ich nur an Entlassung denken?

Der Tag des Vollzuges war gekommen. Die Begründung für meine Bestrafung wurde noch einmal vom Blockführer verlesen, der als Schläger bestimmt war. Als aber die ersten Schläge auf meinen Hintern klatschten, stellte ich fest, daß die Schläge nicht wie gewohnt mit voller Kraft, sondern äußerst behutsam geführt wurden. Die ganze Prozedur schien mir eine Art Pflichtübung zu sein nach der Devise: Befehl ausgeführt! Ein Augenzwinkern des Blockführers nach getaner "Arbeit" bestätigte meine Vermutung. Vielleicht fand er es absurd, einen Blockältesten auf dessen eigenem Block über den Tisch zu legen. Vielleicht aber dachte er auch an das nahe Kriegsende und glaubte nicht mehr an die versprochene Wunderwaffe, die den Endsieg herbeiführen sollte.

Die Angriffe der englischen und amerikanischen Luftwaffe auf München häuften sich. Auch die BMW-Werke in Allach waren mehrfach Ziel der Bomber. Dort entluden sie ihre zerstörende Last auf das Werksgelände stets in den Schichtpausen am Wochenende, also wenn keine Häftlinge dort tätig waren.

Während die Engländer vorwiegend Nachtangriffe flogen, kamen die US-Bomber am hellen Tage. Wir beobachteten die riesigen Verbände, wie sie Kurs auf München nahmen, um die Stadt mit Spreng- und Brandbomben einzudecken. Nach jedem Angriff türmten sich schwarze Rauchwolken über der Stadt.

Nachdem in Dachau ein Teil des Wirtschaftsgebäudes durch eine Leuchtbombe in Brand geraten war, befahl der Panzergeneral die Aufstellung einer Lagerfeuerwehr. Das BMW-Werk lieferte eine Motorspritze, und wir Blockältesten stellten die Wehrmänner. Fast täglich hielten wir Übungen ab und zwischen den Blöcken wurde ein Löschteich ausgehoben. Fortan mußte die Schreibstube in jeder Nacht von zwei Mitgliedern des Lagerpersonals besetzt sein. Sie hatten die Aufgabe, auf die Durchsagen der Luftüberwachung zu achten und noch vor dem Ertönen der Sirenen die Mannschaft der Feuerwehr zu alarmieren. Die Information erhielten sie über einen Lautsprecher, der mit dem Radiogerät in der Wachstube verbunden war. Damit erhielten wir Gelegenheit, ganz offiziell Rundfunksendungen zu empfangen. Interessant wurde es für uns jedoch erst dann, wenn nach dem Verklingen der Nationalhymne Sendeschluß war. Dann begann der englische Soldatensender auf der gleichen Frequenz mit seiner Nachrichtensendung in deutscher Sprache. Mitunter schaltete die SS-Wache das Gerät sofort aus, meist aber lief die Sendung weiter, weil die Wachhabenden sich entweder dem Schlaf hingaben oder selbst neugierig auf das waren, was sie normalerweise nicht erfahren durften. Übrigens sei noch erwähnt, daß unser Lager nicht bombadiert worden ist und die Feuerwehr niemals in Aktion zu treten brauchte.

Wer die Nachricht ins Lager gebracht hatte, wußte niemand. Aber sie ging wie ein Lauffeuer von Block zu Block: In der Normandie hatte die Invasion der Alliierten begonnen. Die Nachricht löste Freude und Begeisterung bei uns aus. Nun konnte es nicht mehr lange dauern, bis dem Hitler-Regime der Todesstoß versetzt wurde. Jeder von uns drängte sich plötzlich danach, die Nachtwache zu stellen, um am Lautsprecher das weitere Kriegsgeschehen zu verfolgen. Unsere Befreiung, auf die wir nun schon so lange warteten, konnte nicht mehr

fern sein. Noch aber waren wir hinter Stacheldraht gesperrt, von drohenden Maschinengewehren in Schach gehalten. Würde es ein freudiges oder ein schreckliches Ende für uns geben? Diese Frage konnte niemand beantworten.

Bomben-Räumkommando

Die Luftangriffe auf München galten nicht allein den Wohnvierteln, sondern auch den Produktionsstätten von Kriegsmaterial. So wurde vor allem das Hauptwerk der Bayerischen Motorenwerke, BMW I, Ziel der Bomben. Neben der Zerstörung von Werkhallen waren es die Blindgänger, die für beträchtliche Arbeitsausfälle sorgten, denn einige von ihnen besaßen Zeitzünder, die erst nach Tagen die Explosion auslösten. Dadurch entstand eine große Unsicherheit auf dem gesamten Werksgelände. Also mußten die hochbrisanten Gefahrenherde beseitigt werden. Was lag da näher, als sich der Häftlinge in Allach zu entsinnen, für die man ja ohnehin beträchtliche Summen an die SS zahlte. Rasch wurde man sich einig, und so beschloß die Lagerleitung, ein Kommando zur Räumung von Blindgängern im Münchner Werk bereitzustellen. Es sollte aus zehn Freiwilligen bestehen, denen die Entlassung nach Beendigung ihrer Tätigkeit zugesagt wurde.

Abgesehen davon, daß wir von dieser Art Versprechen nichts hielten, gab es aber auch Diskussionen darüber, ob ein KZ-Häftling sich dazu bereiterklären durfte, freiwillig sein Leben für diese gefährliche Arbeit zu riskieren. Aber war das Leben im Lager nicht ebenfalls voller Risiken?

Draußen jedoch kam man mit anderen Menschen zusammen. Es war die halbe Freiheit. Zudem war das Ende des Krieges in greifbare Nähe gerückt. Konnten wir wissen, was man am Ende mit uns vorhatte? Außerhalb des Lagers aber, im Kontakt mit der Zivilbevölkerung, gäbe es sicherlich eine Möglichkeit, den Vollstreckern zu entkommen.

Die Meinungen der Kameraden blieben geteilt, doch eine Anzahl Freiwilliger, darunter auch ich, erklärten sich bereit zur Bombensuche. Zehn von ihnen wählte man aus, und ein Lastwagen brachte uns nach München. In einem unterirdischen Luftschutzbunker des Werks wurden wir einquartiert und mit dem nötigen Werkzeug versorgt. Unsere Bewachung bestand aus sogenannten "Hilfsgermanen", rumänische und ungarische SS-Männer, die sich mit der deutschen Sprache sehr schwer taten. Die technische Leitung versah ein

Feuerwerker der Luftwaffe, ein sympathischer und uns Häftlingen gegenüber sehr zuvorkommender Mensch.

Nachdem jeder von uns seine Kammer im Bunker zugewiesen bekommen hatte, ging es an die Arbeit. Der Feuerwerker besaß einen Lageplan, in dem die Aufschlagstellen der Blindgänger verzeichnet waren. Als wir den ersten Grabungsort erreicht hatten, forderte er die Posten auf, sich in einem Abstand von mindestens fünfzig Metern von der Fundstelle aufzuhalten. Diese Maßnahme diene ihrer Sicherheit, erklärte er ihnen, als er ihre verdutzten Gesichter bemerkte. Zu uns gewandt aber: "Die wollen wir hier nicht in der Nähe haben zu schnüffeln."

Unsere Arbeit lief folgendermaßen ab: Einer von uns begann, an der Fundstelle zu graben. Die anderen gingen in einiger Entfernung in Deckung. Nach zehn Minuten löste ihn der nächste ab, der daraufhin abermals nach zehn Minuten abgelöst wurde. Stieß man endlich auf den Blindgänger, begann die Tätigkeit des Feuerwerkers, der mit größter Vorsicht den tückischen Zünder entfernte. Während dieser Zeit warteten wir in geziemendem Abstand auf sein Zeichen der Entwarnung und zogen dann die entschärfte Bombe mit einem Seil aus dem Loch.

Wir hatten einen österreichischen Kameraden bei uns, ein früherer Polizist aus Graz, 40 Jahre alt, der sich jedesmal einen Spaß daraus machte, dabei auf der Bombe zu reiten und laut zu rufen: "Jetzt fohr i in den Himmel!"

Alle lachten dann über den lustigen Schorsch. Er war überhaupt ein Kamerad, dessen unerschöpflicher Humor uns immer wieder mitriß und vergessen machte, daß wir ja tatsächlich ein Himmelfahrtskommando waren. Im Lager Allach hatte er die Funktion eines Blockältesten.

Am späten Nachmittag lieferten wir die Ausbeute des Tages auf einer Sammelstelle außerhalb Münchens ab. An unserem LKW prangte ein großes Schild: Sprengkommando! Freie Durchfahrt!

Ich studierte während der Fahrt interessiert die Gesichter der Passanten, die unserem seltsamen Gefährt begegneten. Vielerlei konnte ich darin lesen: Neugier, Schrecken, Mitleid. Einer winkte uns zu. Nur einer.

Als wir einmal auf unserer Fahrt zum Sammelplatz auf freier Strecke vom Fliegeralarm überrascht wurden und bereits die ersten Bomben detonieren hörten, ließ der Feuerwerker, der seinen eigenen Wagen fuhr, anhalten. Er

wußte ganz in der Nähe einen kleinen Privatbunker. Er entschied: "Dort können wir uns aufhalten bis zur Entwarnung."

Wahrscheinlich kannte er die Einstellung des Mannes nicht, dem der Bunker gehörte. Denn als er sein und damit auch unser Anliegen vorbrachte, bekam er zur Antwort: "Sie und die Posten können hinein. Aber die Verbrecher dort, die bleiben draußen."

Der Feuerwerker gab sich alle Mühe, den Mann zu beschwichtigen und ihm begreiflich zu machen, daß wir keine Verbrecher, sondern politische Häftlinge waren. Es war zwecklos. Als der Mann dann noch sah, daß ganz in der Nähe unser LKW mit seiner gefährlichen Last stand, drehte er durch und schrie: "Verschwindet mit eurem Bombenauto!"

Ja, Menschen solcher Art lernten wir auch kennen. Doch sie waren die Ausnahme.

Da sich für das Bombenkommando erheblich mehr Freiwillige gemeldet hatten, als benötigt wurden, waren wir in der Lage, die besten Kameraden unter ihnen auszuwählen. Wir kannten uns alle sehr gut. Die Mehrzahl waren Blockälteste, so daß eine vorbildliche Kameradschaft in unserer kleinen Gruppe herrschte. Von den Zivilarbeitern im Werk bekamen wir so manches zugesteckt. Alles wurde ehrlich unter uns geteilt. Nun wurde mir auch klar, warum der Feuerwerker die Posten so weit fortschickte. "Die brauchen hier nicht rumschnüffeln", hatte er gesagt.

Die tägliche Ausbeute unserer Arbeit war nicht besonders groß. Drei bis vier Bomben, mehr waren es nicht. Ich war erstaunt darüber, wie tief sich ein solch stählernes Ungetüm in das Erdreich bohrte. Mehrere Meter tief und dem Ende zu wie ein Torpedo im flachen Lauf in der Erde. So blieb es nicht aus, daß eine große Menge Sand und Kiesboden abgetragen werden mußte, um an die Blindgänger heranzukommen.

Angst? Zuerst noch nicht. Es ging ja bis jetzt alles gut. Doch als ich einmal nach einem Luftangriff das Krachen der detonierenden Zeitzünderbomben ganz in der Nähe vernahm, da bekam ich Angst und war froh, als meine zehn Minuten um waren. Es war nicht auszuschließen, daß die soeben hochgegangene Bombe der gleichen Serie angehörte, wie die, auf der ich augenblicklich schaufelte.

Ich unterhielt mich einmal mit einem Werkspolizisten, der für die Absperrung sorgte, über die tückischen Zeitzündler. Er meinte: "Früher hat man immer zehn Tage gewartet, ehe man einen Blindgänger ausgrub. Jetzt aber, da ihr das machen müßt, wartet man diese Zeit nicht mehr ab. Wenn nach zehn Tagen die Bombe nicht hochgegangen ist, dann tut sie es auch später nicht mehr. Es ist grausam, was man mit euch macht." "Wer hat denn vorher die Blindgänger geräumt?" "Die Fremdarbeiter vom Werk. Aber die braucht man jetzt nötiger in der Fertigung."

Ich machte mir meine Gedanken über die Worte des Polizisten. War es ist nicht doch ein Fehler von uns, sich freiwillig zu diesem Himmelfahrtskommando zu melden?

Im Kreise meiner Kameraden vergaß ich meine Bedenken rasch. Es war wirklich die halbe Freiheit, die wir hier draußen genossen. Die beiden Posten, die uns bewachen sollten, hatten wir recht bald in unseren Kreis mit einbezogen. Wir konnten ihnen inzwischen begreiflich machen, daß wir gar nicht daran dachten, etwa zu fliehen: "Wenn wir das gewollt hätten, wären wir schon längst fort."

Das sahen sie ein.

Wieder einmal hatte es einen Luftangriff auf das Werk gegeben. Als wir nach der Entwarnung aus unserem Bunker hervorkamen, bemerkten wir als erstes die zerstörte Feuerwache, die sich ganz in der Nähe des Bunkers befand. Stehengeblieben war nur eine Wand, an der eine Reihe Spinde standen. Unsere beiden Posten machten sich sogleich daran, deren Inhalt nach Brauchbarem zu untersuchen. So fand jeder der beiden für sich einen passenden grauen Overall, wie ihn die Wehrmänner trugen. Sie zogen ihn auf der Stelle an. Das aber sah ein Angehöriger der Feuerwache, der seinem Rangabzeichen nach eine höhere Stelle innehaben mußte.

Was dann geschah, erregte unser Erstaunen. Hier war ein Mann, dem Totenkopf und SS-Runen nicht viel zu bedeuten schienen. Er schrie die beiden Ertappten mit lauter Stimme an: "Schämt ihr Euch gar nicht, nach einem Fliegeralarm die Spinde der Feuerwehrmänner zu plündern, während diese im Einsatz sind? Schaut euch die Häftlinge an, die ihr bewachen müßt. Sie rühren nichts an, was ihnen nicht gehört. Für das, was ihr soeben getan habt, hat schon manch einer seinen Kopf verloren. Darauf steht die Todesstrafe, oder wißt ihr das etwa nicht?"

Die beiden SS-Männer zogen betreten die Monturen wieder aus und hängten sie in die Spinde zurück.

Wir hatten einen schweren Tag hinter uns. Es war eine 20-Zentner-Bombe, deren Weg ins Erdreich wir nachgraben mußten. Mehrere Meter wühlten wir uns durch Kiesboden und den Gesteinsbrocken eines alten Fundaments, bis wir die Bombe freigelegt hatten. Müde suchten wir unser Quartier im Luftschutzbunker auf. Beim Öffnen der Tür zu meiner Kammer glaubte ich zunächst, ich hätte mich geirrt. Doch es war meine Kammer, wie ich durch nochmaliges Schauen auf die draußen angebrachte Nummer feststellte. Ich sah ein Gesicht, das da nicht hingehörte: In meinem Bett lag ein fremder Mann.

Da infolge der hinter mir liegenden schweren Arbeit meine Laune nicht gerade die beste war, schimpfte ich los: "Was machst du in meinem Bett? Mach, daß du da rauskommst! Dies hier ist meine Kammer, in der du nichts zu suchen hast. Los, raus mit dir!"

Der Mann machte ein höchst erstauntes, erschrockenes Gesicht, so daß es mir schon leid tat, ihn derartig angefahren zu haben. Als er aus dem Bett stieg, bemerkte ich, daß seine Knie zitterten. Hatte er Angst oder war es die Kälte des Betonbunkers, die ihm um die Beine strich?

Als er sich am Spind zu schaffen machte und sich anzog, wären eigentlich meine Knie an der Reihe gewesen zu zittern. Ich starrte erschrocken auf den feinen braunen Anzug mit der Hakenkreuzbinde. Auch seine langschäftigen Stiefel, in die er hineinschlüpfte, waren von brauner Farbe. Je länger ich zu ihm hinblickte, desto sicherer war ich. Dieser Mann war ein Amtswalter der Partei, im Volksmund "Goldfasan" geheißten.

Als er sich dann auch noch das Koppel mit der Pistole daran umschnallte, bekam ich es mit der Angst. Wenn der dich jetzt einfach über den Haufen knallt, dann bist du tot, und ihm geschieht gar nichts. Das waren meine Gedanken. Notwehr gegen einen gewalttätigen KZ-Verbrecher. So würde das dann heißen.

Aber der Mann hatte mehr Angst als ich. Vielleicht dachte er, das Ende des "Dritten Reiches" wäre gekommen und damit auch seines. Er sprach kein Wort, sah mich im Vorbeigehen ängstlich an und verließ die Kammer. Ich aber legte mich erschöpft ins Bett. Es war noch warm.

Das BMW-Werk war von Blindgängern gesäubert und unsere Arbeit damit beendet. Also mußten wir den Versprechungen nach eigentlich in die Freiheit entlassen werden. Natürlich wurde daraus nichts. Wir hatten es auch nicht erwartet.

Unser Quartier im Bunker des Werks hatten wir geräumt und warteten nun auf unseren LKW, der uns nach Allach zurückbringen sollte. Da erschien der Feuerwerker mit seinem Wagen, um uns mitzuteilen, daß er mit der Lagerführung verhandelt habe mit dem Ersuchen, uns noch ein paar Tage direkt in der Stadt München einsetzen zu können. Lagerführer Jarolin hatte eingewilligt.

Bei unserem Einsatz im Stadtgebiet von München sahen wir jetzt erst das Ausmaß der Zerstörungen, die infolge der Bombenabwürfe entstanden waren. Bisher war unsere Arbeit nur auf das Terrain der BMW-Werke beschränkt gewesen.

Wir fuhren mit unserem LKW durch ein Trümmerfeld und hielten unmittelbar vor der Frauenkirche, die mir von Abbildungen her bekannt war. Die beiden Türme der Kirche standen unversehrt da. Hart daneben hatte sich ein Blindgänger ins Erdreich gebohrt, den wir bergen sollten. Das Gelände war im weiten Umkreis abgesperrt, und wir begannen mit der Suche.

Die Grube war bereits einige Meter tief ausgehoben, und das Herausklettern nach der Ablösung gelang nur mit Hilfe einer Leiter. Aber wir kamen nicht an die Bombe heran und mußten nach einigen Stunden harter Arbeit unser Vorhaben aufgeben. Es war unser erster Mißerfolg. Später haben wir erfahren, daß die Grube mit Hilfe eines Baggers erweitert worden war und der Blindgänger, eine 20-Zentner-Bombe, in sieben Metern Tiefe direkt am Fundament eines der Türme entdeckt wurde. Mit einer solchen Ausrüstung konnten wir freilich nicht aufwarten.

Da wir unser Quartier im BMW-Werksbunker aufgeben mußten, fuhren wir am Abend nach Allach ins Lager zurück. Auf meinem Block fand ich alles in bester Ordnung vor. Der Stubendienst und Dolmetscher, der Pole Novack, hatte mich während meiner Abwesenheit vertreten.

Am nächsten Morgen ging es wieder hinaus in Richtung München. Auf dem Hof einer Zigaretten-Großhandlung war am Vortag ein Blindgänger geortet worden. In knapp zwei Stunden hatten wir ihn oben. Nach Aufhebung der Absperrung kam der Geschäftsführer auf uns zu und stellte einen Karton vor uns hin. Er enthielt 2.000 Zigaretten: "Teilt euch die. Ihr habt sie euch

verdient." Doch da mischten sich die SS-Posten ein: "Nix Zigaretten an Häftlinge. Ist verboten."

Wir ahnten sofort, was ihre Absicht war. Zigaretten waren auch bei den unteren Dienstgraden der SS Mangelware. Also versuchten wir, rasch handelseinig zu werden. Unseren Vorschlag, alle Geschenke, die wir erhielten, mit ihnen zu teilen, nahmen sie hocheifrig an. Daß wir sie damit in der Hand hatten, auf den Gedanken kamen sie wohl nicht. Von nun an taten sie alles, was wir wollten.

Als dann im Hof einer Bierbrauerei nach erfolgter Bergung einer 10-Zentner-Bombe ein Faß Bier auf uns zugerollt kam, machte der Feuerwerker ein bedenkliches Gesicht: "Seid nicht zu unvorsichtig. Denkt daran, daß ihr heute abend ins Lager zurück müßt."

Er hatte recht. Wir durften unsere "halbe Freiheit" nicht auf's Spiel setzen. So tranken wir nur ein paar Becher von dem lang entbehrten Naß und ließen schweren Herzens den Rest im Faß zurück.

Nicht nur in Gewerbebetrieben, auch auf privaten Hausgrundstücken waren wir als Bombenräumer willkommen. Im Kellergang eines halb zerstörten Wohnhauses steckte ein Blindgänger, der von uns gehoben werden sollte. Ich war an der Reihe, meinen Kameraden Schorsch abzulösen und stieg die Treppe hinunter in den Kellergang. Dabei mußte ich über eine im Gang liegende eiserne Kellertür steigen, die zu einem Raum gehörte, der als Luftschutz dienen sollte. Ich warf einen Blick in den Raum und erschrak. Ein Teil der Decke war eingestürzt und hatte die Schutzsuchenden unter sich begraben. Sie waren inzwischen von Hilfskräften weggeschafft worden. Doch die Spuren dieses schrecklichen Geschehens erschütterten mich zutiefst. Blutspritzer an den Wänden, eine kleine abgerissene Kinderhand am Boden liegend und ein Spielpüppchen daneben. Obwohl ich doch dazu verdammt war, in einer Welt täglichen Grauens zu leben, hinterließ dieser Anblick in mir einen nachhaltigen Eindruck. Ich dachte an Bertha und an meine Geschwister, die ja daheim den gleichen Gefahren fast täglich ausgesetzt waren. Ich löste Schorsch ab, der im Kellergang mit dem Graben beschäftigt war. Auch er hatte das grauenvolle Bild gesehen: "Auf die Art möchte ich nicht in den Himmel fahren", meinte er. Zehn Minuten später war auch meine Arbeitszeit um, und die Ablösung trat an meine Stelle. Beim Fortgehen sah ich über dem Eingang

des Kellerraumes in großen Buchstaben den beruhigenden Satz: Dieser Raum bietet Schutz für zwanzig Personen.

Am 21. Juli 1944 gab es für uns nur ein Thema. Das am Tage zuvor verübte Attentat auf Adolf Hitler. Da das Vorhaben mißlang und der Tyrann am Leben geblieben war, setzte eine erbarmungslose Verfolgung von verdächtigen Mittätern ein. Einige wurden sofort erschossen, andere in die Folterkeller der Gestapo verschleppt.

Wir diskutierten den ganzen Tag über die Vorgänge, die unverhofft eine Oppositionshaltung einiger hoher Wehrmachtsoffiziere sichtbar werden ließ. War es der Ausbruch einer schon immer latent vorhanden gewesenen Feindschaft der Generale gegenüber dem Gröfaz, wie sie ihn heimlich zu nennen pflegten? Oder sahen sie in der Beseitigung Hitlers und der damit verbundenen Übernahme der Macht die Chance, im Bündnis mit den Westalliierten den Krieg gegen die Sowjetunion bis zu deren endgültigen Niederwerfung fortzuführen? Denkbar wäre es. Hatten sie sich nicht die ganzen Jahre hindurch von ihrem Gröfaz mit Orden behängen und in höchste Rangstufen befördern lassen?

Unsere Diskussionen ergaben keine einheitliche Meinung in dieser Frage. Was aber wäre mit uns geschehen, wenn der Anschlag geglückt wäre und den Tod Hitlers zur Folge gehabt hätte? Seine Anhänger aber weiterhin die Macht ausübten? SS-Mann Kern hatte die Antwort darauf bereits parat: "Wir hätten euch alle erschossen!"

Unser LKW hielt vor einer Gärtnerei. Zwischen Gemüsebeeten war eine Bombe niedergegangen. Unser Feuerwerker wies uns die Einschlagstelle. War es nun ein Blindgänger oder eine Zeitzünderbombe? Das wußte man bei Beginn der Arbeit nie. Wir begannen im gewohnten Rhythmus der zehnminütigen Ablösungen unser Werk. Ganz in der Nähe waren Arbeiter damit beschäftigt, das Dach eines Hauses mit neuen Ziegeln zu versehen, da der Luftdruck einer explodierenden Bombe die alten heruntergefegt hatte. Die Dachdecker wurden angewiesen, sich in angemessener Entfernung Schutz zu suchen. Mürrisch leisteten sie der Aufforderung Folge.

Der Feuerwerker, der am Rand der Grube stand, schaute auf seine Uhr und gab das Zeichen zur Ablösung. Das galt mir, denn ich war an der Reihe, den Kameraden unten im Loch abzulösen. Ich stieg die Leiter hinunter in die Grube, die jetzt etwa zwei Meter tief war und machte mich an die Arbeit. Da

hörte ich sie wieder, die Detonationen der Zeitzünderbomben. Drei hatte ich bis jetzt gezählt und wünschte sehnlichst, meine zehn Minuten seien um. Ich spürte plötzlich Angst, wahnsinnige Angst. Die Bombe unter mir mußte aus der gleichen Abwurfserie stammen. Ich überlegte, ob ich nicht die Leiter hinaufsteigen und die Grube verlassen sollte. Doch nein, ich durfte den Kameraden meine Angst nicht zeigen.

Endlich waren die zehn Minuten vorbei. Am Rande der Grube wartete bereits mein Kamerad Schorsch und half mir beim Herausklettern. Wir wechselten ein paar Worte, dann stieg er hinab.

Erleichtert näherte ich mich den übrigen Kameraden, die neben dem LKW standen und sich unterhielten. Just in dem Augenblick, als ich mir eine Zigarette anzünden wollte, gab es einen furchtbaren Knall. Blitzschnell warfen wir uns unter den Lastwagen, um den herniederprasselnden Splittern zu entgehen. Niemand sprach ein Wort. Wozu auch? Wir wußten alle, was geschehen war.

Die Bombe hatte die Grube in einen Trichter von mehreren Metern Durchmesser verwandelt. Doch wir fanden in dem riesigen Erdloch keine Spur von unserem Kameraden Schorsch. Erst als wir unsere Blicke auf einen großen, in der Nähe stehenden Baum richteten, sahen wir das, was von ihm übrig geblieben war, in tausend kleinen Fetzen in den Zweigen hängen. Ein furchtbarer Anblick. Hautfetzen, Därme, Stoffreste seiner gestreiften Häftlingskleidung - alles hing im Baum oder lag weit verstreut im Gartengelände. Ich konnte es nicht fassen. Eben noch hatte ich mich mit ihm unterhalten, und plötzlich war er nicht mehr da. Nur noch winzige Fetzen von dem, was vor wenigen Minuten noch ein lebendiger, fröhlicher Mensch von 40 Jahren gewesen war: Georg Reichenfels aus Graz, geboren am 19. April 1904, ausgelöscht in einem Sekundenbruchteil am 21. Juli 1944 in München.

Mit Schrecken dachte ich daran, daß ich wenige Minuten vor ihm noch in der Grube stand. Wäre der Zünder einige Minuten früher eingestellt gewesen, so hätte sein furchtbares Los mich getroffen. Ein schrecklicher Gedanke.

Wo aber befand sich der Feuerwerker? Zuletzt sahen wir ihn am Rand der Grube stehen, wo er sich mit Schorsch unterhielt. Beim Absuchen des Geländes fanden wir ihn schließlich in einem mit Glasscheiben abgedeckten Beet liegen. Er lebte noch, war aber ohne Besinnung. Aus seinem Mund quoll hellroter, blutiger Schaum. Etwa 30 Meter weit hatte die Druckwelle der Explosion ihn durch die Luft geschleudert. Wir trugen ihn behutsam zum LKW

und ließen einen Arzt rufen. Der aber konnte nur noch seinen Tod feststellen. Uns war zumute, als hätten wir soeben nicht nur einen, sondern zwei gute Freunde verloren.

Nach dem schrecklichen Geschehen dieses Tages beschlossen wir einmütig, ins Lager zurückzukehren und dort zu bleiben. Unser Interesse am Bombenräumen war mit einem Schlage erloschen. 31 Bomben hatten wir bisher ohne Zwischenfall geborgen. Die zweiunddreißigste zerriß unseren Kameraden Schorsch und mahnte uns gleichsam, Schluß zu machen mit dieser gefährvollen Tätigkeit.

Ein Problem hatten wir noch zu lösen. Wie konnten wir dem Panzergeneral beweisen, daß wir einen Mann durch Unfall verloren hatten, wenn von ihm nichts mehr übrig war als kleine Fetzen? Wir kannten das Mißtrauen Jarolins. So blieb uns nur, die winzigen Reste unseres Kameraden vom Baum zu sammeln. Eine grausige Arbeit. Schließlich fanden wir in einem Gebüsch noch Teile der Eingeweide. In einem leeren Kunstdüngersack trugen wir die Reste unseres Kameraden zum LKW und traten damit die Rückfahrt an.

Als wir an dem Haus vorbeifuhren, dessen Dach neue Ziegel erhalten hatte, schickten uns die Dachdecker drohende Gebärden herüber. Ihre Arbeit war umsonst gewesen, die neuen Ziegel lagen infolge der Druckwelle alle zerbrochen am Boden. Doch die konnte man ersetzen, unseren fröhlichen Schorsch jedoch nicht.

Dem Ende zu

Wenn wir befürchtet hatten, der Panzergeneral würde unseren Entschluß, die Bombensuche einzustellen, nicht akzeptieren, so irrten wir uns. Er unternahm nicht den geringsten Versuch, uns zum Weitermachen zu bewegen. Wahrscheinlich lag das daran, daß die Mehrzahl in dem Kommando Blockälteste waren, deren Anwesenheit er hier im Lager für notwendig hielt. Außerdem lebte der Feuerwerker nicht mehr, auf dessen Ersuchen er unseren Einsatz in München genehmigt hatte. Die Räumarbeiten im BMW-Werk I waren ohnehin abgeschlossen.

Im Lager selbst hatte es einige Veränderungen gegeben, Rapportführer Eberle war nicht mehr da. Er war in ein anderes Lager versetzt worden. An seiner Stelle versah ein Oberscharführer namens Steinke den Rapportdienst. Auch unter der Wachmannschaft gab es viele neue Gesichter, in der Mehrheit "Hilfsgermanen". Die Luftwaffenposten hatten sich fast alle zurück zum Frontdienst gemeldet, als sie zwangsweise in die SS eingegliedert werden sollten. Wir bedauerten ihr Fehlen sehr, hatten jedoch Verständnis für ihren Entschluß.

Wie mochte es jetzt in Dachau aussehen? Ich hatte schon längere Zeit von meinen Kameraden dort nichts gehört. So beschloß ich, noch einmal den Trick mit dem Bordellbesuch in Dachau anzuwenden. Dort aber traf ich fast keinen meiner Freunde mehr an. Glücklicherweise konnte ich wenigstens Rudi noch ausfindig machen. Von ihm erfuhr ich auch näheres über die Berichte, die uns vor wenigen Monaten in Allach erreicht hatten. Eine Gruppe Häftlinge war wegen angeblicher Verschwörung in fremde Lager transportiert worden. Andere kamen in Arrest und anschließend in die Strafkompagnie, wo sie völlig isoliert wurden. Auch Longinus Novara habe ich niemals wiedergesehen.

Rudi teilte mir außerdem mit, daß die SS in Dachau damit begonnen habe, Freiwillige für ihre SS-Division "Dirlewanger" anzuwerben. Sie wandte sich dabei vornehmlich an Kriminelle und Asoziale. Der Erfolg ihrer Werbeversuche schien aber nicht besonders ergiebig zu sein, so daß sie jetzt planten, zwangsweise Rekrutierungen vorzunehmen. Auch die politischen Häftlinge sollten mit einbezogen werden.

Die SS-Division Dirlewanger war eine Einheit, die ihren Namen von einem schwer vorbestraften Verbrecher erhalten hatte. Dieser Mann hatte es bis zum

Rang eines SS-Gruppenführers gebracht und war Ritterkreuzträger. Er hatte von Himmler den Auftrag bekommen, deutsche KZ-Häftlinge für seine Truppe anzuwerben. Nach einer kurzen Ausbildung sollten diese dann an der Ostfront zum Einsatz kommen.

Gehört hatten wir in Allach schon von dieser Absicht, hielten das ganze aber für eine "Parole". Doch völlig ausschließen konnte man solches Vorhaben auch nicht. Die Vorstellung jedoch, daß politische KZ-Häftlinge, die jahrelang von SS-Schergen gequält und brutal mißhandelt worden waren, plötzlich deren Uniform anziehen und sich totschießen lassen sollten, erschien mir unfassbar.

"Wie könnte man dem entgehen?", fragte ich Rudi. "Gar nicht. Uns bleibt keine andere Wahl, als sich zu fügen. Damit erreichen wir einen Zeitgewinn. Sind wir erst einmal draußen, fern von Wachtürmen und Stacheldraht, wird unsere Bewegungsfreiheit immerhin größer sein als hier drinnen. Wir haben dann Gelegenheit, uns auf die neue Situation einzustellen." "Ist das nur deine Meinung, oder denken die anderen Kameraden auch so?" "Wir haben das im internen Kreis, soweit er noch intakt ist, besprochen und fanden, daß es einen anderen Weg für uns nicht gibt." "Vielleicht habt ihr recht. Aber in Allach werden wir davon verschont bleiben, sollte es wirklich so weit kommen. Wir müssen Motoren bauen, die ja auch gebraucht werden." "Wart's nur ab und wähnt euch nicht zu sicher."

Auf der Fahrt nach Allach dachte ich über Rudis Worte nach. Ich mußte zugeben, daß seine Überlegungen einer gewissen Logik nicht entbehrten. Eine Verweigerung hätte mit großer Wahrscheinlichkeit die Liquidierung der Verweigerer zur Folge. Doch bisher war alles nur ein Gerücht, dem man keinen zu großen Wert beimessen sollte. In Allach würde man ohnehin keine Rekrutierung dieser Art vornehmen, so hofften wir.

Einige Wochen danach zerplatzte unsere Hoffnung. Der Panzergeneral ließ bekannt machen, jeder deutsche Häftling, gleich welcher Haftart, könne sich dadurch bewähren, indem er der SS-Division Dirlwanger freiwillig beiträt. Vorausgehen würde die Entlassung aus der Haft. Einige Kriminelle waren sofort bereit, sich zu "bewähren". Die Politischen hielten sich zurück. Nun schickte Jarolin einen Mann ins Feld, der ihm schon so manchen schäbigen Dienst erwiesen hatte: Seinen Spitzel Heuß. Dessen Aufgabe sollte es sein, mit den politischen Häftlingen ins Gespräch zu kommen und ihnen die "Bewährung" schmackhaft zu machen. Fast überall ließ man ihn mit seiner

Werbetrommel abblitzen. Ganze drei Mann hat er gewonnen, die bereit waren, freiwillig für "Führer, Volk und Vaterland" zu sterben. Mich hat er gar nicht erst aufgesucht.

Dann aber wurde zur Wirklichkeit, was wir bisher als Parolen weit von uns gewiesen, insgeheim aber befürchtet hatten. Der Panzergeneral befahl dem Lagerältesten, alle gesunden deutschen Häftlinge auf dem Appellplatz antreten zu lassen. Da dieser Befehl nur die deutschen Häftlinge betraf, konnte es sich dabei nur um eine zwangsweise Rekrutierung für die Dirlewanger-SS handeln. Also waren unsere Hoffnungen vergebens gewesen, von dieser Aktion verschont zu bleiben.

Nach einer Zeit längeren Wartens erschien der Panzergeneral im Lager. Er hielt eine kurze Ansprache, in der er uns wissen ließ, auf welcher einfachen Weise wir uns bewähren könnten und damit die Möglichkeit erhielten, wieder ehrenvoll in die "Volksgemeinschaft" aufgenommen zu werden. Nach dem Endsieg würden wir sogar usw. usw....

Ich hörte gar nicht mehr hin. Meine Aufmerksamkeit wurde erst wieder geweckt, daß leider nicht alle hier angetretenen Männer in diesen Genuß kämen, da es nicht ratsam sei, das Lager völlig von deutschen Häftlingen zu entblößen. Dann begann er mit der Auswahl nach der Methode "links raus - rechts raus". Ich drückte beide Daumen, daß mich das Schicksal vor dem drohenden "Genuß" bewahren möge.

Nun stand er vor mir, der Panzergeneral. Er sah mich lange an und schien zu überlegen. Wie gern hätte ich seine Gedanken gelesen. Vielleicht aber hatte er gar kein Gehirn, das imstande war, Gedanken zu erzeugen? Er hob seinen Arm. In welche Richtung würde er weisen? Links? Rechts? Nein. Bei mir bediente er sich nicht der Zeichensprache, sondern bestimmte in militärischem Ton: "Sie bleiben hier im Lager."

Mir fiel der bekannte große Stein vom Herzen. Vielleicht hatte Jarolin mir diese Entscheidung als Strafe zgedacht? Nahm er mir doch damit die Möglichkeit, mich zu bewähren und ehrenvoll in die "Volksgemeinschaft" aufgenommen zu werden. Er konnte ja nicht wissen, daß ich am liebsten vor Freude über seine Entscheidung einen Luftsprung gemacht hätte. Fröhlich pfeifend ging ich auf meinen Block zurück, als der Sonderappell vorüber war. Mein Stubendienst freute sich genauso wie ich: "Ich hatte schon Angst, daß du uns wieder verlassen mußt." "Ich auch."

Die Belegstärke des Lagers nahm von Woche zu Woche zu. Aus dem Osten trafen laufend Häftlingstransporte ein. Die SS räumte auf ihrem Rückzug vor den sowjetischen Truppen die dort errichteten Konzentrationslager und nahm die Insassen mit. Sie wurden auf verschiedene Lager im Reich verteilt. In einem erbärmlichen Zustand, bis zum Skelett abgemagert, kamen sie hier an. Viele von ihnen waren während der tagelangen Fahrt in Eisenbahnwaggons bereits gestorben.

Da die Aufnahmekapazität unseres Lagers nicht mehr ausreichte, die vielen Zugänge aufzunehmen, wurde ein weiteres Barackenlager gebaut. Als dann eines Tages ein großer Transport mit Frauen eintraf und auch diese noch untergebracht werden mußten, wurde das Lager um noch mehr Baracken erweitert und hatte sich damit in seiner Ausdehnung verdreifacht. Es gab jetzt ein Arbeits-, ein Juden- und ein Frauenlager, nur durch Stacheldraht voneinander getrennt. Wenn auch vieles im Deutsche Reich rationiert und nur auf Marken erhältlich war, Baracken und Stacheldrahtrollen schienen in unbegrenzter Menge vorhanden zu sein.

Es konnte nicht ausbleiben, daß durch die vielen Transporte aus allen möglichen Lagern unser Bestreben nach Sauberkeit und Hygiene zu einem aussichtslosen Unterfangen wurde. Ungeziefer vermehrte sich mit explosionsartiger Geschwindigkeit. Flöhe und Wanzen hatten im Nu einen Block nach dem anderen erobert. Maßnahmen zur Eindämmung der Invasion dieser Plagegeister erwiesen sich als wirkungslos. Dazu gesellte sich der Hunger. Wo sollte die Verpflegung für die vielen tausend Menschen herkommen? Aus Dachau? Die Kameraden dort hatten die gleichen Probleme. Auch ihr Lager platzte aus allen Nähten. Wir konnten nur hoffen, daß unsere von beiden Seiten herannahenden Befreier einen Gang zulegten, um rechtzeitig das Schlimmste zu verhüten.

Anfang April 1945 rief die Lagersirene zu einer ungewöhnlichen Zeit sämtliche Häftlinge auf den Appellplatz. Was mochte das bedeuten? Während wir noch darüber rätselten, öffnete die Wache das Lagertor, und eine Kolonne SS-Posten in Kompaniestärke -schwer bewaffnet- marschierte ins Lager hinein. Dieser überraschende Aufmarsch weckte in uns die schlimmsten Befürchtungen. Sollten wir, da die SS angesichts der rasch vorrückenden amerikanischen Kampfverbände ihr Ende kommen sah, liquidiert werden? Ich fühlte eine beklemmende Angst in mir aufsteigen. Den anderen Kameraden wird wohl ebenso zumute gewesen sein.

Der Trupp SS-Männer machte halt. Genau uns gegenüber. Eine Weile geschah nichts. Dann aber ertönten Kommandorufe, und die Posten teilten sich in mehrere Gruppen auf. Als sich jede dieser Gruppen einen Block vornahm und hineinging, ahnte ich den Grund ihres Aufmarsches. Sie durchsuchten jeden Block nach Waffen. Im Konzentrationslager Buchenwald sollte ein bewaffneter Aufstand der Häftlinge stattgefunden haben. Das hatten uns Kameraden, die mit einem Transport von da gekommen waren, mitgeteilt. Wahrscheinlich wurden daraufhin alle Lager, die noch nicht geräumt oder befreit waren, nach Waffen durchsucht.

Nach etwa einer halben Stunde wurde die Suchaktion abgebrochen. Die SS-Männer verließen ohne das erhoffte Ergebnis das Lager. Wir durften daraufhin unsere Blöcke wieder aufsuchen.

Die Überfüllung des Lagers, dazu noch die täglichen Berichte von der heranrollenden Front, machte die SS sichtlich nervös. Sie versahen ihren Dienst zunehmend nachlässiger und waren meist betrunken. Der Alkohol floß reichlich. Sie wußten genau wie wir, daß ihre Tage gezählt waren. Nach der Durchsuchungsaktion führten sie keine Kontrollen auf den Blöcken mehr durch. So war es mir möglich, die Ereignisse der letzten Tage gefahrlos und ungestört aufzuzeichnen. Diese Notizen besitze ich noch heute.

Die letzten acht Tage!

"Es gibt einen Weg zur Freiheit. Seine Meilensteine heißen:

Gehorsam + Fleiß + Ehrlichkeit + Reinlichkeit + Nüchternheit + Wahrhaftigkeit + Opfersinn + und Liebe zum Vaterland!

Diese in großen Buchstaben auf dem Dach des Wirtschaftsgebäudes in Dachau verkündete Lüge hatten wir jahrelang täglich vor Augen gehabt. Den dort beschriebenen Weg zur Freiheit aber gab es nicht. Dafür kündigte sich jetzt ein anderer Weg dorthin an. Wir vernehmen eines Nachts zum erstenmal das von weither kommende Wummern amerikanischer Kanonen. Die täglichen Wehrmachtsberichte von den strategischen Rückzügen der Deutschen sind unsere Meilensteine. Jeder Kilometer bringt uns unserer Befreiung näher.

Montag, 23. April 1945

Der morgendliche Zählappell ist vorüber. Doch der gewohnte Ruf "Arbeitskommandos formiert" bleibt heute aus. Die Häftlinge strömen in die Blöcke zurück. Die Arbeit ist eingestellt. Ein Zeichen, daß es zuende geht. Im Lager wächst die Spannung. Jeder hat nur den einen Gedanken: Wieviele Tage noch?

Tiefflieger sorgen für Abwechslung. Blitzschnell herniederstoßend treiben sie die SS in ihren Bunker. Drei doppelrumpfige Maschinen brausen über das Lager hinweg, zur Begrüßung mit der Tragfläche wackelnd. Wir erwidern ihren Gruß, indem wir mit Handtüchern hinauf winken. In der Nacht hören wir das rasselnde Geräusch deutscher Panzer, die auf der Flucht vor den Amerikanern sind. Dazwischen ganz deutlich Kanonendonner. Die Front rückt zu uns heran, immer näher.

Dienstag, 24. April 1945

Draußen auf freiem Feld entzündet die SS ein Feuer. In fieberhafter Eile werden alle Akten, Karteien und sonstiges schriftliches Material zusammengetragen und den Flammen übergeben. Zwei Maurer aus meinem Block erhalten den Befehl, die Stehzellen im Arrestgebäude abzubrechen. Jene Folterkammern, in denen Menschen bis zu zwei Wochen in stehender Haltung zubringen mußten. Auch die Prügelwerkzeuge gehen in Rauch auf. Warum das? Glaubt die SS wirklich, durch die Vernichtung all jener Beweismittel ihres grausamen Terrors diesen ungeschehen zu machen? Gibt es nicht tausende lebender Zeugen ihrer schändlichen Verbrechen? Tragen nicht viele von uns furchtbare Narben und Male der erlittenen Mißhandlungen an ihren Körper? Sind diese lebendigen Beweise nicht überzeugender als tote Gegenstände? Oder sollen vielleicht auch wir vernichtet werden? Diese bange Frage, schon früher mehrfach von uns erwähnt, taucht erneut auf. Was wird mit uns, wenn das Ende da ist?

Mittwoch, 25. April 1945

Der Kanonendonner verstärkt sich, und die Spannung steigt weiter an. Wilde Parolen und Gerüchte schwirren durch das Lager. Auf den Blöcken bilden sich Gruppen, fassen Beschlüsse. Polen, Russen, Franzosen und andere. Auch wir

Deutschen besprechen eifrig die Lage. Noch ist größte Vorsicht geboten. In diesen Tagen fällt für uns die große Entscheidung: Freiheit oder Tod.

Es treffen immer noch Transporte aus anderen Lagern bei uns ein. Die SS ist auf der Flucht vor den anrückenden Amerikanern und schleppt ihre Gefangenen mit. Wozu das alles? Die beiden Lager Dachau und Allach sind bereits überfüllt, aber immer noch steigt die Zahl der Zugänge. Dazu wütet wieder der Typhus im Lager und läßt die Zahl der Sterbenden noch mehr anschwellen. Tote liegen in Haufen umher. Transportwagen, bis an den Rand mit Leichen angefüllt, verkehren in ununterbrochener Folge zwischen Lager und Krematorium in Dachau.

Täglich treffen neue Transporte ein. Ganze Lager befinden sich auf Wanderschaft. Die Landstraßen müßten von Häftlingen verstopft sein. Der Vormarsch der Amerikaner, so rasch er sein mag, uns dünkt er immer noch zu langsam. Das Essen wird von Tag zu Tag weniger. Wie lange sollen wir das noch aushalten? Tote über Tote. Es ist grauenhaft. Wie wird das enden?

Donnerstag, 26. April 1945

Ein Gerücht geht um im Lager: Alle Häftlinge sollen erschossen werden. Ist das Ende nun da? Niemand weiß etwas Genaues. Man spricht von Verschleppung. Doch wohin? Wie will man zigtausende, in der Mehrzahl kranke Häftlinge fortschaffen, von denen ein großer Teil nicht mehr imstande ist, auch nur einen Schritt zu gehen.

Der Lagerälteste wird zum Panzergeneral gerufen. Mit ernstem, nachdenklichen Gesicht kehrt er zurück. Also doch. Befehle ergehen an sämtliche Blockälteste. Es soll heute schon losgehen, und zwar in die Öztaler Alpen. Jene von dunklen Wäldern und Bergschluchten beherrschte Landschaft soll unsere Richtstätte sein.

Mein Entschluß ist gefaßt: Ich werde diesen Marsch nicht mitmachen. Wenn schon sterben, dann hier im Lager. Viele denken sicherlich das gleiche. Niemand spricht es aus.

Die Verschleppung soll nach Nationen geordnet vor sich gehen. Als erste werden die deutschen, russischen, rumänischen und bulgarischen Häftlinge den Todesmarsch antreten. Die übrigen in entsprechenden Abständen folgen. Am

Abend marschieren 2.000 Mann zum Lagertor hinaus, einem ungewissen Schicksal entgegen. Doch ich bin nicht unter ihnen.

In dieser Nacht gibt es keine Ruhe im Lager. Immer noch treffen Transporte bei uns ein. Es sind Verschleppte aus anderen Lagern, die hier nur kurze Rast halten. Nach Zurücklassung ihrer Toten und Sterbenden ziehen sie wieder in die Nacht hinaus. So geht es bis zum nächsten Morgen.

Freitag, 27. April 1945

Vorsichtig spähe ich vom Block auf die Lagerstraße hinaus. Ich sehe den Panzergeneral dort mit besorgter Miene auf und ab gehen, den Blick auf den Boden gesenkt. Ob er immer noch an den Sieg glaubt? Vor einem Jahr noch prahlte er gelegentlich einer Ansprache: "Ihr habt ja gar keine Ahnung von der deutschen Kriegsführung. Euch sowie unseren Feinden werden eines Tages die Augen übergehen. Deutschland wird siegen!"

Knapp ein Jahr ist seitdem vergangen. Wenige Kilometer von hier rollen amerikanische Panzer Richtung Dachau.

Samstag, 28. April 1945

Ich wage mich vorsichtig wieder ans Tageslicht und stelle erfreut fest, daß ich nicht alleine zurückgeblieben bin. Überall tauchen Kameraden von mir auf, denen es ebenfalls gelungen ist, sich vom Transport zu drücken. Einige hatten sich sogar zwischen die Typhuskranken gelegt. Ein gefährliches, aber gelungenes Wagnis.

Fast ohne Unterbrechung kommen und gehen weitere Transporte. Es ist ein fortwährendes hin und her. Der Zweck ist klar: Man will die Menschenvernichtung auf diese Weise beschleunigen. Derartige Gewaltmärsche gehen über die Kräfte der ohnehin schon ausgemergelten Gestalten. Wer unterwegs zusammenbricht, wird auf der Stelle erschossen. Die Leichen wirft man einfach in den Straßengraben.

Sonntag, 29. April 1945

Wir trauen unseren Augen nicht. Die Wachtürme sind leer! Kein Posten ist mehr zu sehen. Alle sind geflohen in dieser Nacht oder haben sich in ihre

Baracken begeben, um das weitere abzuwarten. Den Wachdienst versieht niemand mehr. Auch der Panzergeneral ist verschwunden. Die Befehlsgewalt liegt jetzt in den Händen des Rapportführers, Oberscharführer Steinke, der in aller Frühe Verstärkung aus Dachau anfordert. Dreißig ältere Soldaten der Wehrmacht treffen daraufhin ein. Nanu, warum denn keine SS? Doch über diese Frage sind wir bald im klaren. Nachdem die frisch eingetroffenen Posten die Türme besetzt haben, trifft eine weitere Abteilung ein. Diesmal SS-Männer mit jungen, wohlgenährten Gesichtern unter den Stahlhelmen. Sie steigen nicht auf die Türme, sondern bilden weit draußen im Vorfeld eine zweite Postenkette. Wir beobachten das alles mit gespannter Neugier. Einige Häftlinge drohen mit geballter Faust zu den Wachtürmen hinauf und machen die Gebärde des Halsabschneidens. Den Posten wird es ungemütlich. Doch niemand von ihnen schießt ins Lager. Ein Soldat steigt entschlossen von seinem Turm, wirft sein Gewehr weg und will fortgehen. Doch da knallen plötzlich Gewehrschüsse. Sie treiben ihn wieder zurück an seinen Platz. Die SS-Postenkette dort draußen hat also die Aufgabe, die Turmwache an der Flucht zu hindern. Eine feine Einrichtung.

Einige Minuten lang ertönt heftiges Gewehrfeuer. Es kommt aus der Richtung der zweiten Postenkette. Als es wieder ruhig ist, nähere ich mich vorsichtig dem Zaun und stelle fest, daß alle Türme verlassen sind. Auch die Wachstube am Tor ist leer. Rapportführer Steinke hat sich ebenfalls abgesetzt. Zuverlässige Leute von uns besetzen nun das Wachlokal und die Türme, um bis zum Eintreffen der Amerikaner Ausschreitungen und Plünderungen zu verhüten. Das Lager soll ordnungsgemäß unseren Befreiern übergeben werden. Aus gewählten Vertretern aller Nationen wird eine Art Parlament gebildet. Das internationale Komitee, das nun unsere Lagerführung darstellt.

Bei der Durchsuchung der SS-Unterkunft, bei der eine Menge Waffen und Munition in unsere Hände fällt, entdecken wir sieben zurückgebliebene SS-Leute und nehmen sie gefangen. Aus Jarolins Büro requirieren wir das Radio und bringen es auf unsere Schreibstube. Jetzt können wir ständig die Nachrichten hören. Außerdem bekommen wir durch den Rundfunk ständig Anweisungen von den Amerikanern, wie wir uns bis zu ihrem Eintreffen verhalten sollen.

Wir hören jetzt Artillerief Feuer aus nächster Nähe. München wird beschossen. In der Nähe unseres Lagers steht eine Flakbatterie, die ein heftiges Feuer auf die anrollenden amerikanischen Panzer eröffnet. Nun wird es gefährlich für

uns. Aus dem Lautsprecher ertönt die Anweisung: "Häftlinge von Dachau und Allach! Begebt euch in Artilleriedeckung. Bewahrt Ruhe und haltet aus. Wir kommen!" Diese Stimme ergreift uns tief. Es ist die erste Verbindung mit den amerikanischen Truppen, unseren Befreiern.

Die Flakstellung wird beschossen. Es entspinnt sich ein wütendes Duell. Das Lager erhält ein paar Treffer. Vier Tote und eine Anzahl Verletzter werden in das Revier getragen. Im Frauenlager bricht eine Panik aus. Durch die von einer krepierenden Granate in den Zaun gerissene Lücke fliehen die entsetzten Frauen in wilder Angst. Eine Abteilung Hitlerjugend, die sich hier in der Nähe verschanzt hat, schießt rücksichtslos in das Knäuel der Flüchtenden hinein. Es entsteht ein unbeschreiblicher Tumult. Plötzlich schweigt die Flak. Ein Volltreffer hat das Duell zugunsten der Amerikaner entschieden. Auch die Hitlerjungen ziehen jetzt eiligst ab. Am Nachmittag hören wir die Radiomeldung von der Erstürmung des KL Dachau durch amerikanische Truppen. Dachau ist befreit!

Die Beschießung Münchens hält während der ganzen Nacht an. Übermüdet von den Aufregungen und Ereignissen der letzten Tage suche ich den früheren SS-Bunker auf und verbringe dort die Nacht in tiefem Schlaf.

Montag, 30. April 1945

Weißer Fahnen wehen auf den Wachtürmen und vor dem Lagereingang. Die Spannung hat ihren Höhepunkt erreicht. Auf jeder Erhöhung stehen Gruppen von Menschen in gestreifter Häftlingskleidung und blicken erwartungsvoll in die Ferne. Jeder möchte als erster die frohe Kunde durch das Lager tragen, wenn es soweit ist. Die Uhr zeigt 11.30. Plötzlich ein Ruf, der sich hundertfach, ja tausendfach in der wartenden Menge fortpflanzt: "Sie kommen! Sie sind da!"

Der erste amerikanische Stoßtrupp hat unser Lager erreicht. Nun ist kein Halten mehr. Die Soldaten werden von allen Seiten umringt. Jeder möchte seinen Befreiern die Hände schütteln. Frauen stürzen weinend in die Knie und küssen ihnen ihre Uniformen. Ein brausender Orkan von Freudenschreien, Lachen und Weinen, alles durcheinander, empfängt die staubbedeckten Krieger. Nur mit großer Mühe können sie sich ihren Weg durch die Menschenmenge bahnen.

Wie soll ich das Gefühl beschreiben, das mich in diesem Augenblick erfaßt? Es läßt sich mit Worten nicht sagen. Und so wie ich empfinden alle, die jene erlösende Stunde erleben durften. Wie ein Traum ist das alles.

Ich habe lange, bittere Jahre hinter mir. Nie ist eine Klage, niemals ein Schmerzenslaut über meine Lippen gekommen, mochte die Qual auch noch so groß sein. Ob Freud ob Leid: Ich empfand kein Gefühl mehr dafür.

Das heutige Erlebnis ist zu überwältigend und vollzieht in meinem Innern eine Wandlung, die alle hemmenden Schranken einreißt. Vergeblich mein Versuch, den Tränenstrom zu unterdrücken. Es reißt mich einfach fort. Meinen Kameraden geht es ebenso. Überall tränenfeuchte, aber glücklich leuchtende Augen. Der Tag, den wir so lange erhofft und erwartet hatten, war nun endlich gekommen: Der Tag unserer Freiheit!

Gestapomann Gustav Brennecke - ein deutscher Beamter

Von Stefan Appelius

Gustav Brennecke wurde am 14. Mai 1895 in Kleinheere bei Hannover als Sohn eines Schneidermeisters geboren. Nach dem Besuch der Volksschule arbeitete er bis zu seinem 19. Lebensjahr als Gehilfe in der Landwirtschaft. Von 1914 bis 1918 nahm er als Soldat am Ersten Weltkrieg teil. Brennecke wurde durch einen Lungenschuß schwer verwundet.

Nach Kriegsende war er zunächst als Angestellter bei der Reichsbahn beschäftigt. 1921 wurde er in Hannover Schutzpolizist. Auf seine Bewerbung hin wurde er 1929 zur Kriminalpolizei übernommen. Vor 1933 will er nach eigenem Bekunden Mitglied der SPD gewesen sein.

Im Mai 1935 wurde Brennecke von der Kriminalpolizei Hannover -angeblich gegen seinen Willen- zur Geheimen Staatspolizei nach Kiel versetzt. Am 1. Mai 1936 erfolgte dann seine Versetzung zur Geheimen Staatspolizei nach Wilhelmshaven. Während seiner dortigen Tätigkeit war er in der Hauptsache im internen Bürobetrieb beschäftigt. Vernehmungen von Beschuldigten nahm er nur gelegentlich vor.

Gegenüber der Staatsanwaltschaft erklärt Brennecke später, er habe den Häftling Otto Oertel geohrfeigt. Oertel sei sehr anmaßend gewesen und habe ihn mit Ironie und Nichtachtung behandelt.

Am 1. August 1938 meldete Brennecke sich aus Wilhelmshaven nach Delmenhorst ab, von wo er ab November 1938 als Gestapo-Beamter in den Sudetengau abkommandiert wurde. Seit Mai 1937 gehörte Brennecke der NSDAP an. Ab November 1938 war er als Untersturmführer Mitglied der SS. Ein mit ihm im Sudetengau tätig gewesener Gestapo-Beamter erklärte später, Brennecke sei "zwar scharf", aber im übrigen sehr "korrekt" und "human" gewesen.

Anfang 1939 wurde Brennecke nach Beendigung seiner Gestapo-Tätigkeit im Sudetengau zunächst zur Kriminalpolizei nach Hamburg zurückversetzt. Bis Kriegsende blieb er nun in Diensten der Kriminalpolizei. Während des Zweiten Weltkrieges war er nach Paris zur Bewachung des früheren französischen Ministerpräsidenten Herriot und anschließend mit dem Aufgabenfeld Brandbekämpfung nach Minsk versetzt worden. Im Winter 1944/45 kehrte er über Königsberg nach Wilhelmshaven zurück.

Direkt nach der Befreiung wurde Brennecke als Gestapo-Beamter vom 8. Mai 1945 bis zum 27. Oktober 1947 interniert. Am 17. Oktober 1947 verhängte das Spruchgericht Bielefeld gegen ihn wegen Zugehörigkeit zur SS eine Geldstrafe von 500,-- Reichsmark.

Im Dezember 1947 erstattete Otto Oertel, der inzwischen von Brenneckes neuem Oldenburger Wohnsitz erfahren hatte, gegen diesen Strafanzeige.

Oberstaatsanwalt Schlesinger (Oldenburg) leitete am 9. Dezember 1948 ein Verfahren gegen Brennecke wegen Aussageerpressung und Verbrechens gegen die Menschlichkeit ein. Unter Vorsitz von Landgerichtsrat Dr. Kramer wurde Brennecke am 23. März 1949 vom Schwurgericht Oldenburg wegen fortgesetzter Aussageerpressung in Tateinheit mit Unmenschlichkeitsverbrechen und in Tateinheit mit fortgesetzter Körperverletzung im Amt zu einer Zuchthausstrafe von einem Jahr und zu den Kosten des Verfahrens verurteilt. Die erlittene Internierungshaft wurde ihm in der Weise auf die erkannte Strafe angerechnet, daß diese als zur Hälfte verbüßt galt. In der Urteilsbegründung hieß es dazu:

"Bei aller Verwerflichkeit der Tat des Angeklagten muß strafmildernd berücksichtigt werden, daß ihm weitere strafbare Handlungen nicht nachgewiesen werden können. Es mag sich in diesem Fall somit um einen Übergriff des Angeklagten handeln, der in seiner Person einmalig gewesen ist. (...) Er scheint tatsächlich ein Mann mit einem warmen Herzen gewesen zu sein. (...) Es erschien deshalb angebracht, es bei der gesetzlichen Mindeststrafe von 1 Jahr Zuchthaus zu belassen."

Brennecke, der sich zu diesem Zeitpunkt noch immer in Freiheit befand, legte gegen das Urteil Revision ein. Der Hauptzeuge Otto Oertel sei nicht glaubhaft.

Der Oberste Gerichtshof für die Britische Zone beschloß jedoch am 25. Mai 1949 einstimmig, die Revision des Angeklagten als offensichtlich unbegründet zu verwerfen. Damit wurde das Schwurgerichtsurteil vom 23. März 1949 gegen Brennecke rechtskräftig.

Am 14. Juli 1949 stellte Brennecke daraufhin, noch immer in Freiheit, ein Gnadengesuch, das am 26. Juli 1949 durch den Oberstaatsanwalt in Oldenburg abgelehnt wurde. Auch eine daraufhin eingelegte Beschwerde seines Rechtsanwaltes blieb ohne Ergebnis.

Brennecke trat seine Haftstrafe am 9. September 1949 in der Strafanstalt Vechta an. Am selben Tag lehnte der Niedersächsische Justizminister Brenneckes Gnadengesuch ab.

Doch Brennecke mußte seine auf sechs Monate begrenzte Mindeststrafe, die ihm spätestens am 8. März 1950 wieder die Freiheit beschert hätte, nicht voll verbüßen. Bereits nach drei Monaten beantragte der Oberstaatsanwalt in Oldenburg, rechtzeitig zu Weihnachten, bedingte Strafaussetzung mit dreijähriger Bewährungsfrist für den früheren Gestapo-Beamten, der im Zuchthaus wegen guter Führung aufgefallen war.

Bleibe abschließend festzustellen, daß Brennecke in seinem Entnazifizierungsverfahren in die Gruppe V (Mitläufer) eingeordnet wurde. Auch dies war kein Einzelfall. Der letzte Wilhelmshavener Nazi-Oberbürgermeister, Dr. Wilhelm Müller (seit 1930 Mitglied der NSDAP) fand sich in der gleichen Kategorie.

Erstaunlich allerdings, daß Brennecke nicht wieder in den Polizeidienst aufgenommen wurde, wie der Großteil seiner früheren Kollegen und Vorgesetzten. Der frühere Bataillonsführer im III. SS-Polizeiregiment 15, Johannes Debring, war nach 1945 als Polizeirat Leiter der Polizeiinspektion und stellvertretender Kommandeur der Schutzpolizei beim Präsidium des Verwaltungsbezirks Oldenburg.

Gustav Brennecke lebte in wirtschaftlich schlechter Situation von Arbeitslosengeld und hier und da einem kleinen Verdienst aus Gelegenheitsarbeiten. Er starb am 25. November 1956 in Oldenburg.

Vom Hilfspolizisten zum KZ-Schutzhaftlagerführer

Der Werdegang des Franz Hofmann

Hofmann, Franz	Eintritt in die NSDAP und SS 1.7.1933 Hilfspolizist in Hof September 1933 Mitglied der Wachmannschaft des KL Dachau 1937 Oberscharführer in Dachau
1939	Hauptscharführer und Rapportführer in Dachau
1941	Untersturmführer und 2. Schutzhaftlagerführer in Dachau
April 1942	Obersturmführer und 1. Schutzhaftlagerführer in Dachau
1.12.1942	Versetzung nach Auschwitz. Einweisung durch Schutzhaftlagerführer Aumeier zum Rampendienst
3.1943 - 11.1943	Lagerführer im Zigeunerlager in Auschwitz November 1943 1. Schutzhaftlagerführer in Auschwitz
20.4.1944	Beförderung zum Hauptsturmführer
15.5.1944	Versetzung nach Natzweiler
Nach Kriegsende unter falschem Namen untergetaucht und nicht mehr zur Familie zurückgekehrt. Als Landarbeiter und Heizer gearbeitet.	
16.4.1959	Verhaftung
19.12.1961	In München zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt
19.8.1965	Im Frankfurter Auschwitz-Prozeß zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt. Außerdem ein schwebendes Verfahren wegen Natzweiler.